August Wilhelm von Schlegel's

vermischte und kritische Schriften.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Zweiter Band.

Charakteristiken und Litteratur.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1846.

August Wilhelm von Schlegel's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Achter Band.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1846.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Urtheile, Gedanken und Einfälle über Litteratur und Kunst. 1798. 3
(Athenäum, 1798. I. 2. S. 3...146. und Kritische Schriften Berl. Reimer 1828. I. S. 418...436.)

II. Litterarischer Reichsanzeiger oder Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. 1799. 34
(Athenäum, 1799. II. 2. S. 328...340.)

III. Entwurf zu einem kritischen Institute. 1800. 50

IV. Vorrede zu: 'Horatio Walpole's historische, litterarische und unterhaltende Schriften, übers. von A. W. Schlegel. Leipzig, Hartknoch. 1800. 8.' 58

V. Bürger. 1800. 64
(Charakt. u. Krit. 1801. II. S. 3...96. — Krit. Schr. II. S. 1...80.)

VI. Vorrede zu: 'Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen. Von Joh. Gottlieb Fichte. Herausg. von A. W. Schlegel. Tübingen, Cotta'sche Buchh. 1801. 8.'

VII Brief an Fouqué. 1806. 142
(Morgenblatt, 1845. Nr. 143...146.)

VIII. Umriße entworfen auf einer Reise durch die Schweiz. 1808. 154
(Alpenrosen. Ein Schweizer-Almanach auf das Jahr 1812. Herausgegeben von Kuhn, Meisner, Wyß u. a. Bern bei J. J. Burgdorfer. Leipzig bei F. A. Leo. 16. S. 245... 266 Jahrg. 1813. S. 92...105. Zum Theil auch im 'Prometheus', Bd. 1. H. 1. S. 73...78. Montbard, im 'Prometheus', Bd. 1. H. 2. S. 15...20.)

Seite

IX. Biographie J. Necker's. 1816. 177
(Zeitgenoßen. Leipzig, Brockhaus. 1816. 8. Bd. I. Abth. 3. S. 93...112.

X. Vorrede zu: 'Ueber den Charakter und die Schriften der Frau von Staël. Von Frau Necker, geb. v. Saussure. Uebers. von A. W. v. Schlegel. Paris, London und Strasburg. 1820. 8.' 203

XI. Abriß von den europäischen Verhältnissen der deutschen Litteratur. 1825. 207
(Handbibliothek der deutschen Litteratur von J. H. Bohte. London, 1825. 8. — Krit. Schr. I. S. 1...14.

XII. Berichtigung einiger Mißdeutungen. 1828. 220
(Erschien selbstständig 1828, Berlin, Reimer. 8.)

XIII. Ueber Friedr. Schlegel. Brief an Windischmann. 1834. 285

XIV. Vorläufiger Entwurf einer neuen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen. 1844. 294

XV. Ueber historische und geographische Bestimmungen der Zoologie. Einleitung einer, vermuthlich zur Vorlesung in der berliner Akademie der Wißenschaften bestimmten Rede. 334

Charakteristiken und Litteratur.

Charakteristiken und Litteratur.

I.

Urtheile, Gedanken und Einfälle
über
Litteratur und Kunst *).
1798.

1.

An das Herkommen glaubend, und immer um neue Tollheiten bemüht; nachahmungssüchtig und stolz auf Selbständigkeit: unbeholfen in der Oberflächlichkeit, und bis zur Gewandtheit geschickt im tief- oder trübsinnig- Schwerfälligen; von Natur platt, aber dem Streben nach überschwänglich in Empfindungen und Ansichten, in ernsthafter Behaglichkeit gegen Witz und Muthwillen durch einen heiligen Abscheu verschanzt: auf die große Masse welcher Litteratur möchten diese Züge etwa paßen?

---

*) [Von diesen Aphorismen aus dem Athenäum I. 2. S. 3...146. hat A. W. v. Schl. die Nummern 1...73. durch Aufnahme in die Krit. Schriften Nr. XIV. S. 417...436. für die seinigen erklärt; die Nummern 74...109 gehören ihm ebenfalls theils nach Anzeichnungen des Herrn Varnhagen von Ense (Nr. 74...78. 80...84. 86...92. 94. 95. 100...106. 109.) theils nach denen des Verfaßers selbst (Nr. 79. 84. 85. 93...99.); die Nummern 107. 108. habe ich auf eigne Gefahr zufügen zu müßen geglaubt. Bg.]

2.

Die schlechten Schriftsteller klagen viel über Tyrannei der Recensenten; ich glaube, diese hätten eher die Klage zu führen. Sie sollen schön, geistvoll, vortrefflich finden, was nichts von dem allen ist; und es stößt sich nur an dem kleinen Umstande der Macht, so giengen die Recensierten eben so mit ihnen um, wie Dionysius mit den Tadlern seiner Verse. Ein Kotzebue hat dieß ja laut bekannt. Auch ließen sich die neuen Erzeugnisse von kleinen Dionysen dieser Art hinreichend mit den Worten anzeigen: „Führt mich wieder in die Latomien.“

3.

Wieland hat gemeint, seine beinah ein halbes Jahrhundert umfaßende Laufbahn habe mit der Morgenröthe unserer Litteratur angefangen, und endige mit ihrem Untergange. Ein recht offenes Geständniß eines natürlichen optischen Betrugs!

4.

Wie das Lebensmotto des poetischen Vagabunden in Claudine von Villabella: „Toll aber klug!“ auch der Charakter mancher genialischer Werke ist: so ließe sich der entgegengesetzte Wahlspruch auf die geistlose Regelmäßigkeit anwenden: „Vernünftig, aber dumm!“

5.

Klopstock ist ein grammatischer Poet und ein poetischer Grammatiker.

6.

Nichts ist kläglicher, als sich dem Teufel umsonst er=

geben; zum Beispiel schlüpfrige Gedichte machen, die nicht einmal vortrefflich sind.

7.

Manche Theoristen vergeßen bei Fragen, wie die über den Gebrauch des Silbenmaßes im Drama, allzusehr, daß die Poesie überhaupt nur eine schöne Lüge ist, von der es aber dafür auch heißen kann:

Magnanima menzogna, ov' or' è il vero
Si bello, che si possa a te preporre?

8.

Es giebt auch grammatische Mystiker. Moriz war einer.

9.

Der Dichter kann wenig vom Philosophen, dieser aber viel von jenem lernen. Es ist sogar zu befürchten, daß die Nachtlampe des Weisen den irre führen möchte, der gewohnt ist im Lichte der Offenbarung zu wandeln.

10.

Johannes Müller wirft *) in seiner vaterländischen Geschichte oft Blicke aus der Schweiz in die Weltgeschichte; seltner aber betrachtet er die Schweiz mit dem Auge eines Weltbürgers.

11.

Sollte sich eine durch Konvenienzen gefeßelte Sprache, wie etwa die französische, nicht durch einen Machtspruch des allgemeinen Willens republikanisieren können? Die Herr-

*) thut 1798.

schaft der Sprache über die Geister ist offenbar: aber ihre heilige Unverletzlichkeit folgt daraus eben so wenig, als man im Naturrecht den ehemals behaupteten göttlichen Ursprung aller Staatsgewalt gelten laßen kann.

12.

Man erzählt, Klopstock habe den französischen Dichter Rouget de Lisle, der ihn besuchte, mit der Anrede begrüßt: wie er es wage in Deutschland zu erscheinen, da sein Marseiller Marsch funfzigtausend braven Deutschen das Leben gekostet? Dieser Vorwurf war unverdient. Schlug Simson die Philister nicht mit einem Eselskinnbacken? Hat aber der Marseiller Marsch wirklich Antheil an den Siegen Frankreichs, so hat wenigstens Rouget de Lisle die mörderische Gewalt seiner Poesie in diesem einen Stücke erschöpft: mit allen seinen übrigen zusammengenommen würde man keine Fliege todt schlagen.

13.

Der parisischen schönen Welt haben Geßners Idyllen gerade so gefallen, wie der an haut goût gewöhnte Gaum sich manchmal an Milchspeisen labt.

14.

Mag es noch so gut sein was jemand vom Katheder herab sagt: die beste Freude ist weg, weil man ihm nicht drein reden darf. Eben so mit dem lehrhaften Schriftsteller.

15.

Sie pflegen sich selbst die Kritik zu nennen. Sie schreiben kalt, flach, vornehmthuend und über alle Maßen

wäßericht. Natur, Gefühl, Adel und Größe des Geistes sind für sie gar nicht vorhanden, und doch thun sie, als könnten sie diese Dinge vor ihr Richterstühlchen laden. Nachahmungen der ehemaligen französischen Schönweltsversemacherei sind das äußerste Ziel ihrer lauwarmen Bewunderung. Korrektheit gilt ihnen für Tugend. Geschmack ist ihr Idol; ein Götze, dem man nur ohne Freude dienen darf. — In diesem Sinne ist die Kritik unter uns geraume Zeit hindurch, und nicht ohne großes Ansehen, in einer sogenannten Bibliothek der schönen Wißenschaften ausgeübt worden.

16.

Es giebt Tage, wo man sehr glücklich gestimmt ist, und leicht neue Entwürfe machen, sie aber eben so wenig mittheilen, als wirklich etwas hervorbringen kann. Nicht Gedanken sind es; nur Seelen von Gedanken,

17.

„Ich will einem Narren niemals trauen," sagt ein sehr gescheiter Narr beim Shakspeare, „bis ich sein Gehirn sehe." Man möchte diese Bedingung des Zutrauens gewissen angeblichen Philosophen zumuthen; was gilt's, man fände papier maché, aus kantischen Schriften verfertigt?

18.

Diderot ist im Fatalisten, in den Versuchen über die Malerei, und überall wo er recht Diderot ist, bis zur Unverschämtheit wahr. Er hat die Natur nicht selten im reizenden Nachtkleide überrascht, er hat sie mitunter auch ihre Nothdurft verrichten sehen.

19.

Seit die Nothwendigkeit des Ideals in der Kunst so dringend eingeschärft worden ist, sieht man die Lehrlinge treuherzig hinter diesem Vogel herlaufen, um ihm, so bald sie etwa nahe genug wären, das Salz der Aesthetik auf den Schwanz zu streuen.

20.

Moriz liebte den griechischen Gebrauch der geschlechtlichen Adjektive für Abstrakte, und suchte etwas Geheimnißvolles darin. Man könnte in seiner Sprache von der Mythologie und Anthusa sagen, daß das Menschliche dem Heiligen sich hier überall zu nähern und das Denkende im Sinnbildlichen sich wieder zu erkennen sucht, aber sich manchmal selbst nicht versteht.

21.

Das Trugbild einer gewesenen goldenen Zeit ist eins der grösten Hindernisse gegen die Annäherung der goldnen Zeit, die noch kommen soll. Ist die goldne Zeit gewesen, so war sie nicht recht golden. Gold kann nicht rosten oder verwittern: es geht aus allen Vermischungen und Zersetzungen unzerstörbar ächt wieder hervor. Will die goldne Zeit nicht ewig fortgehend beharren, so mag sie lieber gar nicht anheben, so taugt sie nur zu Elegien über ihren Verlust.

22.

Zuweilen nimmt man doch einen Zusammenhang zwischen den getrennten und oft sich widersprechenden Theilen unsrer Bildung gewahr. So scheinen die beßeren Menschen

in unsern moralischen Dramen aus den Händen der neuesten Pädagogik zu kommen.

23.

Es giebt Geister, denen es bei großer Anstrengung und bestimmter Richtung ihrer Kraft an Biegsamkeit fehlt. Sie werden entdecken, aber Weniges, und in Gefahr sein, diese Lieblingssätze immer zu wiederholen. Man dringt nicht tief, wenn man einen Bohrer mit großer Gewalt gegen ein Bret drückt, ohne ihn umzudrehen.

24.

Vielleicht muß man, um einen transcendentalen Gesichtspunkt für das Antike zu haben, erzmodern sein. Winckelmann hat die Griechen wie ein Grieche gefühlt. Hemsterhuys hingegen wußte modernen Umfang durch antike Einfachheit schön zu beschränken, und warf von der Höhe seiner Bildung, wie von einer freien Gränze, gleich seelenvolle Blicke in die alte und in die neue Welt.

25.

Wie bequem ist es doch, daß mythologische Wesen allerlei bedeuten, was man sich zueignen möchte! Indem man unaufhörlich von ihnen spricht, glaubt einen der gutmüthige Leser im Besitz der bezeichneten Eigenschaft. Einer oder der andre von unsern Dichtern wäre ein geschlagener Mann, wenn es keine Grazien gäbe.

26.

Dichter sind doch immer Narcisse.

27.

Es ist als wenn die Frauen Alles mit eignen Händen machten, und die Männer mit dem Handwerksgeräth.

28.

Manche haben es in Hermann und Dorothea als einen großen Mangel an Delikatesse getadelt, daß der Jüngling seiner Geliebten, einer verarmten Bäuerin, verstellter Weise den Vorschlag thut, als Magd in das Haus seiner guten Eltern zu kommen. Diese Kritiker mögen übel mit ihrem Gesinde umgehen.

29.

Ihr verlangt immer neue Gedanken? Thut etwas Neues, so läßt sich etwas Neues darüber sagen.

30.

Gewissen Lobrednern der vergangenen Zeiten unserer Litteratur darf man kühnlich antworten, wie Sthenelos dem Agamemnon: Wir rühmen uns viel beßer zu sein denn unsere Väter.

31.

Zum Glück wartet die Poesie eben so wenig auf die Theorie, als die Tugend auf die Moral, sonst hätten wir für's erste noch keine Hoffnung zu einem Gedicht.

32.

Ehedem wurde unter uns die Natur, jetzt wird das Ideal ausschließend gepredigt. Man vergißt zu oft, daß

diese Dinge innig vereinbar sind, daß in der schönen Darstellung die Natur idealisch, und das Ideal natürlich sein soll.

33.

Es ist ein grobes, doch immer noch gemeines Mißverständniß, daß man glaubt, um ein Ideal darzustellen, müße ein so zahlreiches Aggregat von Tugenden wie möglich auf einen Namen zusammengepackt, ein ganzes Kompendium der Moral in einem Menschen aufgestellt werden; wodurch nichts erlangt wird, als Auslöschung der Individualität und Wahrheit. Das Ideale liegt nicht in der Quantität, sondern in der Qualität. Grandison ist ein Exempel, und kein Ideal.

34.

Humor ist gleichsam der Witz der Empfindung. Er darf sich daher mit Bewußtsein äußern: aber er ist nicht ächt, sobald man Vorsatz dabei wahrnimmt.

35.

Die Eigenschaft des dramatischen Dichters scheint es zu sein, sich selbst mit freigebiger Großmuth an andere Personen zu verlieren; des lyrischen, mit liebevollem Egoismus Alles zu sich herüber zu ziehn.

36.

Die Mildthätigkeit ist die schmähliche Tugend, die es in Romanen und Schauspielen immer ausbüßen muß, wenn gemeine Natur zum edlen Charakter erhoben, oder gar, wie in Kotzebues Stücken, anderweitige Schlechtigkeit wieder gut gemacht werden soll. Warum benutzt man nicht die wohl-

thätige Stimmung des Augenblicks, und läßt den Klingelbeutel im Schauspielhause umhergehen?

37.

Noten zu einem Gedicht sind wie anatomische Vorlesungen über einen Braten.

38.

Es heißt, in englischen und deutschen Trauerspielen wären doch so viele Verstöße gegen den Geschmack. Die französischen sind nur ein einziger großer Verstoß. Denn was kann geschmackwidriger sein, als ganz außerhalb der Natur zu schreiben und vorzustellen?

39.

Hemsterhuys vereinigt Platos schöne Seherflüge mit dem strengsten Ernst des Systematikers. Jacobi hat nicht dieses harmonische Ebenmaß der Geisteskräfte, aber desto freier wirkende Tiefe und Gewalt; den Instinkt des Göttlichen haben sie mit einander gemein. Die Dialogen des Hemsterhuys mögen intellektuelle Gedichte heißen. Jacobi bildete keine untadeligen vollendeten Antiken, er gab Bruchstücke voll Originalität, Adel und Innigkeit. Vielleicht wirkt Hemsterhuys Schwärmerei mächtiger, weil sie sich immer in den Gränzen des Schönen ergießt; hingegen setzt sich die Vernunft sogleich in wehrbaren Stand, wenn sie die Leidenschaftlichkeit des gegen sie eindringenden Gefühls gewahr wird.

40.

Duclos bemerkt, es gebe wenig ausgezeichnete Werke, die nicht von Schriftstellern von Profession herrühren. In

Frankreich wird dieser Stand seit langer Zeit mit Achtung anerkannt. Bei uns galt man ehedem weniger als nichts, wenn man bloß Schriftsteller war. Noch jetzt regt sich dieß Vorurtheil hier und da, aber die Gewalt verehrter Beispiele muß es immer mehr lähmen. Die Schriftstellerei ist, je nachdem man sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Tagelöhnerei, ein Handwerk, eine Kunst, eine Wißenschaft und eine Tugend.

41.

Die moralische Würdigung ist der ästhetischen völlig entgegengesetzt. Dort gilt der gute Wille alles, hier gar nichts. Der gute Wille, witzig zu sein, zum Beispiel, ist die Tugend eines Pagliaß. Das Wollen beim Witze darf nur darin bestehen, daß man die konventionellen Schranken aufhebt und den Geist frei läßt. Am witzigsten aber müßte der sein, der es nicht nur ohne es zu wollen, sondern wider seinen Willen wäre, so wie der bourru bienfaisant eigentlich der allergutmüthigste Charakter ist.

42.

Schwerlich hat irgend eine andre Litteratur so viele Ausgeburten der Originalitätssucht aufzuweisen, als unsre. Es zeigt sich auch hierin, daß wir Hyperboreer sind. Bei den Hyperboreern wurden nämlich dem Apollo Esel geopfert, an deren wunderlichen Sprüngen er sich ergötzte.

43.

Schöner Muthwille im Vortrage ist das einzige, was die poetische Sittlichkeit lüsterner Schilderungen retten kann. Sie zeugen von Schlaffheit und Verkehrtheit, wenn sich nicht

überschäumende Fülle der Lebenskraft in ihnen offenbart. Die Einbildungskraft muß ausschweifen wollen, nicht dem herrschenden Hange der Sinne knechtisch nachzugeben gewohnt sein. Und doch findet man unter uns meistens die fröhliche Leichtfertigkeit am verdammlichsten; hingegen hat man das Stärkste in dieser Art verziehen, wenn es mit einer phantastischen Mystik der Sinnlichkeit umgeben war. Als ob eine Schlechtigkeit durch eine Tollheit wieder gut gemacht würde!

44.

Es giebt verdiente Schriftsteller, die mit jugendlichem Eifer die Bildung ihres Volkes betrieben haben, sie aber da fixieren wollten, wo die Kraft sie selbst verließ. Dieß ist umsonst: wer einmal, thöricht oder edel, sich bestrebt hat, in den Gang des menschlichen Geistes mit einzugreifen, muß mit fort, oder er ist nicht beßer dran, als ein Hund im Bratenwender, der die Pfoten nicht vorwärts setzen will.

45.

Es ist ein erhabner Geschmack, immer die Dinge in der zweiten Potenz vorzuziehn, z. B. Kopien von Nachahmungen, Beurtheilungen von Recensionen, Zusätze zu Ergänzungen, Kommentare zu Noten. Uns Deutschen ist er vorzüglich eigen, wo es auf's Verlängern ankommt; den Franzosen, wo Kürze und Leerheit dadurch begünstigt wird. Ihr wißenschaftlicher Unterricht pflegt wohl die Abkürzung eines Auszugs zu sein; und das höchste Produkt ihrer poetischen Kunst, ihre Tragödie, ist nur die Formel einer Form.

46 *).

Die Gesellschaften der Deutschen sind ernsthaft; ihre Komödien und Satiren sind ernsthaft; ihre Kritik ist ernsthaft; ihre ganze schöne Litteratur ist ernsthaft. Ist das Lustige bei dieser Nation immer nur unbewußt und unwillkürlich?

47.

Noch ehe Hermann und Dorothea erschien, verglich man es schon mit Voßens Luise; die Erscheinung hätte der Vergleichung ein Ende machen sollen; allein sie wird jenem Gedicht immer noch richtig als Empfehlungsschreiben an das Publikum mit auf den Weg gegeben. Bei der Nachwelt wird es Luisen empfehlen können, daß sie Dorotheen zur Taufe gehalten hat.

48.

Man kann sagen, daß es ein charakteristisches Kennzeichen des dichtenden **) Genius ist, viel mehr zu wißen, als er weiß, daß er weiß.

49.

Im Stil des ächten Dichters ist Nichts Schmuck, Alles nothwendige Hieroglyphe.

50.

Die Poesie ist Musik für das innere Ohr, und Malerei für das innere Auge: aber gedämpfte Musik, aber verschwebende Malerei.

51.

Mancher betrachtet Gemälde am liebsten mit verschloßnen Augen, damit die Phantasie nicht gestört werde.

---

*) [Soll von A. W. Schl. und Schleiermacher sein.]

**) Genies ist ... es weiß, daß es weiß. 1798.

52.

Von vielen Plafonds kann man recht eigentlich sagen, daß der Himmel voll Geigen hängt.

53.

Für die so oft verfehlte Kunst, Gemälde mit Worten zu malen, läßt sich im Allgemeinen wohl keine andre Vorschrift ertheilen, als mit der Manier, den Gegenständen gemäß, auf's mannichfaltigste zu wechseln. Manchmal kann der dargestellte Augenblick aus einer Erzählung lebendig hervorgehn. Zuweilen ist eine fast mathematische Genauigkeit in örtlichen Angaben nöthig. Meistens muß der Ton der Beschreibung das Beste thun, um den Leser über das Wie zu verständigen. Hierin ist Diderot Meister. Er musiciert viele Gemälde wie der Abt Vogler.

54.

Darf irgend etwas von deutscher Malerei im Vorhofe zu Raphaels Tempel aufgestellt werden, so kommen Albrecht Dürer und Holbein gewiß näher am Heiligthume zu stehn, als der gelehrte Mengs.

55.

Tadelt den beschränkten Kunstgeschmack der Holländer nicht. Für's erste wißen sie ganz bestimmt was sie wollen. Für's zweite haben sie sich ihre Gattungen selbst erschaffen. Läßt sich eins von beiden von der englischen Kunstliebhaberei rühmen?

56.

Die bildende Kunst der Griechen ist sehr schamhaft, wo es auf die Reinheit des Edlen ankommt. Freilich weiß sie

nichts von einer gewissen halben Delikatesse, und zeigt daher die frechen Lüste der Satyrn ohne alle Verhüllung. Jedes Ding muß in seiner Art bleiben. Diese unbezähmbaren Naturen waren schon durch ihre Gestalt aus der Menschheit hinausgestoßen.

57.

Rubens Anordnung ist oft dithyrambisch, während die Gestalten träge und aus einander geschwommen bleiben. Das Feuer seines Geistes kämpft mit der klimatischen Schwerfälligkeit. Wenn in seinen Gemälden mehr innere Harmonie sein sollte, mußte er weniger Schwungkraft haben, oder kein Flamänder sein.

58.

Sich eine Gemäldeausstellung von einem Diderot beschreiben laßen', ist ein wahrhaft kaiserlicher Luxus.

59.

Hogarth hat die Häßlichkeit gemalt, und über die Schönheit geschrieben.

60.

Peter Laars Bambocciaten sind niederländische Kolonisten in Italien. Das heißere Klima scheint ihr Kolorit gebräunt, Charakter und Ausdruck aber durch rüstigere Kraft veredelt zu haben.

61.

Der Gegenstand kann die Dimensionen vergessen machen. Man fand es nicht unschicklich, daß der olympische Jupiter

nicht aufstehen durfte, weil er das Dach eingestoßen hätte; und Herkules auf einem geschnittenen Steine erscheint noch übermenschlich groß. Ueber den Gegenstand können nur verkleinernde Dimensionen täuschen. Das Gemeine wird durch eine kolossale Ausführung gleichsam multipliciert.

62.

Wir lachen mit Recht über die Chinesen, die beim Anblick europäischer Porträte mit Licht und Schatten, fragten, ob die Personen denn wirklich so fleckig wären. Aber würden wir es wagen, über einen alten Griechen zu lächeln, dem man ein Stück mit rembrandschem Helldunkel gezeigt, und der in seiner Unschuld gemeint hätte, so male man wohl im Lande der Kimmerier?

63.

Kein kräftigeres Mittel gegen niedrige Wollust, als Anbetung der Schönheit. Alle höhere bildende Kunst ist daher keusch, ohne Rücksicht auf die Gegenstände; sie reinigt die Sinne, wie die Tragödie nach Aristoteles die Leidenschaften. Ihre zufälligen Wirkungen kommen hiebei nicht in Betracht: denn in schmutzigen Seelen kann selbst eine Vestalin Begierden erregen.

64.

Gewisse Dinge bleiben unübertroffen, weil die Bedingungen, unter denen sie erreicht werden, zu herabwürdigend sind. Wenn nicht einmal ein versoffener Gastwirth, wie Jan Steen, ein Künstler wird, einem Künstler kann man nicht zumuthen, ein versoffener Gastwirth zu werden.

65.

Das Wenige, was in Diderots Essai sur la peinture nicht taugt, ist das Sentimentale. Er hat aber den Leser, den es irre führen könnte, durch seine unvergleichliche Frechheit selbst zurecht gewiesen.

66.

Die einförmigste und flachste Natur erzieht am besten zum Landschaftmaler. Man denke an den Reichthum der holländischen Kunst in diesem Fache. Armut macht haushälterisch, es bildet sich ein genügsamer Sinn, den selbst der leiseste Wink höheren Lebens in der Natur erfreut. Wenn der Künstler dann auf Reisen romantische Scenen kennen lernt, so wirken sie desto mächtiger auf ihn. Auch die Einbildungskraft hat ihre Antithesen: der größte Maler schauerlicher Wüsteneien, Salvator Rosa, war zu Neapel geboren.

67.

Die Alten, scheint es, liebten in der Miniatur das Unvergängliche. Die Steinschneidekunst ist die Miniatur der Bildnerei.

68.

Die alte Kunst selbst will nicht ganz wiederkommen, so rastlos auch die Wißenschaft alle angehäuften Schätze der Natur bearbeitet. Zwar scheint es oft: aber es fehlt immer noch etwas, nämlich gerade das, was nur aus dem Leben kommt, und was kein Modell geben kann. Die Schicksale der alten Kunst indessen kommen mit buchstäblicher Genauigkeit wieder. Es ist als sei der Geist des Mummius, der

seine Kennerschaft an den korinthischen Kunstschätzen so gewaltig übte, jetzt von den Todten auferstanden.

69.

Wenn man sich nicht durch Künstlernamen und gelehrte Anspielungen blenden läßt, so findet man bei alten und neuen Dichtern den Sinn für bildende Kunst seltner, als man erwarten sollte. Pindar kann vor allen der plastische unter den Dichtern heißen, und der zarte Stil der alten Vasengemälde erinnert an seine dorische Weichheit und süße Pracht. Propertius, der in acht Zeilen eben so viel Künstler charakterisieren konnte, ist eine Ausnahme unter den Römern. Dante zeigt durch seine Behandlung des Sichtbaren große Maleranlagen, doch hat er mehr Bestimmtheit der Zeichnung, als Perspektive. Es fehlte ihm an Gegenständen, diesen Sinn zu üben: denn die neuere Kunst war damals in ihrer Kindheit, die alte lag noch im Grabe. Aber was brauchte der von Malern zu lernen, von dem Michel Angelo lernen konnte? Im Ariost trifft man auf starke Spuren, daß er im blühendsten Zeitalter der Malerei lebte, sein Geschmack daran hat ihn bei Schilderung der Schönheit manchmal über die Gränzen der Poesie fortgerißen. Bei Goethe ist dieß nie der Fall. Er macht die bildenden Künste zuweilen zum Gegenstande seiner Dichtungen, außerdem ist ihre Erwähnung darin niemals angebracht, oder herbei gezogen. Die Fülle des ruhigen Besitzes drängt sich nicht an den Tag, sie verheimlicht sich auch nicht. Alle solche Stellen hinweggenommen, würde die Kunstliebe und Einsicht des Dichters in der Gruppierung seiner Figuren, und der einfachen Großheit seiner Umriße unverkennbar sein.

70.

Welche Vorstellungen müßen die Theoristen gehabt haben, die das Porträt vom Gebiete der eigentlich schönen Kunst ausschließen! Es ist gerade, als wollte man es nicht für Poesie gelten laßen, wenn ein Dichter seine wirkliche Geliebte besingt. Das Porträt ist die Grundlage und der Prüfstein des historischen Gemäldes.

71.

Wenn der Geschmack der Engländer in der Malerei, wie die mechanische Zierlichkeit ihrer Kupferstiche befürchten läßt, sich auf dem festen Lande noch weiter verbreiten sollte, so möchte man darauf antragen, den ohnedieß unschicklichen Namen 'historisches Gemälde' abzuschaffen, und dafür 'theatralisches Gemälde' einzuführen.

72.

Die zarte Weiblichkeit in Gedanken und Dichtungen, die auf den Bildern der Angelica Kaufmann anzieht, hat sich bei den Figuren mitunter auf eine unerlaubte Art eingeschlichen. Ihren Jünglingen fehlt es an Männlichkeit, und sie scheinen mit weiblichem Reiz gefallen zu wollen. Vielleicht waren sich die griechischen Malerinnen dieser Gränze oder Klippe ihres Talentes bewußt. Unter den wenigen, die Plinius nennt, führt er von der Timarete, Irene und Lala nur weibliche Figuren an.

73.

Da man jetzt überall moralische Nutzanwendungen verlangt, so wird man auch die Nützlichkeit der Porträtmalerei durch eine Beziehung auf häusliches Glück darthun müßen.

Mancher, der sich an seiner Frau ein wenig müde gesehen hat, findet seine ersten Regungen vor den reineren Zügen ihres Bildnisses wieder.

74.

Die Langeweile gleicht auch in ihrer Entstehungsart der Stickluft, wie in den Wirkungen. Beide entwickeln sich gern, wo eine Menge Menschen im eingeschloßnen Raum beisammen ist.

75.

Das sicherste Mittel unverständlich oder vielmehr mißverständlich zu sein, ist, wenn man die Worte in ihrem ursprünglichen Sinne braucht; besonders Worte aus den alten Sprachen.

76.

Niemand beurtheilt eine Dekorationsmalerei und ein Altarblatt, eine Operette und eine Kirchenmusik, eine Predigt und eine philosophische Abhandlung nach demselben Maßstabe. Warum macht man also an die rhetorische Poesie, welche nur auf der Bühne existiert, Forderungen, die nur durch höhere dramatische Kunst erfüllt werden können?

77.

Manche witzige Einfälle sind wie das überraschende Wiedersehen zwei befreundeter Gedanken nach einer langen Trennung.

78.

Mit dem Schriftstellerruhm ist es oft, wie mit Frauengunst und Gelderwerb. Ist nur erst ein guter Grund ge-

legt, so folgt das Uebrige von selbst. Viele heißen durch Zufall groß. 'Es ist alles Glück nur Glück' ist das Resultat mancher litterarischen Phänomene nicht minder, als der meisten politischen.

79.

Die Unterthanen in einigen Ländern rühmen sich einer Menge Freiheiten, die ihnen alle durch die Freiheit entbehrlich werden würden. So legt man wohl nur deswegen einen so großen Nachdruck auf die Schönheiten mancher Gedichte, weil sie keine Schönheit haben. Sie sind im Einzelnen kunstvoll, aber im Ganzen keine Kunstwerke.

80.

Wenn der Autor dem Kritiker gar nichts mehr zu antworten weiß, so sagt er ihm: 'Du kannst es doch nicht beßer machen.' Das ist eben, als wenn ein dogmatischer Philosoph dem Skeptiker vorwerfen wollte, daß er kein System erfinden könnte.

81.

Man redet immer von der Störung, welche die Zergliederung des Kunstschönen dem Genuß des Liebhabers verursachen soll. So der rechte Liebhaber läßt sich wohl nicht stören!

82.

Nach dem Weltbegriffe ist jeder ein Kantianer, der sich auch für die neueste deutsche philosophische Litteratur interessiert. Nach dem Schulbegriffe ist nur der ein Kantianer, der glaubt, Kant sei die Wahrheit, und der, wenn die Königsberger Post einmal verunglückte, leicht einige Wochen

ohne Wahrheit sein könnte. Nach dem veralteten sokratischen Begriffe, da die, welche sich den Geist des großen Meisters elbständig angeeignet und angebildet hatten, seine Schüler hießen, und als Söhne seines Geistes nach ihm genannt wurden, dürfte es nur wenige Kantianer geben.

83.

Daß es den Adel vaterländischer Festgesänge nicht entweihen kann, wenn sie tüchtig bezahlt werden, beweisen die Griechen und Pindar. Daß aber das Bezahlen nicht allein selig macht, beweisen die Engländer, die wenigstens darin die Alten haben nachahmen wollen. Die Schönheit ist also doch in England nicht käuflich und verkäuflich, wenn auch die Tugend.

84.

Wenn Bürgern ein neues Buch von der Art vorkam, die einen weder kalt noch warm macht, so pflegte er zu sagen: es verdiene in der Bibliothek der schönen Wißenschaften gepriesen zu werden.

85.

Das männliche Geschlecht wird nicht eher durch das weibliche verbeßert werden, als bis die Geschlechtsfolge der Nayren nach den Müttern eingeführt sein wird.

86.

Wie der Roman die ganze moderne Poesie, so tingiert auch die Satire, die durch alle Umgestaltungen bei den Römern doch immer eine klassische Universalpoesie, eine Gesellschaftspoesie aus und für den Mittelpunkt des gebildeten Weltalls blieb, die ganze römische Poesie, ja die gesammte römische Litteratur, und giebt darin gleichsam den Ton an.

Um Sinn zu haben für das, was in der Prosa eines Cicero, Cäsar, Suetonius das Urbanste, das Originalste und das Schönste ist, muß man die horazischen Satiren schon lange geliebt und verstanden haben. Das sind die ewigen Urquellen der Urbanität.

87.*)

Der Agricola des Tacitus ist eine klassisch prächtige, historische Kanonisation eines konsularischen Oekonomen. Nach der Denkart, die darin herrscht, ist die höchste Bestimmung des Menschen, mit Erlaubniß des Imperators zu triumphieren.

88.

Cicero war ein großer Virtuose der Urbanität, der ein Redner, ja sogar ein Philosoph sein wollte, und ein sehr genialischer Antiquar, Litterator, und Polyhistor altrömischer Tugend und altrömischer Festivität hätte werden können.

89.

Ovid hat viel Aehnlichkeit mit dem Euripides. Dieselbe rührende Kraft, derselbe rhetorische Glanz und oft unzeitige Scharfsinn, dieselbe tändelnde Fülle, Eitelkeit und Dünnheit.

90.

Das Beste im Martial ist das, was katullisch scheinen könnte.

91.

In manchem Gedicht der spätern Alten, wie zum Beispiel in der Mosella des Ausonius, ist schon nichts mehr antik, als das Antiquarische.

*) [Nr. 87...92. sind nach einer von Herrn Varnhagen von Ense mitgetheilten Notiz von A. W. Schl. verfaßt. Mir scheinen diese Bemerkungen von Fr. Schl. geschrieben zu sein. Bg.]

92.

Weder die attische Bildung des Xenophon, noch sein Streben nach dorischer Harmonie, noch seine sokratische Anmuth, durch die er liebenswürdig scheinen kann, diese hinreißende Einfalt, Klarheit und eigne Süßigkeit des Stils, kann dem unbefangnen Gemüth die Gemeinheit verbergen, die der innerste Geist seines Lebens und seiner Werke ist. Die Memorabilien beweisen, wie unfähig er war, die Größe seines Meisters zu begreifen, und die Anabase, das interessanteste und schönste seiner Werke, wie klein er selbst war.

93.

Das Demonstrieren a priori führt doch eine selige Beruhigung bei sich, während die Beobachtung immer etwas Halbes und Unvollendetes bleibt. Aristoteles machte durch den bloßen Begriff die Welt kugelrund: nicht das kleinste Eckchen heraus- oder hineinwärts ließ er ihr. Er zog deswegen auch die Kometen in die Atmosphäre der Erde, und fertigte die wahren Sonnensysteme der Pythagoreer kurz ab. Wie lange werden unsre Astronomen, die durch herschelsche Teleskope sehen, zu thun haben, ehe sie wieder zu einer so bestimmten klaren und kugelrunden Einsicht über die Welt gelangen?

94.

Warum schreiben die deutschen Frauen nicht häufiger Romane? Was soll man daraus auf ihre Geschicklichkeit, Romane zu spielen, für einen Schluß ziehen? Hängen diese beide Künste unter einander zusammen, oder steht diese mit jener in umgekehrtem Verhältnisse? Das letzte sollte man beinah aus dem Umstande vermuthen, daß so viele Romane von

englischen, so wenige von französischen Frauen herrühren. Oder sind die geistreichen und reizenden Französinnen in dem Fall affärierter Staatsmänner, die nicht anders dazu kommen ihre Memoiren zu schreiben, als wenn sie etwa des Dienstes entlaßen werden? Und wann glaubt wohl solch ein weiblicher Geschäftsmann seinen Abschied zu haben? Bei der steifen Etikette der weiblichen Tugend in England, und dem zurückgezogenen Leben, wozu die Ungeschliffenheit des männlichen Umgangs die Frauen dort oft nöthigt, scheint die häufige Romanenautorschaft der Engländerinnen auf das Bedürfniß freierer Verhältnisse zu deuten. Man sonnt sich wenigstens im Mondschein, wenn man durch das Spazierengehn am Tage seine Haut zu schwärzen fürchtet.

95.

Ein französischer Beurtheiler hat in Hemsterhuys Schriften le flegme allemand gefunden; ein andrer nach einer französischen Uebersetzung von Müllers Geschichte der Schweiz gemeint, das Buch enthalte gute Materialien für einen künftigen Geschichtschreiber. Solche überschwängliche Dummheiten sollten in den Jahrbüchern des menschlichen Geistes aufbewahrt werden, man kann sie mit allem Verstande nicht so erfinden. Sie haben auch die Aehnlichkeit mit genialischen Einfällen, daß jedes als Kommentar hinzugefügte Wort ihnen das Pikante nehmen würde.

96.

Als ein Merkmal der Aechtheit antiker Münzen kennt man in der Numismatik den sogenannten edlen Rost. Die verfälschende Kunst hat Alles beßer nachahmen gelernt, als dieß Gepräge der Zeiten. Solch einen edlen Rost giebt es

auch an Menschen, Helden, Weisen, Dichtern. Johannes Müller ist ein vortrefflicher Numismatiker des Menschengeschlechts.

97.

Hat Condorcet sich nicht ein schöneres Denkmal gesetzt, da er, von Todesgefahren umringt, sein Buch von den progrès de l'esprit humain schrieb, als wenn er die kurze Frist dazu angewandt hätte, sein endliches Individuum statt jener unendlichen Aussichten hinzustellen? Wie konnte er beßer an die Nachwelt appellieren, als durch das Vergeßen seiner selbst im Umgange mit ihr?

98.

Die Meinung von der Erhabenheit des englischen Nationalcharakters ist unstreitig zuerst durch die Gastwirthe veranlaßt; aber Romane und Schauspiele haben sie begünstigt, und dadurch einen nicht zu verwerfenden Beitrag zu der Lehre von der erhabenen Lächerlichkeit geliefert.

99.

Die Freigeisterei geht immer in dieser Stufenleiter fort: zuerst wird der Teufel angegriffen, dann der heilige Geist, demnächst der Herr Christus, und zuletzt Gott der Vater.

100.

Die Komödien des Aristophanes sind Kunstwerke, die sich von allen Seiten sehen laßen. Gozzis Dramen haben einen Gesichtspunkt.

101.

Ein Gedicht oder ein Drama, welches der Menge ge-

fallen soll, muß ein wenig von Allem haben, eine Art Mikrokosmus sein. Ein wenig Unglück und ein wenig Glück, etwas Kunst und etwas Natur, die gehörige Quantität Tugend und eine gewisse Dosis Laster. Auch Geist muß drin sein nebst Witz, ja sogar Philosophie, und vorzüglich Moral, auch Politik mitunter. Hilft ein Ingrediens nicht, so kann vielleicht das andre helfen. Und gesetzt auch, das Ganze könnte nicht helfen, so könnte es doch auch, wie manche darum immer zu lobende Medicin, wenigstens nichts schaden.

102.

In dem edleren und ursprünglichen Sinne des Worts 'korrekt', da es absichtliche Durchbildung und Nebenausbildung des Innersten und Kleinsten im Werke nach dem Geist des Ganzen, praktische Reflexion des Künstlers, bedeutet, ist wohl kein moderner Dichter korrekter als Shakspeare. So ist er auch systematisch wie kein andrer: bald durch jene Antithesen, die Individuen, Massen, ja Welten in malerischen Gruppen kontrastieren laßen; bald durch musikalische Symmetrie desselben großen Maßstabes, durch gigantische Wiederholungen und Refrains; oft durch Parodie des Buchstabens und durch Ironie über den Geist des romantischen Drama, und immer durch die höchste und vollständigste Individualität und die vielseitigste, alle Stufen der Poesie von der sinnlichsten Nachahmung bis zur geistigsten Charakteristik vereinigende Darstellung derselben.

103.

An die Griechen zu glauben, ist eben auch eine Mode des Zeitalters. Sie hören gern genug über die Griechen

deklamieren. Kommt aber Einer und sagt 'Hier sind welche', so ist Niemand zu Hause.

104.

Ungeachtet er so eine idyllische Natur ist, hat Fontenelle doch eine starke Antipathie gegen den Instinkt, und vergleicht das reine Talent, welches er für unmöglich hält, mit dem ganz absichtslosen Kunstfleiße der Biber. Wie schwer ist es sich selbst nicht zu übersehn! Denn wenn Fontenelle sagt: La gêne fait l'essence et le mérite brillant de la poésie: so scheint's kaum möglich, die französische Poesie mit wenigen Worten beßer zu charakterisieren. Aber ein Biber, der Académicien wäre, könnte wohl nicht mit vollkommnerem Unbewußtsein das Rechte treffen.

105.

Gegen den Vorwurf, daß die eroberten italiänischen Gemälde in Paris übel behandelt würden, hat sich der Säuberer derselben erboten, ein Bild von Carracci halb gereinigt und halb in seinem ursprünglichen Zustande aufzustellen. Ein artiger Einfall! So sieht man bei plötzlichem Lärm auf der Gaße manchmal ein halb rasiertes Gesicht zum Fenster herausgucken; und mit französischer Lebhaftigkeit und Ungeduld betrieben, mag das Säuberungsgeschäft überhaupt viel von der Barbierkunst an sich haben.

106.

Man glaubt Autoren oft durch Vergleichungen mit dem Fabrikwesen zu schmähen. Aber soll der wahre Autor nicht auch Fabrikant sein? Soll er nicht sein ganzes Leben dem Geschäft widmen, litterarische Materie in Formen zu bilden,

die auf eine große Art zweckmäßig und nützlich sind? Wie sehr wäre manchem Pfuscher nur ein geringer Theil von dem Fleiß und der Sorgfalt zu wünschen, die wir an den gemeinsten Werkzeugen kaum noch achten!

107.

Der Satan der italiänischen und engländischen Dichter mag poetischer sein; aber der deutsche Satan ist satanischer; und insofern könnte man sagen, der Satan sei eine deutsche Erfindung. Gewiß ist er ein Favorit deutscher Dichter und Philosophen. Er muß also wohl auch sein Gutes haben, und wenn sein Charakter in der unbedingten Willkürlichkeit und Absichtlichkeit, und in der Liebhaberei am Vernichten, Verwirren und Verführen besteht, so findet man ihn unstreitig nicht selten in der schönsten Gesellschaft. Aber sollte man sich bisher nicht in den Dimensionen vergriffen haben? Ein großer Satan hat immer etwas Ungeschlachtes und Vierschrötiges; er paßt höchstens nur für die Prätensionen auf Ruchlosigkeit solcher Karikaturen, die nichts können und mögen, als Verstand affektieren. Warum fehlen die Sataniſken in der christlichen Mythologie? Es giebt vielleicht kein angemeßneres Wort und Bild für gewiße Bosheiten en miniature, deren Schein die Unschuld liebt; und für jene reizend groteske Farbenmusik des erhabensten und zartesten Muthwillens, welche die Oberfläche der Größe so gern zu umspielen pflegt. Die alten Amorinen sind nur eine andre Race dieser Satanisken.

108.

Vorlesen und Deklamieren ist nicht einerlei. Dieses erfordert den richtig höchsten, jenes einen gemäßigten Aus-

druck. Deklamation gehört für die Ferne, nicht in das Zimmer. Die laute Stimme, zu welcher sie sich, um den gehörigen Wechsel hervorzubringen, erhöhen muß, beleidigt ein feines Gehör. Alle Wirkung geht in der Betäubung verloren. Mit Gestikulation verbunden wird sie widrig, wie alle Demonstrationen heftiger Leidenschaft. Die gebildete Empfindung kann sie nur in solcher Entfernung ertragen, die gleichsam wieder einen Schleier über sie wirft. Der Ton, statt sich zu erheben, muß, um die Wirkung durch ein andres Mittel hervorzubringen, gedämpft, in der Tiefe gehalten und der Accent nur so bezeichnet werden, daß das Verstehen dessen, was man liest, angedeutet wird, ohne das Gelesene ganz auszudrücken. Bei epischen Gedichten und dem Roman insbesondre sollte der Vorleser nie von seinem Gegenstande hingerißen scheinen, sondern die stille Superiorität des Verfaßers selbst behaupten, der über seinem Werke ist. Ueberhaupt wäre es sehr nöthig das Vorlesen zu üben, damit es allgemeiner eingeführt würde, und sehr nöthig es einzuführen, um es desto beßer zu üben. Bei uns bleibt die Poesie wenigstens stumm, und wer denn doch zum Beispiel den Wilhelm Meister nie laut gelesen oder lesen gehört hätte, der hat diese Musik nur in den Noten studiert.

109.

Wie die Novelle in jedem Punkt ihres Seins und ihres Werdens neu und frappant sein muß, so sollte vielleicht das poetische Märchen und vorzüglich die Romanze unendlich bizarr sein; denn sie will nicht bloß die Phantasie interessieren, sondern auch den Geist bezaubern und das Gemüth reizen; und das Wesen des Bizarren scheint eben in gewissen will-

kürlichen und seltsamen Verknüpfungen und Verwechslungen des Denkens, Dichtens und Handelns zu bestehn. Es giebt eine Bizarrerie der Begeisterung, die sich mit der höchsten Bildung und Freiheit verträgt, und das Tragische nicht bloß verstärkt, sondern verschönert und gleichsam vergöttlicht; wie in Goethes Braut von Korinth, die Epoche in der Geschichte der Poesie macht. Das Rührende darin ist zerreißend und doch verführerisch lockend. Einige Stellen könnte man fast burlesk nennen, und eben in diesen erscheint das Schreckliche zermalmend groß.

II.

Litterarischer Reichsanzeiger

oder

Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.

1799.

Künftige Schriften.

Ein Gelehrter, den unsre Nation als den vielseitigsten Konrektor verehrt, der bereits zwei Modejournale herausgiebt, und als Amanuensis eines berühmteren Schriftstellers einem dritten, etwas aus der Mode gekommenen, das Leben durch den Phosphor der Neuigkeiten fristet, der außerdem seine vielhändige Wirksamkeit über ein halb Dutzend Zeitschriften und Zeitungen verbreitet, ist zu einem ganz neuen 'Journal der Journalistik oder der Kunst, Journale zu stiften und zu erhalten', entschloßen. Niemand wird bei der litterarischen Sitte unsers Zeitalters, seine Gedanken in schnell umlaufenden Heften zu kolportieren, die jeder Schriftsteller, der wirken will, mitmachen muß, an der Wichtigkeit dieser Kunst zweifeln, eben so wenig an der Befugniß des Herausgebers, sie an's Licht zu stellen. Wie er überall klassische Brocken bei sich trägt und sie selbst auf den Putztischen der Damen auskramt, so, daß nicht selten auf den Schmetterlingsflügeln seiner Eleganz etwas von dem bekannten Staube klebt, der ihre Flüchtigkeit durch die gehörige Schwere mäßigt, so heißt auch dießmal sein Motto:

Opportuna mea est cunctis natura figuris,
In quamcumque voles, verte

Nur die schließenden Worte des Distichons, decorus ero, bleiben weg, und aus guten Gründen. Da ein deutsches Journal fast nicht ohne einen mythologischen Namen bestehen kann, so daß beinahe der ganze Göttervorrath des Heidenthums, bis auf die Parcen und Furien nach, erschöpft worden ist, so dürfte vielleicht 'Vertumnus', von dem jene Zeilen reden, auf dem Titel prangen, welches dann zu einer Abhandlung über diese etrurische Gottheit mit vielen Citaten Anlaß geben wird. Er wird zeigen, daß eine geschmeidige Biegsamkeit der Grundsätze das erste Erforderniß zu einem Journalschreiber ist: die Erscheinung nach Monaten sei symbolisch zu nehmen, und wie sich die Gestalt des Jahres mit dem Lauf derselben ändre, so habe auch ein Journal seine Monatswahrheiten. Sehr deutlich wird er machen, wie sich das oberflächliche Verdienst durch Gefälligkeit, Brauchbarkeit, mündliche und schriftliche Bezeugungen unendlicher Devotion zu ausgebreiteten Verbindungen mit Gelehrten durcharbeitet; wie man eine weitläuftige Korrespondenz für seine Journale benutzt, indem die Leser selbst vor gleichsam ungesalznem Gewäsch einige Ehrerbietung bekommen, wenn London, Paris oder Rom darüber steht, weil es doch so weit hergereist ist und nothwendig viel Postgeld gekostet haben muß; wie man abgeschmackte Urtheile über die kantische Philosophie in's Ausland schreibt und sie sich von dorther wieder zurück melden läßt; wie man beim Recensieren, wo man anonym ist, niemals ermangelt seine eignen Schriften zu citieren, damit es doch irgend jemand thue; wie man ohne Schamerröthen Briefe und Aufsätze einrückt, in denen man selbst die derbsten Zurechtweisungen, ja Demüthigungen empfängt, und sie noch mit empfehlenden Anmerkungen begleitet; (z. B. man hat in einer Uebersicht der englischen

Litteratur, Oppositionsjournalen zufolge, Manches in ein verächtliches oder feindseliges Licht gestellt, ein unterrichteter Engländer von entgegengesetzten Ansichten widerspricht, und läugnet Alles gerade zu, man befördert seine unparteilichen Aussprüche nicht bloß zur Bekanntmachung, sondern erhebt in dem Prolog dazu ein Geschrei über die abscheuliche Verschwörung gegen die Meinung von der englischen Nation, die in Deutschland immer mehr überhand nehme u. s. w.); wie man sich ohne Beruf in Alles mischt, und bei einer gänzlichen Unfähigkeit das Schöne zu fühlen, sich über Künstler und Kunstwerke ein Urtheil zusammenhorcht, und dieses dann, wenn man eine große Autorität hinter sich zu haben glaubt, auf das zuversichtlichste und mit anmaßendem Enthusiasmus ausruft; wie man nach allen Seiten schiefe und leere Anpreisungen austheilt, bald des Schriftstellers oder des Buchhändlers oder des Kupferstechers, und die Wendungen dazu stets aufzufinden weiß (vielleicht wird bei dieser Gelegenheit eine räsonnierende Uebersicht aller derer gegeben, die dem Herausgeber bisher auf diese Art verpflichtet zu sein Ursache haben), sollten sie auch nur in Noten Platz finden können, wo die unterwürfige Gesinnung durch die Stelle auf der Seite und den kleineren Druck um so bildlicher wird; wie man, zu furchtsam, selbst einen Hieb zu versetzen, sich dergleichen von seinen Korrespondenten überschicken läßt, das im Text Gesagte in der Note modificiert, und die Modifikation halb wieder zurücknimmt. Den unverhältnißmäßigen Umfang des eben geschloßnen Perioden mag der Umfang der Wißenschaft entschuldigen, wovon er doch nur einige Beispiele liefert. Um mehre Zwecke auf einmal zu erreichen, wird die Kunst, in vielen Worten wenig zu sagen, nicht besonders und theoretisch, sondern praktisch im Laufe des üb=

rigen Unterrichts vorgenommen werden. Eben so die Theorie der pikanten Ankündigungen, die das Alte zur Neuheit adeln, und das Neue durch Altes aufstutzen müßen. Die gegenwärtige muß einem solchen Meister viel zu matt und unbedeutend scheinen. Wir schließen daher in der Zuversicht, er werde unsrer wohlmeinenden Ungeschicklichkeit zu Hülfe kommen, und in seinen sämmtlichen Journalen, und wo man sonst dergleichen einzurücken pflegt, unsre Ankündigung eiligst und nachdrücklichst ankündigen.

Der Herausgeber des Genius der Zeit und des Musageten stiftet ‘Annalen der leidenden Schriftstellerei’, nicht in zwanglosen, sondern in nothgedrungenen Heften: eine Anstalt, deren Bedürfniß so allgemein gefühlt wird, daß sie großen Beifall finden muß. Allen Mühseligen, Beladnen und Zerschlagnen ist hiemit ein Lazareth geöffnet, wo sie wenigstens den Trost haben, ihre Wunden zu zeigen, wenn sie auch dadurch nicht geheilt werden sollten. Hier werden einige von den bejahrteren Schriftstellern Klagen darüber anstimmen, daß das goldne Zeitalter unsrer Litteratur noch nicht vorüber sein soll; andre ihrem gerechten Unwillen und ihrer Mißlaune über die Fortschritte der Kunst und Wißenschaft Luft machen. Barmherzige Gemüther werden die Inhumanität einer Kritik schmähen, die den Pelz wäscht und ihn wirklich naß macht. Die unerhörte Frechheit Einiger, ein eignes Urtheil zu haben, wird mit schwindelndem Erstaunen berichtet, Witz und Spott aber, als die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist, überall in die tiefste Hölle verdammt werden. Der Herausgeber selbst wird in einem Heft

um das andre über eine Xenie wehklagen und schelten, die vor einer Anzahl Jahre auf ihn gemacht ward. Man wird Nachricht von dem Tode solcher Weltweisen ertheilen, die an einer einzigen wider sie gerichteten Zeile vor Gram gestorben sind. Da das Schrift-stellen wie billig in seiner weitesten Bedeutung genommen wird, so können auch Schulknaben ihre ungerecht beurtheilten Exercitia hier abdrucken laßen, um die Welt zwischen sich und ihren Präceptoren zum Richter zu machen. Man schmeichelt uns, es werde vom Athenäum auf eine oder die andre Art in diesen Annalen die Rede sein.

Wieland wird Supplemente zu den Supplementen seiner sämmtlichen Werke herausgeben, unter dem Titel: 'Werke, die ich sogar für die Supplemente zu schlecht halte, und völlig verwerfe'. Diese Bände werden aber unbedruckte Blätter enthalten, welches sich besonders bei dem geglätteten Velin schön ausnehmen wird.

Nachdem Hr. Hofrath Hirt durch seinen Versuch über das Kunstschöne (Horen 97. St. VII.) die Welt aus der Verworrenheit der bisherigen Theorien gerettet, indem man nun klar einsieht, wie 'schön' von 'scheinen' herkömmt, und daß 'alle unsre angenehmen Empfindungen entweder das Wahre, das Gute oder das Schöne zum Grunde haben': (wenn man bei einer Vorlesung des Hrn. Hirt einschläft, aus welcher der drei Quellen mag diese angenehme Empfindung wohl herfließen?): so wird er eine vollständige 'Geschichte der bildenden Künste bei den Alten' geben, worin er zeigen wird, daß die Charakteristik der Hauptgrundsatz derselben gewesen sei. Dieses merkwürdige Princip, welches er

während seines vieljährigen Aufenthalts in Italien entdeckt, und bis jetzt nur noch in drei Abhandlungen eingeschärft hat, besteht darin, daß in der alten Kunst ein Pferd völlig wie ein Pferd, ein Centaur wie ein Centaur abgebildet wurde; dazu kam noch 'die Individuellheit der Attitüde' (Archiv 98. St. XI. S. 439.): eine Venus nahm 'den gewöhnlichen Akt der jungfräulichen Schamhaftigkeit' vor, (Horen 97. St. X. S. 19.) u. s. w. Dem zufolge hätten wir in den Bemerkungen über Hrn. Hirts Kunstkennerschaft ganz unverhoffter Weise ein Kunstwerk im griechischen Stil geliefert, welches uns sehr erfreulich ist. Wir sind auch darin dem Beispiel der alten Künstler gefolgt, daß wir uns bei der Wahl des Gegenstandes nicht durch das Wohlgefällige haben bestimmen laßen (ebend. S. 24.), da uns vielmehr jene alten Medusenköpfe 'mit vorreckender Zunge und gewaltigen Verzerrungen' (Archiv. S. 449.) vorschwebten. Hr. Hirt (S. 437.) 'wollte sich auch in die Reihe der Aesthetiker stellen, und ein Wort zu Männern als Mann sprechen'; ein Widerspruch war ihm daher äußerst befremdlich und störend. Er muß sich nur ja nicht aus der Faßung bringen laßen, sondern im beredten Vortrage seiner geschmackvollen Lehren über die alte Kunst fortfahren, so wird die Tugend (welche 'schön machet', und beiläufig zu bemerken, 'in Ausübung bestehet', Horen St. VII. S. 12.) am Ende 'eine Lichtkrone um das Haupt des unerschütterten Tugendhaften formieren'.

Der Verfaßer der Borussias ist eben am hundert zwei- und funfzigsten Gesange seiner 'Jenischias', eines Heldengedichtes in Hexekontametern, das fortgesetzt wird. In diesem Gesange beschreibt er, wie er einmal als Studium zur

Borussias alle seit Erschaffung der Welt geschriebnen Heldengedichte in vierzehn Tagen durchgelesen. Seine berühmte Fehde mit dem Magister Reinhard wegen einer Briefverfälschung hofft er in zehn Gesängen abzuthun; die Vergleichung von vierzehn Sprachen zum Behuf einer Preisaufgabe der Berliner Akademie ebenfalls. Die Erfindung der 'gestirnten Oden', nämlich solcher, die häufig durch drei Sternchen in Absätze gesondert werden, weil sie in einem Striche fort zu langweilig sein würden (Berl. Archiv 99. St. I.), soll einstweilen den Beschluß machen.

Preis-Aufgaben.

Der Buchhändler Nicolai der ältere hat kürzlich in einem krankhaften Zustande allerlei fremde Geister gesehn, und wünscht sehnlich nun auch den seinigen zu erblicken. Demjenigen Gelehrten, welcher ihm die Mittel angeben kann, dieses schwierige Unternehmen auszuführen, wird eine verhältnißmäßige Belohnung versprochen.

Derjenige, welcher beweisen kann, daß er, ohne irgend eine Nebenabsicht bloß um das Fortkommen der Aesthetik zu befördern, die 'Urania des Herrn von Ramdohr' zu Ende gelesen habe, soll zur Prämie die 'ästhetischen Versuche des Herrn von Humboldt' erhalten. Wer die Lektüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen ist, erhält 'zwanzig' noch ungedruckte 'Gedichte von Matthisson'.

Medicinische Anzeige.

Das Philosophieren ist eine bekanntlich zwar nur seltene, aber in allen Gestalten, welche sie annimmt, höchst bedenkliche und gefährliche Krankheit hoffnungsvoller Jünglinge. Ein wunderbares, ununterbrochen heftiges Delirium, eine auszehrende und besonders die Sprachwerkzeuge völlig austrocknende Waßerscheu, und eine gewöhnlich unheilbare Unfähigkeit, verständliche Werke und mäßiges Räsonnement hervorzubringen, oder auch nur mit Anstand und Geschmack zu genießen: das sind die gewöhnlichsten Uebel, die aus dieser Quelle entspringen, und die jeder verständige Mann, der das Glück der Gesundheit zu schätzen weiß, nicht ohne das innigste Mitleid ansehen kann. Leider ist es bekannt genug, daß überdieß viele ganz gesunde junge Leute sich einbilden, an dieser Krankheit darniederzuliegen, und daß diese sonderbare Art von Hypochondrie, deren Ursache mit Recht in der außerordentlichen Witterung unsers Jahrzehends gesucht worden ist, dem litterarischen Gemeinwesen eben so viel gute Köpfe entzieht, als die Krankheit selbst. Man glaubt daher allen, denen das Beste der deutschen Litteratur aufrichtig am Herzen liegt, wie auch allen wahren Freunden der Jugend einen nicht geringen Dienst zu leisten, wenn man sie auf ein gegen beide Uebel, die leider oft ganz falsch behandelt werden, bewährtes Mittel auf's Neue aufmerksam macht. Es ist dieses die bereits rühmlich bekannte

'antiphilosophische Latwerge'

von deren großem Nutzen in den verwickeltsten Fällen die glaubhaftesten Zeugnisse beigebracht werden können. Noch ist es keinem Chemiker gelungen, die wahren Bestandtheile dieses im Grunde sehr einfachen Mittels zu entdecken, indem sich alle durch einen Geschmack nach gesundem Verstand und

reifer Erfahrung, der diesem Medikament sehr künstlich beigemischt ist, haben hintergehen laßen, und das Publikum wird hiemit vor allem, was darüber verbreitet worden ist, nachdrücklichst gewarnt. Ein Theil desselben hat sich zwar über die widrige Zähigkeit und das große Volumen dieser trefflichen Arzenei beschwert; man kann aber auf Glauben versichern, daß wegen des Aufbrausens, welches bei der Komposition nicht zu vermeiden ist, eine andere Form nicht ausgemittelt werden kann, und diese Eigenschaften vielmehr die Kennzeichen der höchsten Güte und Vortrefflichkeit sind; daher auch der Erfinder es immer weiter darin zu bringen sucht. Die Latwerge wird einzig und allein in Fr. Nicolais Laboratorien zu Berlin und Schöneiche aufrichtig fabriciert, und ist in allen Buchhandlungen und Trödelbuden in Kommission zu haben; die ganze Portion in 17 Bänden kostet $5\frac{1}{2}$ Rthlr.; halbe Portionen ohne die Reisebeschreibung $2\frac{2}{3}$ Rthlr. Besondere Gebrauchszettel sind nicht nöthig, da man die Dosis nicht leicht zu stark nehmen kann, und es ist im Allgemeinen zu bemerken, daß eine magere Diät zu halten ist, und man sich mit gutem Nutzen nebenbei der Schriften der Herren Schwab und Eberhard, als schweißtreibender Mittel, bedienen kann.

Dienstentlaßung.

In Erwägung

daß Niemand sich mit Erfolg über das Zeitalter lustig machen kann, als wer auf der Höhe desselben steht;

daß es der Mathematik auf eine gefährliche Art vergolten werden könnte, wenn sie sich herausnimmt, über die Philosophie zu spotten;

daß in einem Zustande, wo gewisse Vorstellungen fix geworden, z. B. wenn jemand nach den Begebenheiten des jetzigen französischen Krieges immer noch nicht von der Schlacht bei Rosbach aufhören kann, keine wahrhaft neuen Einfälle mehr zu hoffen sind;

daß man von dem Satiriker und Epigrammatisten billig erwartet, sie werden die Schärfe ihrer Censur gegen sich selbst richten, und ihre unnützen Papierschnitzeln, statt sie in alle Taschenbücher und bis in den litterarischen Anzeiger ausfliegen zu laßen, an einen ganz andern Ort befördern;

daß endlich nichts trauriger an das Looß der menschlichen Dinge erinnert, als wenn ein halbwitziger Einfall, wegen Abgang der zum Versificieren nöthigen Geschmeidigkeit, auf dem halben Wege zum Epigramm ermattet liegen bleibt:

ist mit Anerkennung der vieljährigen geleisteten Dienste und Beibehaltung aller Titel und Besoldungen der Witz des Hofrath Kästners gnädigst in einen ehrenvollen Ruhestand versetzt worden.

Merkwürdiger Scheintod.

Bekanntermaßen war die ‘Berlinische Monatsschrift’ nach einer langwierigen Zehrung und Austrocknung aller Säfte, welche sich selbst auf das Gehirn erstreckte, fast unmerklich entschlummert. Alles war schon zur Beerdigung veranstaltet, die Leidtragenden, als die Herren Biester, Gedicke, Nicolai, hatten sich versammelt und waren eben beschäftigt, Berlinische Blätter auf den Sarg ihrer zärtlich geliebten Freundin zu streuen, als sie ganz unverhoffter Weise Zeichen

des Lebens gab, sich aufrichtete und ihre väterlichen Verpfleger wieder erkannte. Was noch mehr Verwunderung erregte, war, daß sie sogleich in denselben Gesprächen fortfuhr, unter denen sie verschieden war. Wie sie immer die Aufklärung darein gesetzt hatte, keine Gespenster zu glauben, beschäftigte sie sich vor allen Dingen mit Untersuchung einer vorgefallnen Spukgeschichte, ließ Winke über den Kryptokatholicismus fallen, und äußerte viel Berlinischen Patriotismus, der sich immer auf Zahlen, Mortalitäts-Listen und dergl., bezog. Franklins moralischen Küchenzettel, nach welchem er wöchentlich Eine Tugend zur Hauptschüßel machte, die übrigen aber nur in Assietten servierte, erklärte sie für den Gipfel menschlicher Weisheit. Kurz sie lebte nicht nur, sondern es war auch völlig die alte wieder. Dieses merkwürdige Beispiel wird zur Warnung vor allzu schleuniger Beerdigung bei ähnlichen Todesfällen, die etwa bald bevorstehen möchten, bekannt gemacht. Zwar behaupten einige junge Aerzte, die vermuthlich dem brownschen System anhängen und sich durch Paradoxien auszeichnen wollen, seltsamer Weise, es sei hier gar nicht von einem Scheintode, sondern vielmehr von einer Scheinbelebung die Rede.

B e r i c h t i g u n g.

Durch einen Druckfehler steht auf dem Titel eines der neuesten Werke von Jean Paul 'Palingenesien'. Es soll 'Palillogien' heißen.

Personen, so gesucht werden.

Man wünscht einen Mann von gesetzten Jahren, der nie in seinem Leben einige Erwärmung von einem Werke des Genies verspürt, überhaupt gegen alle Originalität eine innerliche Abneigung hegt, beiläufig einige Verse gemacht hat, auch bereit ist, den Eid auf die symbolischen Bücher der Korrektheit, als Batteux von Ramler übersetzt u. s. w., abzulegen, und übrigens eine leserliche, fließende und weitläuftige Hand schreibt, als 'Mitarbeiter der Bibliothek der schönen Künste und Wißenschaften' gegen ein mäßiges Honorar zu engagieren. Anderweitige Emolumente bei der Stelle sind, daß er die Komödien und politischen Schriften des Buchhändlers und Magisters Dyck gratis erhält, auch auf Verlangen zum Leipziger Magister kreiert werden soll.

Entdeckung.

Herr Fr. Nicolai hat letzthin in einer der königl. Akademie der Wißenschaften zu Berlin vorgelesenen Abhandlung, zur völligen Widerlegung des transcendentalen Idealismus, einen auf eigne Beobachtung gegründeten und also unumstößlichen Unterschied zwischen Erscheinungen und Dingen an sich erörtert. 'Verschwindet etwas, wenn man sich sechs 'Blutigel an den After setzen läßt, so ist es eine bloße 'Erscheinung; bleibt es, so ist es eine Realität oder', welches in seiner Sprache einerlei gilt, 'ein Ding an 'sich.' Ungeachtet nun der Akademist sich durch jenes Mittel von einem kranken Zustande, während dessen er allerlei Phantasme vor sich herumwandeln sah, gründlich geheilt glaubte, so wollten doch einsichtsvolle Kenner be-

merken, daß in der Abhandlung die eigne 'lebhafte Einbildungskraft' des Verfaßers herumspuke, die offenbar kein Ding an sich, auch keine Realität, nicht einmal eine rechtliche, ordentliche Erscheinung, sondern lediglich ein Phantasma sei. Man beschloß also die Kur zu erneuern, und die Blutigel wurden sogleich noch einmal appliciert. Dieß hatte den gewünschten Erfolg: der Patient erkannte nun, daß das, was er bisher für seine lebhafte Einbildungskraft gehalten, bloße Hämorrhoiden gewesen; er gestand auch mit vieler Beschämung, daß seine neueren Schriften, worin er sich wie ein Blutigel an die Werke der vortrefflichsten Zeitgenoßen, eines Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, u. a. anzusaugen versucht, jedesmal aber kraftlos abgefallen, bloß aus einer mit dunklem Bewußtsein verknüpften Nachahmung des Arzneimittels, welches ihm fehlte, entstanden sein müßten, und bat, das Andenken dieser Krankheits-Symptome wo möglich auszulöschen. Die Akademie will dem Vernehmen nach das Ihrige thun, um jene Schriften dem Auge des Publikums zu entziehen, und sie in dieser Absicht unter ihre eignen Mémoires aufnehmen.

Anfrage.

Man wünscht belehrt zu werden, wie sich eine gelehrte Zeitung ohne alle Anonymität einrichten ließe. Es ist zwar nicht unbekannt, daß kürzlich bei einer solchen Anstalt die Nennung der Recensenten zum Gesetz gemacht worden; dieß hat aber zur Folge gehabt (was man eben vermeiden möchte), daß plötzlich sowohl die recensierten Schriften, als die dar-

über gesagten Dinge, anonym wurden; die vielen anonymen Namen der Beurtheiler nicht einmal gerechnet.

Sachen, so zu verkaufen.

Bei der allgemeinen Revision einer Handlung ergiebt es sich bisweilen, daß sehr gute Artikel von altem Schrot und Korn auf dem Lager geblieben sind, bloß deswegen, weil das belehrungliebende Publikum nicht weiß, daß sie noch zu haben sind. Als einen Anhang zu seiner Handbibliothek macht Herr Fr. Nicolai hiemit bekannt: daß noch für junge Gelehrte eine ansehnliche Partie von seinen überverdienstlichen Jahren zu haben ist, die er mit verhältnißmäßigen Portionen von seiner lebhaften Einbildungskraft und seinem Streben mit der Zeit fortzuschreiten, indem diese Artikel nicht getrennt werden dürfen, zusammen verkaufen will: Alles aus Liebe zur deutschen Litteratur und besonderer Umstände wegen auf kurze Zeit um einen sehr billigen Preis.

Buchhändler-Anzeige.

The last dying speech of a malefactor sentenced to death by the high court of philosophy, oder 'Glaubwürdiger Bericht von der langen Verstocktheit und endlichen reuevollen Bekehrung des zum litterarischen Tode verurtheilten Nicolaus Saalbader, nebst den beweglichen Reden, so er auf dem Wege zum Richtplatz geführt', ist in allen Buchhandlungen für 3 Kreuzer zu haben.

Neue Fabrik.

Der Prediger Schmidt zu Werneuchen hat die Kunst erfunden, aus den Fasern von Heidekraut, Disteln, Binsen, Mauerpfeffer u. dergl., einen etwas groben, jedoch haltbaren Kattun zu verfertigen. Die Stempel der darauf gedruckten Muster sind ebenfalls von seiner Hand, sie stellen theils einheimische Blumen vor, die nicht nur nach der Zahl und Größe der Blätter, sondern mit allen Staubfädchen und Pünktchen auf das genaueste abgebildet sind, theils ländliche Hausgeräthe, als Butterfäßer, Kinderstülchen, Bierkrüge. Auf einigen größeren zu Bettvorhängen bestimmten Mustern sind die romantischen Gegenden um Werneuchen, Dörfer mit Kirchthürmen, Windmühlen, Sandberge u. s. w. angebracht. Bis jetzt hat er bloß Privatversuche gemacht, da er diese aber verschiednen gelehrten Gesellschaften vorgelegt und ihre Billigung erhalten, so ist er entschloßen, die Sache nunmehr in's Große zu treiben, und besonders Landpredigerstöchter dazu*) anzulehren. Zur Belohnung hat er sich nur ein Privilegium auf zehn Jahre erbeten. Man hofft, es könne ein bedeutender Handelsartikel für die Mark Brandenburg werden.

Ankündigung.

Auf dem nicht vorhandenen National-Theater der nicht vorhandnen Hauptstadt der nicht vorhandnen deutschen Nation wird bei der Eröffnung aufgeführt:

---

*) anzulernen 1799.

Kotzebue in England,
oder
die Auferweckung der schlummernden Plattheit,
eine weinerliche Posse in fünf Aufzügen, nebst einem Prolog
gesprochen von W. Shakspeare.

— — O Hamlet, welch ein Abfall!
Von mir, deß Liebe von der Aechtheit war,
Daß Hand in Hand sie mit dem Schwure gieng,
Den ich bei der Vermählung that, erniedert
Zu einem Sünder, von Natur durchaus
Armselig gegen mich!
Allein wie Tugend nie sich reizen läßt,
Buhlt Unzucht auch um sie in Himmelsbildung;
So Lust, gepaart mit einem lichten Engel,
Wird dennoch eines Götterbettes satt
Und hascht nach Wegwurf. —

Als Nachspiel:

Der Deutsche Jakobinismus,
oder
Abbé Barruel im Tollhause.

Citatio edictalis.

Nachdem über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus **Wieland** in Weimar, auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler andern Autoren Concursus Creditorum eröffnet, auch in der Masse mehreres Verdächtige und dem Anschein nach dem Horatius, Ariosto, Cervantes und Shakspeare zustehendes Eigenthum sich vorgefunden; als wird jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen kann, hiedurch vorgeladen, sich binnen sächsischer Frist zu melden, hernachmals aber zu schweigen.

III.

Entwurf
zu einem kritischen Institute.
1800.

Die hauptsächlichsten Fehler der bis jetzt bestehenden recensierenden Zeitschriften sind: Mangel an unparteilicher und rücksichtsloser Schärfe der Kritik; große Ungleichheit in dem Maßstabe der Beurtheilung, weil die Mitarbeiter auf äußerst verschiednen Punkten der Fähigkeit und Ausbildung stehen; allzu langes Verweilen bei dem Mittelmäßigen und Schlechten, und zu kurze Abfertigung oder gänzliche Uebergehung des Wichtigen und Vortrefflichen; Ungleichheit in der Zeit der Beurtheilung, indem einiges sogleich nach seiner Erscheinung angezeigt wird, andres erst Jahre nachher, wenn schon das ganze Verhältniß des Werkes zu dem bis dahin Geleisteten verändert ist; Zufälligkeit der Anordnung, oder vielmehr absichtliche Zerstückelung, und Vermeidung einer solchen, die irgend eine Uebersicht gewährte; endlich Einförmigkeit, Trockenheit und Geistlosigkeit in der Form oder Unform des Vortrags.

Hiezu kommt noch bei solchen gelehrten Zeitungen, die auf Allgemeinheit ausdrücklich oder durch die That Anspruch machen: daß sie erstlich diesem Versprechen keine Genüge leisten können, weil sie den Begriff der Litteratur so materiell nehmen, daß sie darunter alles Gedruckte verstehen; daß sie, wenn sie es auch könnten, doch nur ein zweckloses Aggregat von Dingen sein würden, die unter sich in keinem wahren Zusammenhange stehen; daß sie bei ihrer jetzigen Unvollständigkeit obendrein für ihre einzelnen Leser nur einem kleinen Theile nach brauchbar sind, indem sie eine Menge Berichte über Kenntnisse enthalten, die bloß zu einem bedingten speciellen Zwecke dienen, welche der, welcher sich nicht diesem Fache gewidmet, als ihm unverständlich und uninteressant überschlägt, und der Gelehrte von Profession in denselben nicht befriedigend findet, und daher lieber in einem besondern Journal für sein Fach aufsucht.

An einem Theil obiger Mängel ist schon die Form gelehrter

'Zeitungen' schuld, welche blindlings und ohne Zweck von den politischen Zeitungen entlehnt ist, da die Begebenheiten in der litterarischen Welt ja nicht wie die eines Feldzuges Tageweise vorgehen, und wenn dieß auch wäre, doch nicht wie Neuigkeiten am nächsten Tage berichtet werden können. Diese Form mußte also zuvörderst aufgegeben und eine entgegengesetzte gewählt werden. Auch die Erscheinung auf Monate festzusetzen, wäre mißlich, da Arbeiten, die oft weitläuftige Studien erfordern, nicht in so eng bestimmten Zeiträumen gefertigt werden können. Es würde daher am besten sein, das Wort 'Journal' zu vermeiden, und die Erscheinung in einem oder mehren Bänden von Messe zu Messe fortgehen zu laßen. Ich schlage zum Titel vor:

Jahrbücher

der Wißenschaft und Kunst für Deutschland.

Hiedurch würde die Absicht angedeutet, die Zeit fortdauernd in ihren wißenschaftlichen und künstlerischen Fortschritten zu begleiten, ohne eine pragmatische, zu Einem vollständigen Zusammenhange verarbeitete Geschichte, die erst hinterdrein möglich wird, zu versprechen, indem es das Geschäft von Jahrbüchern ist, jede merkwürdige Erscheinung aufzuzeichnen, und ihr Verhältniß zu den vorhergehenden, gleichzeitigen und künftigen aufzuklären, also einer eigentlichen Geschichte vorzuarbeiten. Die Ausdrücke: 'Wißenschaft und Kunst' würden den Umfang des Instituts deutlicher begränzen, als das unbestimmte Wort 'Litteratur', so wie auch das 'für Deutschland' sogleich mit anzeigte, daß ausländische Werke nicht ausgeschloßen sind, aber daß nur dasjenige davon beurtheilt werden soll, was auf den Gang der Wißenschaft und Kunst in Deutschland Einfluß zu haben vermag und verdient, oder vermittelst deßen wir allgemeine Parallelen des Zustandes und Geistes unserer mit der Litteratur der Ausländer anstellen können.

Vollständigkeit können wir unmöglich nach der Zahl der gedruckten Bücher und dem Meßverzeichnisse beabsichtigen. Die unbedeutende Schlechtheit betrachten wir als gar nicht vorhanden, und greifen das Irrige und Geschmackwidrige nur in solchen Schriften an, die durch andre Eigenschaften blenden können, oder ein gewisses Ansehen und Beifall genießen.

Eben so soll die Allgemeinheit, die wir suchen, nur darin be-

stehen, daß wir dasjenige umfaßen, was wirklich einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt hat, also was den Menschen als Menschen interessiert, und einen integrierenden Theil der gesammten höheren Geistesbildung ausmacht. Hiedurch sind also ausgeschloßen alle Bücher, die bloß empirische Data oder positive Sätze, ohne Beziehung auf ein System oder Herleitung aus Principien zusammentragen, ingleichen alle bloß technischen Kenntnisse, die lediglich durch ihre Verwendung zu einem bedingten Zwecke einen Werth erhalten.

Unsre Gegenstände würden also folgende sein:

1) Philosophie in ihrem weitesten Umfange.

2) Naturwißenschaft. Da alle Naturbeobachtung, die den Namen verdienen kann, zu allgemeinen Naturgesetzen hinstrebt, und die Spekulation über die Natur ihre Sätze bis in die speciellste Erfahrung hinein bewährt wißen will, so würde sich die Kritik sowohl über empirische als spekulative Physik verbreiten müßen, und es könnte nicht leicht zu viel in diesem Fache geschehen, da das Interesse des Zeitalters so vorzüglich darauf gerichtet ist.

Was von der Mathematik zu erwähnen wäre, wird entweder ihre reale Gültigkeit und ihre Methode in philosophischer Hinsicht, oder ihre Anwendung auf Physik betreffen, und unter eines der beiden Fächer gebracht werden können.

3) Von der Geschichte dasjenige, was durch seinen Inhalt oder durch seine Form unmittelbaren Werth und Interesse hat, und diese nicht erst durch äußerliche Brauchbarkeit erhält: also alles zur Geschichte der Menschheit gehörige, dann historische Kunstwerke.

4) Von der Philologie: philosophische Grammatik und Beurtheilung der einzelnen Sprachen nach Principien derselben, philologische Kritik und Auslegungskunst.

Das Studium des klassischen Alterthums fällt unter die beiden vorhergehenden Rubriken, deren Bestimmung ausweist, was davon hier behandelt werden soll. Nur in so fern sein Inhalt einen Theil der Kulturgeschichte ausmacht, gehört es in das historische Fach; seine Methode, Hülfsmittel u. s. w. in das philologische oder grammatische.

5) Schöne Künste und Theorie derselben.

Poesie in ihrem weitesten Umfange, Beredsamkeit nach ihrer

richtigeren Bestimmung, als schöne Komposition in Prosa, und überhaupt was zur schönen Litteratur gerechnet wird, würde den Hauptartikel in dieser Rubrik ausmachen. Der Zweck der Kritik eines Kunstproduktes kann nicht erreicht werden, wenn der Leser es nicht in seiner Gewalt hat, dieses mit jener zusammenzuhalten. Da nun bei den nur an Einem Orte befindlichen Werken der bildenden Künste (Kupferstiche gehören nur selten in das Gebiet der eigentlichen schönen Kunst), wie auch bei den momentanen Hervorbringungen der Schauspielkunst dieß für die meisten Leser nicht der Fall ist, so müßte die Beurtheilung derselben wegfallen, und es bliebe etwa nur die Musik übrig.

Um aber doch die Ansicht von dem vollständigen Kreiße der schönen Künste gegenwärtig zu erhalten, würde man sich mit den Schriften, die von ihrer Geschichte und Theorie handeln, allerdings beschäftigen müßen. Doch ist in Ansehung der letzten wieder ein Unterschied zu machen. Die Theorie der Künste ist entweder die allen gemeinschaftliche, philosophische, oder die besondre, technische. Bei der Poesie gehört auch die zweite ganz in unsern Kreiß, weil sie philologisch, oder aus Principien der Grammatik im höheren Sinne abzuleiten ist. Bei den andern Künsten giebt es eine sehr weitläuftige Kenntniß des Mechanischen, die bloß für den Künstler praktisch interessant ist. Ihre technische Theorie wird also nur in so fern hieher gehören, als sie auf Naturgesetze zurückgeführt werden kann, wie z. B. die Farbenlehre in der Malerei, die Lehre von der Harmonie in der Musik, u. s. w.

Was von den sogenannten Fakultäts-Wißenschaften in unsern Kreiß gezogen werden müßte, ergiebt sich aus Obigem von selbst; nämlich:

1) von der Theologie: philosophische Religionslehre; Kritik und Auslegung der heiligen Schriften, in so fern sie als Urkunden zur Geschichte der Menschheit zu betrachten sind.

2) von der Jurisprudenz: Naturrecht und Theorie der Gesetzgebung.

3) von der Medicin: Begründung ihres Systems auf Principien der Naturwißenschaft.

Anmerkung. Die obige Eintheilung ist in keiner Rücksicht genau zu nehmen als in Beziehung auf das, was durch sie von dem Plane des

Ganzen ausgeschloßen bleibt. Sie soll keineswegs zum Princip der Vertheilung dienen, so daß jeder Mitarbeiter ein bestimmtes Fach wählte oder angewiesen bekäme. Vielmehr wird jeder aufgefordert, dem Redakteur ein Schema von dem aufzusetzen, was und worin er zu arbeiten gedenkt, nach seinen eignen beliebigen Rubriken, doch so genau bestimmt und bedingt, wie möglich.

* * *

Die Verfaßung des Instituts wird sehr einfach sein können. Es wird vorausgesetzt, daß die Mitarbeiter alle selbständige Denker, und von gleichem Eifer für die Fortschritte der Wißenschaft und Kunst beseelt sind, und daß sie sich gegenseitig, als in der gleichen Region des menschlichen Geistes wirkend, anerkennen. Solche Männer können sich nur nach dem Grundsatze der Gleichheit zu einer gemeinschaftlichen Wirksamkeit verstehn. Der Redakteur wird also nur ihr gemeinschaftlicher Geschäftsträger und das Organ ihrer Mittheilung sein. Die Mitarbeiter werden das Ganze des Plans übersehen, sie werden daher auch bei Vertheilung der Arbeiten nicht auf Vorschläge des Redakteurs warten, sondern bei Erscheinung jedes Meßkatalogs eine Angabe von demjenigen machen, was in den Fächern, worin sie arbeiten, ihrer Meinung nach beurtheilt werden müßte, und was sie davon selbst übernehmen wollen. Diese Angaben wären nach der Messe, sowohl was die Lücken des Katalogs und das, was er zu viel hat, als was die merkwürdigen Erscheinungen, die man aus den bloßen Namen der Bücher nicht als solche erkennen konnte, betrifft, zu berichtigen und zu ergänzen. Die Mitglieder, die in demselben Fache arbeiten, werden sich um so leichter über die Vertheilung der Arbeiten verstehen, da es gar nicht zum Gesetz gemacht werden soll, daß von einem gewissen Buche nur Einmal die Rede sein dürfe, sondern das schon auf eine Weise Abgehandelte allerdings wieder in andern Beziehungen und Ansichten in Anregung gebracht werden kann. Da die Büchermessen die äußern Epochen unsrer Litterargeschichte sind, so müßte man, so viel möglich, mit ihnen fortrücken, so daß der in jeder Messe erscheinende Band oder Bände den Bericht von der vorhergehenden möglichst vollständig, nach dem oben festgesetzten Begriffe enthielte, und jeder Mitarbeiter müßte das einmal Uebernommene zeitig genug hiezu liefern.

Sollten die verschiednen Mitarbeiter in einem Fache sich alle von der Beurtheilung einer Schrift abgeneigt finden, von welcher

doch anerkannt würde, daß sie nicht übergangen werden könne, so müßte die Mehrheit der übrigen entscheiden, wer unter ihnen den nächsten Beruf dazu habe, und es also der Vollständigkeit wegen übernehmen müße. In sonstigen Streitigkeiten zwischen dem Redakteur und einem Mitarbeiter könnten beide sich vergleichen, einen Dritten als Schiedsrichter zu wählen, oder der Fall würde allen vorgelegt und die Mehrheit entschiede.

Das Wesentliche der Redaktion würde also eigentlich unter alle Mitarbeiter vertheilt sein.

Anmerkung. Zunächst und in seinem ganzen Umfange gilt Obiges nur für die Mitglieder, denen gegenwärtiger Entwurf mitgetheilt wird, und die die Grundlage des Instituts bilden, nämlich: Bernhardi, Schelling, A. W. Schlegel, Fr. Schlegel, Schleiermacher, Tieck*). Wenn erst das Ganze zur Ausführung kommt, so wird der Redakteur nach Billigung der Mehrheit noch für einen oder den andern Nebenzweig Gelehrte einladen, mit denen er seine eigne Verabredung zu treffen hat.

* * *

Was die Form des Vortrags betrifft, so hätte darin jeder Mitarbeiter unbeschränkte Freiheit ihr sein eigenthümliches Gepräge zu geben; er könnte sein Urtheil nach Gelegenheit in Briefe oder Dialog einkleiden, oder es auch in Aphorismen ganz kurz hinstellen und so viel Scherz einstreuen, als ihm beliebte. Nur die Namen 'Recensent' und 'Recension', noch mehr aber die Sache, nämlich die kathedralische Pedanterie, die Steifheit, Formlosigkeit und das weitläuftige und unnütze Auszugmachen und Ausschreiben aus den beurtheilten Büchern müßte sorgfältig vermieden werden.

Nicht bloß als besondre Bücher erschienene Schriften, sondern auch einzelne Gedichte u. s. w. könnten für sich allein kritisiert werden, so wie auf der andern Seite auch mehre Schriften, selbst aus verschiednen Fächern, wenn man Beziehungspunkte zwischen ihnen zu finden wüßte, dürften in einer Kritik zusammengefaßt und gestellt werden. Um auch hierin die Kombinationen der Mitarbeiter nicht zu beschränken, müßte der Redakteur für die einzelnen Kritiken eine

[*) Fichte ist hier nicht genannt, weil er durch einen ähnlichen Plan, wie man wußte und weiter unten angedeutet ist, wenigstens vorläufig vom Beitritte zu der Gesellschaft abgehalten war. Steffens wurde auch eingeladen, und erklärte, gern beitreten zu wollen.]

anschauliche und übersehbare Anordnung wählen, aber sie keineswegs ängstlich nach Rubriken klassificieren.

Die äußere Einrichtung wäre etwa folgende:

1) Größere kritische 'Abhandlungen'; diese beträfen ausgezeichnet wichtige Werke, oder die sämmtlichen Werke eines berühmten Autors, oder sie enthielten Uebersichten.

2) Kürzere Kritiken in allen Formen, die vielleicht am schicklichsten den Namen 'Notizen' führen könnten.

3) 'Selbstanzeigen.' Da man nämlich unfehlbar die sämmtlichen Mitarbeiter als eine Faktion solcher vorstellen wird, die verschworen seien sich einander zu loben, und doch allerdings von den eignen Werken der Mitarbeiter gar sehr die Rede wird sein müßen, weil nur solche Beruf haben, es zu sein, die in den Gang der Wißenschaft und Kunst mit Nachdruck eingreifen können: so wird es gerathen sein, jeden Mitarbeiter bei der ersten Herausgabe eines Werkes seinen Plan und seine Absichten dabei selbst entwickeln zu laßen. Es bleibt einem andern Mitarbeiter dennoch unbenommen, desselben in einer Uebersicht, Parallele oder sonstigen Kombination lobend oder tadelnd Erwähnung zu thun. Dergleichen motivierende Anzeigen wären auch sehr wünschenswerth von einigen ausgezeichneten Schriftstellern, über welche die Ansicht der sämmtlichen Mitarbeiter längst bekannt ist, und die vielleicht zu keiner andern Theilnahme bewogen werden können; ich nenne hier Goethe und Fichte. Doch gilt wegen einer zweiten Erwähnung solcher Schriften durch Andre dasselbe wie oben.

Diese Selbstanzeigen würden auch den Vortheil haben, mehr Mannichfaltigkeit in das Ganze zu bringen, da der Hervorbringer des Werkes noch einen andern Standpunkt dafür hat, als irgend ein Beurtheiler haben kann.

4) Kritik der Kritik, oder 'Revision der recensierenden Zeitschriften.' Da ein kritisches Institut, wie das oben beschriebene, sich der That nach in einem beständigen Kampfe mit verjährten Autoritäten, mit dem Herkommen, der Geistesträgheit und dem wißenschaftlichen Obskurantismus befinden würde, so müßte es auch das Polemisieren in der Form, und die gehäßige Deutung nicht scheuen, die man grade diesem Artikel zu geben nicht ermangeln würde. Auf Vollständigkeit wäre dabei nicht Anspruch zu machen. Jeder Mitarbeiter

zeichnete die auffallendsten Verstöße, die ihm in seinem Fache vorkämen, mit lakonischer Kürze auf, und der Redakteur stellte sie zusammen. Scherze, Einfälle und Parodieen, die dazu dienten, die Dummheit und Verkehrtheit ins Licht zu stellen, wären dabei sehr willkommen.

* * *

Die Namen der sämmtlichen Mitarbeiter würden in der Einleitung, worin das Exoterische des obigen Plans weiter aufzuführen wäre, genannt, oder nach früheren Schriften bezeichnet, aber nicht bei den einzelnen Kritiken angegeben, weil dieß doch manchmal zu Rücksichten auf äußere Verhältnisse nöthigen könnte. Der Name des Herausgebers könnte allenfalls auf den Titel gesetzt werden.

* * *

Vorschläge für den Druck und die Bedingungen des Verlags.

Deutscher Druck, mittleres Format 8., der Band 24 bis 30 Bogen. Näher läßt sich die Stärke desselben nicht wohl bestimmen, da die Aufsätze nicht abgebrochen werden dürfen. Die Zahl der Bände richtet sich natürlich nach den vorhandneh Materialien.

Der Druck müßte an einem Orte vor sich gehen, wo der Redakteur, oder ein andrer Mitarbeiter, der es übernehmen will, die Aufsicht und Korrektur besorgen könnte.

Honorar: 3 Lsd. pr. Bogen. Ferner: dem Redakteur eine bestimmte Summe zum Ersatz der Auslagen für Korrespondenz u. s. w., die aber etwas reichlich anzusetzen wäre, wenn nichts besonders für seine Mühe und Zeit gefordert werden soll.

Die zu beurtheilenden Bücher gleich in der Messe einzukaufen, und von da aus zu versenden, würde schwerlich eine Ersparung sein, theils wegen des Porto und dann weil eine Menge nachher unbrauchbare angeschafft werden müßten, indem es einem Buche manchmal erst bei der Einsicht anzusehen ist, daß man nichts darüber zu sagen hat. Jeder Mitarbeiter kauft also an dem Orte seines Aufenthalts die Bücher, die er nicht sonst bequem haben kann, oder ohne dieß besitzt; will er sie nachher nicht behalten, so erstattet der Verleger den Preis.

IV.

Vorrede zu Horatio Walpole's historischen, litterarischen u. unterhaltenden Schriften, übersetzt von A. W. Schlegel. Leipzig bei Hartknoch. 1800. 8.

Die sämmtlichen Werke des berühmten Horatio Walpole, nachherigen Grafen von Orford, sind nach seinem Tode, jedoch seinen zu der Herausgabe gemachten Sammlungen und Veranstaltungen gemäß, im Jahre 1798 zu London in fünf großen Quartbänden erschienen. Schon ihre Kostbarkeit, die durch viele zum Theil überflüßige Kupferstiche und die Pracht des Druckes verursacht wird, muß diese Sammlung in Deutschland selten machen. Sie enthält aber auch vieles, was nur ein lokales und nationales Interesse haben kann, wiewohl es die Aufnahme allerdings verdiente, um den Nachlaß eines seinen Landsleuten auf so mancherlei Weise merkwürdigen Mannes vollständig beisammen zu haben. In dieser doppelten Rücksicht hofft man also dem deutschen Leser mit einer übersetzten und für seine Bedürfnisse bearbeiteten Auswahl daraus einen Dienst zu leisten.

Die Erinnerungen von den Höfen und Regierungen der beiden ersten George, welche hier den Anfang machen, sind zwar eine von Walpoles spätesten Schriften, sie beschäftigen sich aber doch mit den früheren Perioden seiner so langen und erfahrungsreichen Lebensbahn. Das Alter verräth sich keinesweges in der Abnahme der Munterkeit, eher in einiger Geschwätzigkeit und kleinen Nachläßigkeiten des Stils, die aber auch daher rühren können, daß der Aufsatz ursprünglich nicht für das große Publikum bestimmt war, wodurch er nur um so anziehender wird. Dem Sohn eines großen Ministers, der so lange das Ruder des brittischen Staates geführt hatte, konnte es bei einem regen Beobachtungsgeiste nicht an Ge-

legenheiten fehlen, den Zusammenhang zwischen kleinen Anekdoten und Charakterzügen und öffentlichen Begebenheiten wahrzunehmen. Seine politische Freimüthigkeit hat sich hier, wo nicht von Behauptung großer Rechte, sondern von Schwächen und Lächerlichkeiten die Rede ist, mit leiseren Andeutungen begnügt, die besonders über die Erscheinung, welche die zu Anfange dieses Jahrhunderts auf den englischen Thron gelangte neue Dynastie in den Augen der Nation, die sie dazu berufen hatte, machen mußte, und über die Art, wie sich jene selbst in dem neuen Verhältnisse benahm, nicht sparsam eingestreut sind.

Die Nachricht von der Streitigkeit zwischen Hume und Rousseau versetzt uns lebhaft in die Epoche der Encyklopädisten, wo sich in Frankreich ein Verhältniß zwischen den Gelehrten und Vornehmen gebildet hatte, wie es überhaupt nicht wieder stattfinden möchte. So wird auch nicht leicht irgend eine Fehde in der litterarischen Welt wieder ein so allgemeines Aufsehen im kultivierten Europa machen, als diese Geschichte damals erregte, und ein Beitrag zur vollständigeren Entwicklung ihrer Triebfedern kann also auch jetzt nicht zu spät kommen. Walpoles berüchtigter fingierter Brief des Königs von Preußen darf ihm gewiß nicht zum Verbrechen angerechnet werden, so wie überhaupt die ganze Art seines Antheils daran nicht tadelnswerth ist: allein indem er sich rechtfertigt, läßt er sich durch seine allgemeine Abneigung gegen die Franzosen, die persönliche gegen Rousseau, und einen gewissen ganz unbilligen Uebermuth des Mannes von Stande und Vermögen gegen den gelehrten Stand zu Härten und Uebertreibungen hinreißen.

Die Charaktere englischer Schriftsteller von hohem Range führen im Original den Titel: A catalogue of the royal and noble authors of England, with lists of their works; und es ist dabei auf eine vollständige Angabe aller englischen Fürsten und Pairs sowohl, die Autoren gewesen, als ihrer Schriften, selbst die kleinsten Flugblätter nicht ausgenommen, abgesehen. Aber wie Walpole überhaupt meistens ein gelegenheitlicher Schriftsteller war, so ist auch nicht selten das, was bei Gelegenheit seines eigentlichen Zweckes zum Vorschein kommt, das Willkommenste, und die Zugabe von Geist, Witz und sinnreicher Charakteristik, die er sich hier als gelehrter Litterator und mühsamer Bibliograph erlaubte, wird für uns die Hauptsache.

Es sind daher in die Uebersetzung nur solche Namen aufgenommen, die auch außer England historisch oder litterarisch merkwürdig sind, oder mit denen man durch die Art sie zu charakterisieren auf eine anziehende Weise bekannt gemacht wird. Damit der Litterator doch auch hier nachsuchen könne, sind die Verzeichnisse der Schriften nicht weggelaßen, sondern nur, da sie im Englischen die übrigen Bemerkungen unangenehm unterbrechen, davon gesondert und in den möglichst engen Raum zusammengedrängt worden.

Die Parodie auf Chesterfields Briefe an seinen Sohn und die allgemeine Kritik über Johnsons Schriften sind geistreiche Aeußerungen eines Urtheils, das dem Zeitgeschmacke gar nicht huldigte und um so verdienstlicher, wenn man bedenkt, wie herrschend in England das Joch einmal erworbener Autoritäten zu sein pflegt, wie blindlings besonders ihr sogenannter großer Samuel Johnson vergöttert wird. Walpoles Kritik bezieht sich zwar hauptsächlich nur auf seine Manier des Vortrags; wie tief seine Schriften auch von Seiten des Inhalts stehen, wie wenig dieser Mann, der sein Leben damit zugebracht, über Dichter und Gedichte zu schreiben, von Poesie nur eine Ahndung hatte: diese Einsicht ließ sich freilich von einem Engländer des jetzigen Zeitalters nicht erwarten.

Die seltsamen Vorfälle und abgerißnen Gedanken sind ein nur kleiner aber schätzbarer Beitrag mitgetheilter Erfahrungen und Beobachtungen aus dem Vorrathe eines Mannes, dessen außerordentliches Gedächtniß so sehr gerühmt wird.

Die hieroglyphischen Märchen sind ebenfalls in der Sammlung von Walpoles Werken zum erstenmal erschienen. Sie sind voll leichten Witzes und Humors, und frei von aller Schwerfälligkeit. Satirische Anspielungen auf öffentliche Ereignisse und National-Eigenschaften sind im Einzelnen nicht zu verkennen, so wie der Verfaßer in einem derselben den Landsitz und Park seines Freundes Conway angebracht, und es dadurch mehr zu einem gesellschaftlichen Scherz, als einer allgemeinen Darstellung bestimmt hat. Die hier zur Vorerinnerung gewordne Nachschrift dazu giebt ein Beispiel ab, wie Autoren manchmal über sich selbst und ihre Intentionen nicht im Klaren sind. Walpole klagt darin über die in den Produkten dieser Gattung herrschende Armuth der Einbildungskraft, und doch sind seine eignen Märchen nichts weniger als phantastisch. Es ist Erfindung

darin, und selbst viele Erfindung, aber es sind immer die Kombinationen des mit Bewußtsein absichtlichen Verstandes, nicht der frei gaukelnden Phantasie. Eine ironische, in der That aber etwas frostig gerathene Vorrede ist weggeblieben.

Die Abhandlung über die neuere Gartenkunst ist zuerst im J. 1771 als Anhang zum vierten Bande der Anecdotes of painting in England erschienen, und hierauf beziehen sich die darin vorkommenden Zeitangaben. Ueber ihren Inhalt und Werth hat sich der Uebersetzer in einer eignen Bemerkung umständlicher eingelaßen [welche wir im Folgenden mittheilen.]

S. 441. — Die Niederlande haben sowohl nach der Seeseite zu, als landeinwärts kleine Anhöhen und Hügel genug, um, wenn sie benutzt werden, die mildern Partien englischer Gärten zu erreichen, die doch wohl die vorzüglichsten sind; und sie besitzen auch schon eine beträchtliche Anzahl im englischen Geschmack angelegter Landsitze.

S. 443. f. Der obige Aufsatz, der geschrieben wurde, ehe eine ganze Menge Schriften über das Gartenwesen England überschwemmt haben, kann, von einem Manne, der die Umwandlung der Gartenkunst zum Theil erlebt, so viel Merkwürdiges in dieser Art gesehen, und selbst schöne Anlagen gemacht, nicht anders als interessant sein, und die Hauptpunkte, wobei es darauf ankommt, sind mit großer Klarheit entwickelt.

Auch ist es einem patriotischen Engländer nicht zu verübeln, daß er auf die einzige bildende Kunst, worin seine Landsleute Anspruch machen können original zu sein, einen starken Nachdruck legt. Indessen läßt sich vielleicht Manches gegen den hohen Werth der englischen Gartenkunst, und zur Vertheidigung der Ansichten andrer Völker und Zeitalter darüber sagen, was hier nur mit Wenigem angedeutet werden kann. Die Alten betrachteten unstreitig die eigentlichen und beschränkten Gärten als zur Wohnung gehörig, behandelten sie daher nach architektonischen Grundsätzen; und Ordnung, Bequemlichkeit und Sauberkeit wurden dann natürlicher Weise Hauptsachen. Was kann bequemer und zweckmäßiger sein, als eine gerade geebnete Allee mit Hecken eingefaßt? Man will spazierengehend in ununterbrochnem Schatten die freie Luft genießen, und sich dabei einem Gespräch, oder seinen Gedanken oder einer Lektüre überlaßen, wo es denn sehr störend sein würde, immer darauf zu achten, wie

der Weg sich krümmt, und ob sich der Boden hebt oder senkt. Selbst die jetzt so verachteten Terrassen und Parterre möchten nicht ganz zu verwerfen sein. Es sind gleichsam fortgesetzte Zimmer in freier Luft: warum sollten sie also nicht auch nach Analogie der Zimmerverzierungen mit regelmäßigen Bassins wie mit Spiegeln, mit Statuen, und selbst mit allerlei Zierraten in lebendigen Stauden, endlich mit dem bunten Teppich der Grasfiguren und Blumenstücke dekoriert werden, wenn dieß nur nicht so läppisch und geschmacklos geschieht, wie meistens der Fall gewesen ist? Warum sollte die Gartenkunst nicht auch ihre Arabesken haben? — Natürlichkeit und Verschönerung der Natur ist die Losung. Die Uebertreibung jener hat schon Walpole verspottet; und diese soll doch wohl nur so viel heißen, daß ein bestimmter Fleck durch Benutzung der in ihm verborgnen Anlagen verschönert wird. Denn wer sich einbildete, etwas Schöneres in einer gewissen Art hervorbringen zu können, als die Natur irgendwo ohne menschliche Absichtlichkeit schon veranstaltet hat, müßte entweder sehr vermeßen sein, oder wenig große Naturscenen gesehen haben. Wie kleinlich fällt immer in künstlichen Anlagen was wild und erhaben sein soll, als Felsen, Stromfälle, Ruinen, gegen die Wirklichkeit aus! Es scheint also verständiger, zur Natur hinzugehen, als sie auf eine mühsame und kümmerliche Art zu sich herkommen zu laßen. Die zahlreichen Villen der Römer in den üppigsten Gegenden Italiens, um von jeder Jahrszeit die Blüthe zu genießen, waren ein ganz andrer Luxus, als ein englischer Landsitz, der die Eigenthümlichkeiten verschiedner Land- und Himmelstriche in sich vereinigen soll. Daß die Landschaft ein Besitzthum sei, wovon man Andre ausschließen kann, ist Nebensache, und wer ein Landhaus mit einem bequemen Gärtchen am Meerbusen von Neapel oder am Genfersee bewohnt, darf gewiß den geräumigsten und am meisten auf's Romantische angelegten Park nicht beneiden. — Auch die Ehre der Erfindung gebührt den Engländern wohl nicht so ganz ausschließend. Ist davon die Rede, die Kontraste und Nüancen des verschiednen Grüns abzulauschen, Vorgründe und Hintergründe anzuordnen, Fernen zurücktreten zu laßen, und wiederum den Horizont schön zu begränzen, mit einem Wort, Scenen zu bilden, worin Beleuchtung und Luftperspektiv ihre ganze Magie entfalten können: so haben die Gartenkünstler Alles von den Landschaftsmalern gelernt, und Claude Lor-

rain und Poussin sind die eigentlichen Erfinder. Kommt es aber auf den unmittelbaren, mehr sinnlichen Genuß der Natur an, in einem Gebüsch von üppiger und mannichfaltiger Vegetation, in kühlen Thalgründen um erfrischende Quellen her angepflanzt, so darf man nur den Horaz oder Tibull nachschlagen, um sich zu überzeugen, daß die Römer, so wie die meisten Südländer, hievon sehr raffinierte Kenner waren.

Seit Walpole schrieb, hat sich der englische Geschmack in Gärten viel allgemeiner ausgebildet, als er vermuthet, und leider sind auch die Ausartungen und Uebertreibungen, denen er sich schon widersetzt, im Gefolge desselben nicht ausgeblieben. Dagegen sind die Hoffnungen, die er daraus für die englische Landschaftmalerei schöpft, nicht erfüllt worden: vielmehr haben seine Landsleute auch in diesem Zweige der Kunst durch ihre gefärbten Kupferstiche eine blendende, aber gar nicht gründliche Manier zu verbreiten das Ihrige beigetragen. Die frühe Gewöhnung an landschaftliche Scenen ist vielleicht nicht so günstig, den Landschafter zu bilden, als die Nöthigung einer beschränkten Landesart, die Natur erst mit stiller Genügsamkeit aufsuchen zu müßen, so daß sie nachher beim Eintritt in schönere Himmelsstriche und herrlichere Scenen dem fleißigen Betrachter in ihrer ganzen Glorie entgegen kommt. Wenigstens spricht dafür die Erfahrung, daß das einförmige und in der blühenden Periode ihrer Malerei so steif angebaute Holland die größte Zahl vortrefflicher Landschafter (die Viehstückmaler wie billig mit eingerechnet) hervorgebracht hat. Jene allgemeine Ausbildung der Naturanlagen, die dem Künstler auf gewisse Weise Alles schon fertig liefert, und worin doch wieder nichts eigentlich keck und genialisch hervorsticht, muß den Geist eher dämpfen, als erheben. Schwerlich wird jemand, der von Jugend auf sich in englischen Gärten ergötzt hat, düstre Baumpartien und Waldwaßer so innig und unerschöpflich tief herausfühlen, wie Ruysdael. Daß aber in England bei der außerordentlichen Liebhaberei für schönes Hornvieh und Pferde noch kein Potter oder Adrian van der Velde, kein Wouwerman aufgestanden ist, muß Zweifel an dem Kunstsinne der Nation, selbst für die unteren Gattungen erregen.

V.

Bürger.

1800.

Bürgers Nachlaß ist nun seit einigen Jahren der Welt vollständig übergeben worden: der Ertrag eines auf manche Weise verkümmerten und gedrückten Lebens. Diese wehmüthige Betrachtung muß sich zuvörderst denen aufdrängen, welche Bürgern näher gekannt haben: die dem vierten Bande seiner sämmtlichen Schriften eingerückte Lebensbeschreibung, die von der Hand der Freundschaft mit schonender Wahrheitsliebe, und in einem milden und menschlichen Sinne abgefaßt ist, wird sie auch bei andern erwecken; ja sogar den mit allen Umständen unbekannten, aber aufmerksamen Leser müßen eine Menge Spuren in den Gedichten selbst darauf führen. Sie wird um so trauriger, wenn man bedenkt, daß nebst den Folgen früher Gewöhnungen und Schwächen, welche die natürliche und bürgerliche Ordnung der Dinge weit härter als nach ihrem Verhältnisse zur Sittlichkeit zu bestrafen pflegt, nebst der Zerrüttung einer unglücklichen Leidenschaft, und in den letzten Jahren häuslichen Verdrusses, gerade seine Neigung zur Poesie und seine Beschäftigung mit ihr es war, was ihn abhielt, sein zeitliches Wohl entschloßner und rüstiger anzubauen; was seine Tage verbitterte und wahrscheinlich verkürzte. Wenige haben die dichterische Weihe und ihr Theil Ruhmes um einen so theuren Preis gekauft. Auch darf man nicht etwa annehmen, eine anhal-

tende Erhöhung seines innern Daseins habe ihm manche äußere Entbehrung vergütet, und er habe im sorgenlosen Besitze aus der Fülle seiner begeisterten Träume nur gelegentlich Einiges festgehalten, und durch die Schrift mitgetheilt. Nein, er hat wirklich Alles gegeben, was er hatte: der Umfang seiner dichterischen Sphäre in den vorhandenen Werken bezeichnet uns das ganze Vermögen seines Geistes, wie den erlangten Grad von Meisterschaft. Seine heitern regsamen Momente konnten nur in wenige Brennpunkte zusammengedrängt eine glänzende Erscheinung machen, und was seinen Gedichten den ausgebreitetsten Beifall verschafft hat, das Frische, Gesunde, die energische Stimmung, hatte sich bei ihm aus dem Leben in die Poesie hinübergerettet, und beurkundet angeborne Ansprüche an eine schönere geistige Jugend, die ihm in der Wirklichkeit nie zu Theil ward.

Bürgers Eintritt in seine Laufbahn war nicht ohne begünstigende Umstände. Ein kühnerer Geist regte sich um diese Zeit in unsrer ganzen Litteratur, gleichgesinnte Freunde begleiteten ihn, und bald kam ihm der Beifall einer jubelnden Menge entgegen, die alles Neue mit der lebhaftesten Theilnahme aufnahm, und für die bei der bisherigen Eingeschränktheit so Vieles neu war. Er hielt sich nicht mit Unrecht für einen von den Befreiern der Natur vom Zwange willkürlicher Regeln, und ward als der Erfinder oder Wiederbeleber ächter Volkspoesie ohne Widerrede anerkannt. Dieß gab ihm Muth und Sicherheit, wenn er gleich nicht in die trunkenen Hoffnungen Mancher einstimmen konnte, die nicht nur ohne Theorie und Kritik, sondern ohne alles gründliche Kunststudium das Höchste in der Poesie, als die ihrem wahren Wesen nach nur eine freie Ergießung sich selbst überlaßener Originalität sei, zu ergreifen gedachten.

Dagegen wurde er auch zu den Verirrungen, die bald auffallend überhand nahmen, nicht mit fortgerißen, und der Einfluß damals herrschender Ansichten auf seine Grundsätze und Ausübung zeigt sich *) nur bei einer näheren Prüfung. So viele zuversichtliche Kraftverheißungen giengen ohne bleibende Spur vorüber, und nachdem die sogenannte Sturm- und Drang-Periode in den siebziger Jahren des verfloßenen Jahrhunderts ausgetobt hatte, ließ sich in den Achtzigern eine gewisse Erschlaffung spüren, die durch mancherlei zusammentreffende Umstände vermehrt ward. Die Lethargie war so unerwecklich, daß selbst das Wiederauftreten jenes großen Geistes, welcher zu der vorhergehenden Periode den ersten Anstoß gegeben hatte, und dessen Jugendwerke, die auf dem Standpunkte einer umfaßenden historischen Kritik nur als vorläufige Protestationen gegen die Anmaßungen der konventionellen Theorie erscheinen, damals das Ziel verkehrter Nachahmungen gewesen waren: daß selbst das Wiederauftreten **) Goethes, sage ich, in der Gestalt des reifen, selbständigen, besonnenen Künstlers unmittelbar keine sichtbare bedeutende Wirkung hervorbrachte. Der Glaube, der in Rücksicht auf die, welche ihn hegen, seinen guten Grund zu haben pflegt, das Gebiet der Dichtung ziehe sich gegen das der Begriffe immer enger zusammen, jede neue und große Hervorbringung in der Poesie werde immer schwieriger, ja unmöglich: dieser Glaube verrieth sich an mancherlei Symptomen als allgemein herrschend, und Bürger hatte häufige Anwandlungen von diesem Kleinmuth. Eine Kritik, die ihn noch in den letzten Jahren ***) traf, die Beurtheilung der

*) uns bei 1800. **) jenes großen Geistes, sage ich 1800.
***) traf, war eben nicht gemacht selbigen zu heben. 1800.

zweiten Ausgabe seiner Gedichte in der Jenaischen Litteratur-Zeitung, war eben nicht gemacht, ihn davon zu heilen: sie drohte seinem Ruhme einen gefährlichen Stoß, ohne daß er in seinem Innern einen rechten Gegenhalt wider sie gefunden hätte *). So hatten sich alle Umstände zu seinem Nachtheile gewandt. Zu den allgemeinen Einflüßen einer einschläfernden, isolierenden, ungedeihlichen Zeit nehme man nun insbesondre den umwölkten Horizont seiner weltlichen Aussichten, Kränklichkeit, Sorgen und die Nothwendigkeit zu Beschäftigungen zu greifen, worin er sich entweder seines wenigen Berufs oder ihrer Beschaffenheit wegen nicht hervorthun konnte, Trennung von alten Freunden und Geistesgenoßen, Mangel an bereichernden und auffordernden Anschauungen, eine freudenlose Umgebung sowohl von Seiten der Natur, als des geselligen Lebens **), endlich das beständige Ringen eines beleidigten Selbstgefühls gegen den Uebermuth von Gelehrten, die sich in geistlosem Sammlerfleiß

---

*) Der anonyme Verfaßer dieser Recension, welcher sich gleichwohl leicht errathen ließ, und nicht unbekannt bleiben konnte, war Schiller. Dieß kränkte Bürgern um so mehr, weil er für den Dichter der Götter Griechenlandes eine lebhafte Bewunderung gefaßt hatte. Die Recension war mit der kalten abgezirkelten Eleganz abgefaßt, welche Schillers damaligen prosaischen Schriften eigen war, und in seinen Briefen über ästhetische Erziehung in die äußerste Erstorbenheit übergieng; aber sie imponierte dem Publikum und Bürgern selbst durch eine gewisse Würde, durch den Schein der philosophischen Tiefe und durch den noch mehr trügerischen Schein der Mäßigung. Anm. zum neuen Abdruck. 1828.

**) Bürger pflegte wohl den Ausruf Hallers in einem schwermüthigen Gedichte auf sich anzuwenden:

Ja, recht in seinem Zorn hat das gerechte Wesen
Mir diesen fernen Ort zur Wohnung auserlesen!

Anm. z. n. A. 1828.

5*

zur Verachtung alles Edlen und Schönen verhärtet *) hatten, und mit denen ihn sein Verhältniß nun einmal zusammenstellte **): so hat man alle Züge zu dem traurigsten Bilde

*) haben 1800.

**) Namen zu nennen, ist unnöthig: wer das damalige Göttingen gekannt hat, wird sie leicht ergänzen. Die Thatsache kann ich bezeugen, daß mehrere Professoren der berühmten Universität Bürgern mit großer Verachtung begegneten, und von ihm sprachen wie von einem Ausgestoßenen der bürgerlichen Gesellschaft. Und diese Geringschätzung gründete sich nicht sowohl auf einige Umstände seines Lebens, wobei Bürger mehr zu beklagen, als zu verdammen war; als darauf, daß er die brodlose Kunst der Poesie trieb, und keine Kompendien zu schreiben wußte. Einen Dichter in Göttingen zu dulden, schien ganz unerträglich, und in der That paßte es nicht zum besten. Bei meinem Eintritt in das akademische Leben als ein junger Schüler wurde ich sehr bedenklich gegen den Umgang mit Bürgern gewarnt. Mir aber, einem leidenschaftlichen Versemacher von Kindesbeinen an, war nichts angelegener, als den Sänger der Lenore kennen zu lernen. Da nun nach einiger Zeit der Umgang lebhafter wurde, bei unsern täglichen Spaziergängen die Poesie der beständige Gegenstand unsrer Unterredungen war, da Bürger oft ganze Nachmittage bei mir zubrachte, in meinem Zimmer an seinen Liedern arbeitete, oder auch scherzhafte Aufgaben der Versifikation mit mir um die Wette ausführte: so hielt man mich für einen schon halb verlorenen jungen Menschen. Heyne nahm an jener engen Denkart keinen Antheil: so viel ich weiß, wurde auf seine Verwendung Bürger zum Professor befördert, welches Amt ihm jedoch nur neue Qual zuzog. Auch mit einem eben so witzigen Kopfe und geistreichen Denker als gründlichen Gelehrten, mit Lichtenberg, stand Bürger, ohne häufigen Umgang, in einem freundschaftlichen Verhältniße. Eben so mit dem Mathematiker Kästner. Jedoch zog er sich von diesem bei folgender Gelegenheit ein Epigramm zu. Bürgern wurde für den jährlich erscheinenden Musenalmanach eine Unzahl schlechter Verse eingesandt, die oft der Gegenstand unsers Scherzes und unsrer Verzweiflung waren. Er klagte darüber

das sich von *) dem Leben und dem allmälichen Untergange eines Dichters nur immer entwerfen läßt.

Bürger als Mensch wäre also gar leicht gerechtfertigt, wenn er auch mit dem anvertrauten Pfunde seines Talents weit weniger gewuchert hätte, als er wirklich gethan hat. Allein die Zufälligkeiten, welche die Entstehung eines Kunstwerkes umgaben, dürfen nicht in Anschlag gebracht werden, wenn von einer Beurtheilung nach Kunstgesetzen die Rede ist. Man kann nicht aus Menschenliebe Beifall zollen, noch aus Mitleiden bewundern. Es wäre möglich, daß dieser Baum, in einen andern Boden versetzt, und bei andrer

---

in dem 'Gebet eines an das Kreuz der Verlegenheit genagelten Herausgebers':

Vergieb, o Vater der neun Schwestern,
Die unter deinem Lorbeer ruhn!
Vergieb es denen, die dich nun
Und immerdar durch Stümperwerke lästern:
Sie wißen selbst nicht was sie thun.

Dieses Epigramm taugte freilich nicht viel: bei der gewaltsam herbeigezogenen Anspielung hatte noch die Ueberschrift zu Hülfe genommen werden müßen. Kästner, der in allem, was auf die Religion Bezug hatte, sehr strenge gesinnt war, fand darin eine Profanation, und schrieb:

Und spräch' er auch vom Kreuz herab noch frecher:
Wer fragt darnach? Er ist der linke Schächer!

Diese Zeilen wurden Bürgern in die Hände gespielt. — 'Was ist 'zu thun, mein verehrter Freund?' sagte ich: 'Sie werden es schon 'in Geduld hinnehmen müßen; denn hier ist wirklich epigrammati'scher Witz, und es war nicht möglich treffender zu erwiedern.' — Worin mir denn Bürger bereitwillig beistimmte. Indessen wünschte Kästner seine oft unbedeutenden Verse wieder in den Musenalmanach eingerückt zu sehen, und so wurde bald ein Friede vermittelt. Anm. z. n. A. 1828.

*) der Existenz und 1800.

Witterung, seiner Art nach weit beßere Früchte getragen hätte: aber diese Betrachtung kann mich nicht bewegen, den Geschmack der wirklich getragenen Frucht anders anzugeben, als ich ihn empfinde. Mit dem Hinstellen für die äußere Anschauung ist das Gedicht oder sonstige *) Erzeugniß des Geistes von der Person des Hervorbringers eben so abgelöst, wie die Frucht, welche genoßen wird, vom Baume; und wenn gleich die sämmtlichen Gedichte eines Mannes seinen poetischen Lebenslauf darstellen, und zusammen gleichsam eine künstlerische Person bilden, in welcher sich die **) Eigenthümlichkeit der wirklichen mehr oder weniger, ***) unmittelbar oder mittelbar offenbart: so müßen wir sie doch als Erzeugnisse der Freiheit, ja der Willkür, ansehen, und es dahin gestellt sein laßen, ob der Dichter sein †) Inneres nicht auf ganz andere Weise in seinen Werken hätte abspiegeln können, wenn er gewollt hätte.

Das war es wohl eben, was Bürgern in der oben erwähnten Beurtheilung in der Jenaischen Litteraturzeitung am empfindlichsten kränkte, daß sie diese Trennung nicht zugab, daß so bestimmt darin ausgesprochen wurde, was man am Dichter vermisse, gehe dem Menschen ab. Es ward ihm Mangel an Bildung vorgeworfen, in einem Alter, wo man eine solche Versäumniß schwerlich mehr nachholt. Dadurch spielte der Kritiker die Frage eigentlich in ein ihm fremdes Gebiet. Spekulativ und im voraus betrachtet, erscheint eines Menschen freie in ihn selbst zurückgehende Thätigkeit als eine Schöpfung aus Nichts; historisch aber von hinten nach angesehen, wird sie zu einem bedingten Gliede

*) Kunstprodukt von 1800. **) Individualität 1800.
***) unmittelbarer oder mittelbarer 1800. †) Individuum 1800.

in einer Reihe von Ursachen und Wirkungen: und wenn sich aus jenem Standpunkte Alles von ihm fordern läßt, so muß man auf diesem schlechthin mit dem vorlieb nehmen, was er wirklich geworden ist. Ob jemand die äußeren und inneren *) Anregungen zu einer höheren Ausbildung gehörig benutzt hat, ob nicht, wenn bei seinem redlichen Bestreben noch Rohheit in ihm zurückblieb, ursprüngliche und unüberwindliche Anlagen ihm den weiteren Fortschritt wehrten, dieß sind Fragen, die er in der geheimsten Stille mit sich auszumachen hat; und die moralischen Angelegenheiten eines noch lebenden Menschen vor das große Publikum zu ziehen, ist in der That grausam, wenn ihm auch in der Sache selbst nicht das mindeste Unrecht **) geschähe ***). Davor ist man aber niemals sicher: denn zwischen das Innerste des

*) Anforderungen 1800. **) geschieht 1800.

***) Damals, als ich den obigen Aufsatz schrieb, hatte ich Ursache mit Schillers Betragen in seinem persönlichen Verhältniße zu mir sehr unzufrieden zu sein. Dieß machte mich eben zurückhaltend. Auch hielt ich mich nicht für berechtigt, die Schutzmauer der Anonymität zu durchbrechen, wohinter Schiller, ungeachtet der Aufforderung Bürgers, sich zu nennen, verschanzt geblieben war. Jetzt, nachdem die beiden Gegner seit so vielen Jahren aus dem Leben geschieden sind, steht der Freimüthigkeit kein Bedenken im Wege. Schillers Recension war meines Erachtens eine nach den Gesetzen der litterarischen Moral nicht wohl zu rechtfertigende Handlung. Wie kam gerade Schiller dazu, über einige in Bürgers Gedichten stehen gebliebene gesunde Derbheiten wie ein Rhadamanthus zu Gericht z sitzen? Der Verfaßer der Räuber, in dessen früheren Gedichten und Dramen so manche Züge jedes zarte Gefühl verletzen, mußte wißen, wie leicht genialischer Uebermuth zu wilden Ausschweifungen fortreißt. Oder war es gerade das Bewußtsein dieser neuerdings mit ihm selbst vorgegangenen Verwandlung, was ihn so unerbittlich strenge machte? Und hatte er denn wirklich die alte Haut so voll

Gemüths und seine Erscheinung in einem Kunstwerke treten Organe und Medien ein, welche die Mittheilung leicht unvollständig machen oder entstellen. Es giebt Menschen die nicht ohne widerliche Verzerrungen weinen können, wenn ihr Gefühl auch das mildeste und edelste wäre; es giebt harthöre Musiker, die ihre Zuhörer mit häufigem Fortissimo heimsuchen, weil sie nur Piano hören, wenn sie schon Forte angeben. Wenn wir uns, ohne über den Urheber richten zu wollen, bloß an das Geleistete halten, so bekommen wir statt eines unbekannten, unergründlichen und in's Unendliche hin bestimmbaren Subjekts, das auf sich selbst hätte handeln sollen und können, bestimmte Objekte, auf die der Dichter gehandelt hat: nämlich seine Vorbilder; die poetischen Gattungen, wie sie sich historisch gebildet haben oder durch ihren Begriff unwandelbar festgesetzt sind; die gewählten Gegenstände, die ihm vielleicht zum Theil von außen her überliefert wurden; endlich die Sprache und die äußerlichen Formen der Poesie, die Silbenmaße, wie er sie vorfand und bearbeitete.

---

ständig abgestreift, als er damals glaubte? Ueberdieß hat Schiller durch diese Beurtheilung nur eine schwache Probe seiner Kennerschaft gegeben. Er hätte Bürgern nicht tadeln sollen, weil er ihn nicht gehörig zu loben verstand. Wie er das Wesen der Gattung, worin Bürger wenigstens zuweilen ein vollendeter Meister war, begriffen hatte, das zeigen die Balladen, die er später, wetteifernd mit Goethe, aber gegen den Willen der Minerva, dichtete. Es hat hiebei eine Nemesis gewaltet, und Bürgern ist, zwar erst nach seinem Tode, die vollständigste Genugthuung zu Theil geworden, indem nun die Vergleichung zwischen der Lenore, dem wilden Jäger, der Tochter des Pfarrers zu Taubenhain, den Weibern von Weinsberg, und dem Fridolin, dem Taucher, dem Ritter von Rhodus u. s. w. angestellt werden kann. Anm. z. n. A. 1828.

Sollte bei einer Prüfung der bürgerischen Gedichte nach diesen Rücksichten, und ihrer Zusammenhaltung mit dem unbedingten Maßstabe des Kunstgesetzes, auch Vieles von dem wegfallen müßen, was Bürger sich selbst zuschrieb, und was ihm seine mitlebenden Leser größtentheils bereitwillig zugestanden: so glaube ich doch den Schatten meines Freundes durch offene Darlegung meiner jetzigen Ueberzeugungen darüber nicht zu kränken, Er ist jetzt aus dem Reiche sinnlicher Täuschungen entrückt, und wenn sich die Abgeschiedenen noch um unsre Angelegenheiten bekümmern, so liegt ihm unstreitig das Gedeihen der göttlichen Poesie überhaupt mehr am Herzen, als die Beiträge seines beschränkten Selbst, wiewohl er im Leben es vielleicht nie völlig zu dieser Entäußerung bringen konnte. Zudem ist es eine vergebliche Hoffnung, einem menschlichen Werke durch Verschweigung der Mängel einen höheren Ruhm fristen zu wollen, als der ihm zukommt: vielmehr steht zu befürchten, in der Folge möchte mit dem so lange eingebildeten Werth, der sich nicht bewährt gefunden, auch der ächte verkannt und bei Seite geschoben werden; und es ist daher in jedem Falle heilsam, die Sichtung zeitig ohne Rückhalt vorzunehmen. Man muß wünschen, daß Bürgers Gedichte künftig nur nach ihrem reinen Gehalt wirken: da jedoch, wie es scheint, unsre Litteratur die ganze Schule möglicher Mißverständniße durchmachen mußte, um zu dem Rechten zu gelangen, so ist ihnen auch die bisherige negative Wirkung, daß sie hievon ihr Theil getragen, zu Gute zu rechnen.

Bei einem Dichter, wie Bürger, der gar nicht etwa wie ein begünstigter Liebling der Natur den ersten Anmuthungen folgte, und Alles mit fruchtbarer Leichtigkeit hinschüttete, sondern meistens langsam und mit Mühe, ja nicht

selten mit ängstlichem Fleiße seine Sachen ausarbeitete und überarbeitete, sind die leitenden Begriffe bei seiner Ausübung der Kunst von großer Wichtigkeit, um uns über die Ursachen des Gelingens und Verfehlens aufzuklären. Ich finde deren hauptsächlich zwei während seines ganzen poetischen Lebenslaufes herrschend: Popularität und Korrektheit; obschon natürlicher Weise jener in dessen erster Hälfte, dieser in der letzten mehr hervorstach. Dazu kam noch in den *) späteren Jahren, als ihn eine stolz verkennende Kritik an sich selbst irre gemacht hatte, der ihm eigentlich fremde und aufgedrungene Begriff der Idealität. Er hat zwar in einem eignen Spottgedichte **), 'der Vogel Urselbst, seine Recensenten und der Genius', seinen Unglauben daran erklärt, aber nichts desto weniger sich dadurch zu mancherlei Aenderungen und Umschmelzungen bestimmen laßen. Dagegen verließen ihn in dieser Periode die Begriffe von Originalität und Genialität beinahe gänzlich, auf die er immer nur mißtrauend gefußt hatte, und gleichsam um die Sitte seiner Altersgenoßen mitzumachen, welche darauf, wie auf eine glückliche Karte, ihr ganzes Vermögen wagten. Auf das allgemeine Wesen der Poesie, auf die Nothwendigkeit und strenge Reinheit der Gattungen, sogar auf die Anlage eines einzelnen Gedichtes im Ganzen scheint er wenig Nachdenken verwendet zu haben.

Den Satz, welchen Bürger schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Gedichte ohne Beweis postuliert hatte: Volkspoesie sei die vollkommenste und die einzige wahre;

---

*) letzten Jahren, als ihn eine überlegene Krit. 1800.

**) das nicht in die Sammlung aufgenommen worden, seinen 1800.

diesen Satz, folgendermaßen modificiert: 'Popularität eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit'; erkannte er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe von Neuem an, und suchte ihn zu begründen. Wenn man das, was er dabei sagt, um seine Meinung mit dem Worte 'Volk' deutlich zu machen, zusammenfaßt, so läuft es auf einen mittleren Durchschnitt aus allen Ständen hinaus, und zwar in Ansehung der natürlichen Anlagen und Fähigkeiten; denn in Betreff des Angebildeten und Erworbenen giebt es einen solchen mittleren Durchschnitt überhaupt nicht, indem die an wißenschaftlicher und konventioneller Bildung Theil nehmenden, und die davon ausgeschloßnen Stände gänzlich getrennt bleiben. Nun läßt sich aber nicht einsehen, warum die Poesie, der es gegeben ist, das Höchste im Menschen auszusprechen, sich irgend nach der Mittelmäßigkeit bequemen sollte, statt sich an die vortrefflichsten und von der Natur am reichsten begabten Geister zu wenden, und die übrigen sorgen zu laßen, wie sie mit ihr fertig werden möchten. Bürger verstand sich mit dieser Forderung selber nicht recht, und verwechselte sie mit dem allerdings erreichbaren Zwecke, den er sich bei einem großen Theile seiner Lieder vorgesetzt hatte: für Leser aus verschiednen Ständen, und namentlich auch aus den unteren und ungelehrten, zugleich zu dichten. Es dürfte auch dazu nicht eben eine so bewundernswürdige Herablaßung nöthig sein, als manche haben *) vorgeben wollen; denn die Natur theilt Phantasie und Empfänglichkeit ohne Rücksicht auf hohe oder niedre Geburt aus; konventionelle Kultur wird nur zu den Gattungen erfordert, welche Gemälde des feineren geselligen Lebens aufstellen;

*) vorstellen 1800.

und gelehrte Kenntnisse können durch die Wahl des Stoffes überflüßig gemacht werden. In diesem Sinne ist es sehr möglich, ein würdiger und edler Volksdichter zu sein. Allein es läßt sich wiederum nicht einsehen, warum jeder Dichter, und zwar jederzeit, es wollen müßte, warum er nicht zum Beispiel Leser sollte voraussetzen dürfen, welche die Natur mit einem philosophischen Auge betrachtet haben, oder mit dem klassischen Alterthume vertraut sind. Was er an Ausdehnung seiner Wirkung verliert, könnte ihm leicht ihr Gewicht ersetzen. Wie eng würde die Sphäre der Poesie begränzt, welche herrliche Erscheinungen in ihr würden unmöglich gemacht werden, wenn Bürgers Grundsatz allgemein gelten sollte! Seiner Behauptung, 'alle großen Dichter 'seien Volksdichter gewesen; und was sie nicht popular ge'dichtet, sei zuverläßig bei ihren lebendigen Leibern bereits 'vergeßen, oder gar niemals in die Vorstellungskraft 'und das Gedächtniß ihrer Leser aufgenommen worden', widerspricht die Geschichte, wenigstens der modernen Poesie, die uns hier zunächst angeht, geradezu. Dante und Petrarca, die beiden ältesten Häupter derselben, sind auf jede Weise, sowohl nach dem Maßstabe der *) Kenntnisse als der Geisteskräfte, so unpopular wie möglich. Guarini ferner, der erste große Verbinder des Antiken und Modernen, ist keineswegs popular; und Shakspeare und Cervantes scheinen es nur, indem sie die Menge in ihren meisten Werken durch rasche Bewegung oder heitre Darstellung befriedigen, und sie mit einem oberflächlichen Verständnisse täuschen, während der tiefe Sinn und eine Unendlichkeit zarter Beziehungen **) gemeinen Lesern und Zuschauern verborgen bleibt. Die Frage,

---

*) Stände als 1800. **) ihnen verb. 1800.

in wie fern Homers Rhapsodien ursprünglich volksmäßig waren, oder bloß für die Edlen und Großen gesungen wurden, würde uns hier zu weit führen; allein daß die Troubadours und Minnesänger im Ganzen nicht eigentlich Volksdichter zu nennen sind, darf ich ohne Bedenken behaupten. Sie übten vielmehr eine adeliche und Ritter-Poesie, auf die Sitten, Ansichten und Empfindungsweise des obersten und damals gebildetsten Standes gebaut. Wir haben von Dichtern aus derselben Zeit, die sich um den Beifall der unteren Stände bewarben, noch *) manches, was mit jener den schneidendsten Gegensatz macht; auch äußert einer und der andre edle Minnesänger keine geringe Verachtung der bürgerlichen und bäurischen Lieder.

Wenn Bürger mit seiner allgemeinen Forderung der Popularität, die er denn doch vornehmlich durch Klarheit und leichte Verständlichkeit erklärt, nur das meinte, daß jedes Gedicht diese Eigenschaften in möglichst hohem Grade nach dem Verhältnisse seines Inhaltes besitzen solle, so kann man sie gern zugeben, bis auf die Ausnahmen, wo ein Schleier von Verworrenheit und Dunkelheit selbst den bezweckten Eindruck hervorbringen hilft, und also ein Mittel der Darstellung wird. Seine Bemerkung scheint **) dann auch nicht überflüßig, da manche unsrer Dichter ganz gewöhnliche Gedanken durch grammatische rhetorische Künstelei zu einem schwerfälligen Tiefsinne ungenießbar aufgeschraubt haben: eine Verkehrtheit, wovon Bürger überall frei blieb. Will man aber behaupten, vollkommene Deutlichkeit sei das wesentlichste Erforderniß zur Volkspoesie, so möchte man mit ihr ganz auf den Irrweg gerathen. Unser Dasein ruhet auf dem Unbe-

---

*) Arbeiten, welche 1800. **) denn 1800.

greiflichen, und die Poesie, die aus dessen Tiefen hervorgeht, kann dieses nicht rein auflösen wollen. Dasjenige Volk, wofür es sich der Mühe verlohnt zu dichten, hat hierüber, wie über Vieles, die natürliche Gesinnung beibehalten; Alles verstehen, das heißt mit dem Verstande begreifen wollen, ist gewiß ein sehr unpopulares Begehren. Beispiele werden dieß einleuchtender machen. Die Bibel, wie sie gegenwärtig in den Händen des Volks ist, wird nur sehr unvollkommen verstanden, ja vielfältigst mißverstanden, und dennoch ist sie ein äußerst populares Buch. Von unsern neueren Exegeten zum allgemeinen Verständnisse zugerichtet, würde sie unfehlbar ihre Popularität großentheils einbüßen. Die alten, besonders katholischen Kirchenlieder, voll der kühnsten Allegorie und Mystik, waren und sind höchst popular; die neuen bild- und schwunglosen, vernünftig gemeinten, und waßerklaren, die man an ihre Stelle gesetzt hat, sind es ganz und gar nicht. Und warum sind sie es nicht? Weil in ihrer ekeln Einförmigkeit nichts die Aufmerksamkeit weckt, nichts das Gemüth plötzlich trifft, und es in die Mitte desjenigen versetzt, was ihm durch förmliche Belehrung nicht zugänglich werden würde. Mit einem Wort, wer für das Volk etwas schreiben will, das über dessen irdische Bedürfnisse hinausgehen soll, darf in der weißen Magie, oder in der Kunst der Offenbarung durch Wort und Zeichen, nicht unerfahren sein.

Bürger wollte nun überdieß nicht bloß ein Volkssänger, sondern auch ein korrekter Dichter sein, und zwar, wie wir sehen werden, nicht etwa in einigen seiner Gedichte volksmäßig und in andern korrekt, sondern in demselben beides zugleich. Da Korrektheit aber durchaus ein Schulbegriff ist, so muß dieß, nebst seinen übrigen Vorstellungen von der Popularität, billig an der seinigen Zweifel erregen. Man

wende nicht ein, der Erfolg habe dafür entschieden: Bürger werde überhaupt in einem ausgebreiteteren Kreiße gelesen, als vielleicht irgend ein deutscher Dichter, er habe mit einigen seiner Stücke sogar bei den Ständen Eingang gefunden, die sonst nicht zu lesen pflegen. Denn auch diese sind jetzt durch eine *) einseitige Aufklärung so vielfältig bearbeitet worden, der Einfluß eines unpoetischen, Alles für den Nutzen erziehenden Zeitalters hat sich auf so manchen Wegen bis zu ihnen erstreckt, daß sich von der Popularität bei unserm jetzigen Volke kein Schluß auf die gültigere bei einem für Naturpoesie noch nicht verbildeten machen läßt. Gedichte, sie seien nun für Könige oder Bettler bestimmt, sollen kein Beitrag zu einem Noth- und Hülfsbüchlein, sondern eine freie Ergötzung sein; und die Denkarten und Ansichten, die man als Vorurtheile auszurotten bemüht ist, möchten gar nahe mit den wunderbaren Dichtungen alter Volkspoesie zusammenhängen.

Eine Vergleichung mit dieser wird also die besten Aufschlüße geben. Die Frage: war Bürger ein Volksdichter? verwandelt sich demnach in folgende: sind seine Romanzen ächte und unvermischte Romanzen? Seine Begriffe von dieser Dichtart können uns die Prüfung nicht erleichtern: er hat sie bloß in seiner Ausübung niedergelegt; denn daß er bei der zweiten Ausgabe seiner Gedichte, was er sonst Balladen und Romanzen genannt, unter dem Titel 'episch-lyrische Gedichte' zusammenordnete, darf man nicht zu hoch anrechnen. Werden diese Kunstwörter streng im Sinne der Alten genommen, so läßt sich nichts Widersinnigeres denken; aber ihre Vereinigung soll wohl nichts weiter bedeuten, als daß

*) abgeschmackte Aufklärung 1800.

in der Romanze etwas erzählt wird, und daß sie auch gesungen werden kann: folglich ist sie ein episch-lyrisches Gedicht. Man sieht, dieß Stück Theorie ist wohlfeil zu haben, und Bürger hatte es in der guten Zeit, als noch Engels Theorie der Dichtarten oder gar der Batteux etwas galt, unbesehens angenommen. Ich will hier nicht entscheiden, ob sich die Romanze und die übrigen eigenthümlich modernen Gattungen anders als historisch und genetisch ableiten laßen, da die neuere *) oder romantische Poesie sich nicht wie die klassische unmittelbar aus reinen Kunstgesetzen stätig entwickelt hat, sondern unter der Vermittlung aller Zeitumstände, welche die Wiedergeburt der Welt begleiteten, vielleicht als Gegensatz nothwendig, aber doch mit dem Scheine der Zufälligkeit entstanden ist. Es wird für unsern Zweck hinreichend sein, die alten Romanzen, die nicht mit Absicht für das Volk, sondern unter dem Volke gedichtet wurden, deren Dichter gewißermaßen das Volk im Ganzen war, zu charakterisieren, wie wir bei den Spaniern, Engländern, Schotten, Dänen und Deutschen wirklich vorfinden.

Der Name 'Romanze', der bei den Spaniern wohl zuerst in dieser Bedeutung gebraucht worden, ist sehr sprechend. Romance heißt soviel als lingua volgare, die neuere Volkssprache, die sich im Konflikt einer barbarischen mit einer gelehrten und klassisch vollendeten endlich gebildet hatte, so wie überhaupt aus diesem Chaos streitender Elemente die romantische Gestaltung des Mittelalters hervorgieng. Romanze, als Dichtart, ist eine romantische Darstellung in volksmäßiger Weise. Aus dem letzten Punkte mußte in einem Zeitalter, wo alles Lesen schon zur gelehrten Bildung

*) das ist romant. 1800.

gehörte, die Bestimmung zum leichten Gesange von selbst herfließen, so wie auch die Kürze in der Behandlung und die Einfachheit der erzählten Geschichten, da sie sich dem Gedächtniße einprägen sollten. So schieden sich die Romanzen von den umfaßenderen Romanen, die ursprünglich Ritterbücher waren, und erst späterhin in Prosa aufgelöst zu Volksbüchern bearbeitet sind. Natürlich wurden dazu nicht fremde und unbekannte Gegenstände herbeigezogen, sondern solche gewählt, die, wenn auch ganz im Gebiete der Phantasie, doch innerhalb des Horizontes möglicher Anschauungen lagen: die Romanzen waren durch ihren Inhalt, so wie durch die einheimischen Accente und Töne, die sich darin regten, national. Das Ritterwesen bildete in den Ländern, wo es herrschte, eine gemeinsame Nationalität, und was darauf Bezug hat ist sich daher überall ähnlich, wiewohl immer noch durch feinere Schattirungen abweichend bezeichnet. Sonst sind aber den alten Volksgesängen die eigenthümlichsten Züge der ganzen Denk- und Empfindungs-Weise jedes Volkes anvertraut, oft mit unauslöschlichen und *) die Gesinnung bestimmenden Erinnerungen innigst verwebt. So hallten in manchen spanischen Romanzen Scenen aus dem letzten Mohrenkriege so rührend wieder, daß es untersagt ward, sie zu singen, weil sich dabei eine unbezwingliche Trauer aller Hörer bemächtigte. In andern schimmert die stille und brennende Liebe, die verwegne Eifersucht, die phantastische Galanterie des Castilianers unter mohrischen Namen und in der seidnen Pracht des untergegangenen Hofes zu Granada. Es ist bemerkenswerth, daß in diesen südlichen Dichtungen nirgends eine Spur von Gespenstern

*) Charakter bestimmenden 1800.

oder andern Schreckbildern der Phantasie anzutreffen ist, da in den nordischen Balladen besonders der Engländer, Schotten und Dänen alle Schauer der Geisterwelt kalt und leise und um so erschütternder ins Leben *) herüber wehen.

Die Darstellung ist in den alten Romanzen überhaupt summarisch und abgerißen: manchmal zählt sie Thatsachen und Namen chronikenmäßig auf; aber nie ist sie bemüht auch das Wunderbarste vorzubereiten, noch läßt sie sich mit Entwickelung der Triebfedern ein. Jenes beglaubigt, und dieses bringt, da nichts mit klügelnder Willkür erfunden, sondern Alles mit der reinsten und kindlichsten Anschauung aufgefaßt ist, einen ahndungsvollen Unzusammenhang hervor, der uns mit unaussprechlichem Zauber festhält. Keine Rhetorik im Ausdruck der Leidenschaften, bei deren fast schüchterner Andeutung die rege Handlung um so gewaltiger trifft. Ueberhaupt wird man niemals mit der Schilderung der Gegenstände übertheuert, wenn ich so sagen darf: die Sache giebt sich selbst ohne Anspruch und Bewußtsein, und nirgends ist eine Richtung auf den Effekt wahrzunehmen. Durch alles dieß sind die alten Romanzen in der Kühnheit weise, in der Ruhe herzlich rührend, im Abenteuerlichen und Phantastischen natürlich und einfältig, und im scheinbar Kindischen oft unergründlich tief und göttlich edel. Dem sorglos dichtenden Triebe gelang, wozu nur der absichtsvolle Meister zurückkehrt: mit den unscheinbarsten Mitteln das größte auszurichten. Ein gebildetes Zeitalter betrachtet diese Naturerzeugnisse mit einer Art von Vergnügen, wie es Kenner der Malerei an leichten Skizzen und hingeworfenen Gedanken finden, wo man gleichsam die Grundanschauung eines großen

*) hinüber 1828.

und reichen Kunstwerks in wenigen geistvollen Strichen vor sich hat. Es wird Ergänzung der Einbildungskraft dazu erfordert, und so begreift sich's, wie ein Kunstrichter, dem es gänzlich an der Fähigkeit dazu gebrach, Johnson, der herrlichen Chevy=Jagd unbelebte Kraftlosigkeit vorwerfen konnte.

Es versteht sich, daß das Obige nur von den ältesten und eigentlich ursprünglichen Romanzen in seinem ganzen Umfange gilt, die späteren, wenn auch sonst im Geiste jener gedichtet, haben doch eine regelmäßigere Ausführlichkeit. Die spanische Romanze wurde nachher zu einer sehr mannichfaltigen und kunstreichen Dichtart ausgebildet. Die englischen Balladen hingegen blieben für das Volk bestimmt, aber sie sanken mehr: viele vor Shakspeares Zeiten vorhandene sind schon äußerst flach, weitschweifig, mit prosaischen Aufforderungen zur Theilnahme und Nutzanwendungen verbrämt, wie auch die damaligen Bearbeitungen der beliebten nur in der Sprache veralteten Stücke durchgehends Verwäßerungen sind. Nur selten ließ sich damals noch ein wahrhaft romantischer Anklang hören. Was Dichter *) des achtzehnten Jahrhunderts, ein Shenstone, Collins, Mallet, Goldsmith u. s. w., als Balladen haben geben wollen, seit die Liebhaberei für diese Gattung wieder erweckt war, sind **) empfindsame Reimereien ohne einen Funken vom Geist der alten. Verglichen mit der Ohnmacht und Verkehrtheit dieser Versuche bei einer Nation, die an aufbehaltenen einheimischen Vorbildern weit reicher ist, als die unsrige, erscheint Bürgers Verdienst um die Wiederherstellung der ächteren Romanze unermeßlich groß, und es ist nicht mehr als billig, daß seine Lenore in England ein

*) dieses Jahrh. 1800. **) sentimentale 1800.

solches Erstaunen erregt, und so end- und gränzenlosen Beifall erworben hat.

Es ist wahr, Bürger verdankt den englischen Balladensängern und besonders der percyschen Sammlung sehr viel. Ohne diese Anregung wäre er wohl schwerlich seinen Beruf inne geworden, da das Deutsche, zum Theil schätzbare, was sich in dieser Art erhalten hat, beim Anfange seiner Laufbahn ganz unbekannt war *). Nicht weniger als fünf, und darunter zwei von Bürgers beliebtesten Balladen, die Entführung und der Bruder Graurock, sind nach englischen Stücken gearbeitet, und fast nur frei übersetzt Ich will sie sämmtlich durchgehen, und mit den nachgebildeten den Anfang machen, weil sie bestimmte Vergleichungspunkte darbieten. Freilich muß das Urtheil dabei ganz anders ausfallen, als im Vergleich mit jenen modernen Vers-Balladen-Krämern.

'Die Entführung' heißt im Original the Child of Elle, und gehört nicht zu den uralten Balladen, sondern ist aus der mittleren Periode, jedoch von ächtem Schrot und Korn. Die Handschrift, woraus Percy sie abdrucken ließ, war mangelhaft und verstümmelt, so daß er hier und da hat zu Hülfe kommen müßen, und namentlich einen neuen Schluß dazu gemacht hat, wo man denn auch, wiewohl er ein vorsichtiger und enthaltsamer, und daher nicht unglücklicher Ergänzer ist, wenn man leise hört, eine etwas empfindsamere Einmischung spürt. Bei allem dem scheint mir das Gedicht in seiner Art so vortrefflich, daß ich es nicht anders wünschen kann, und es höchst bedenklich finden würde, etwas

*) wie es noch immer nicht vollständig gesammelt und zusammengestellt ist. 1800.

mehr damit vorzunehmen, als eine so viel möglich treue Uebersetzung. Bürger ist nicht dieser Meinung gewesen: er hat, während er alle Hauptzüge der Geschichte beibehielt, das Kolorit, die Weise, den ganzen Charakter der Behandlung völlig umgewandelt. Man vergleiche nur seine neun ersten Strophen mit den entsprechenden im Englischen:

On yonder hill a castle standes,
With walles and towres bedight:
And yonder lives the Child of Elle,
A young an comely Knight.

The Child of Elle to his garden went,
And stood at his garden pale.
When lo! he beheld fair Emmelines page,
Come trippinge downe the dale.

The Child of Elle he hyed him thence,
Y-wis he stoode not stille,
And soone he mette fair Emmelines page
Come climbing up the hille.

Nowe Christe thee save, thou little foot-page,
Now Christe thee save and see!
Oh thelle me how does thy ladye gaye,
And what may thy tydinges bee?

My lady shee is all woe-begone,
And the teares they falle from her eyne;
And aye shee laments the deadlye feude
Betweene her house and thine.

And here shee sends thee a silken skarfe
Bedewde with many a teare,
And bids thee sometimes thinke on her,
Who loved thee so deare.

And here shee sends thee a ring of golde
The last boone thou mayst have,

And biddes thee weare it for her sake,
When she is layde in grave.

For ah! her gentle heart is broke,
And in grave soon must she bee,
Sith her father has chose her a new new love,
And forbidde her to think of thee.

Her father has brought her a carlish Knight,
Sir John of the north countraye,
And within three dayes shee must him wedde,
Or he vowes he will her slaye.

Nowe hye thee backe, thou little foot-page,
And greet thy ladye from mee,
And telle her that I her owne true love
Will dye, or sette her free.

Nowe hye thee backe, thou little foot-page,
Aud let thy fair ladye know,
This night will I bee at her bowre-windowe,
Betide me weale or woe.

Die erste Strophe halte ich für einen Zusatz von Percy, der vielleicht irrig den Anfang vermißte: sie enthält eine im alten Romanzenstil schon überflüßige Erläuterung, und es kann sehr gut mit der zweiten anfangen. Das Silbenmaß, wenn man es so nennen kann, ist im Original einfach, und lose gehalten; im Deutschen sind die Verse genau abgemeßen, die Strophe ist komponierter, und hat den verstärkten Reiz eines Reims am Schluß jeder Zeile, und zwar in der letzten Hälfte unmittelbar auf einander folgender Reime erhalten. So wird schon durch den Klang die raschere Bewegung, die rüstigere Leidenschaft angekündigt, die Bürger bei seiner Umarbeitung bezweckte. Dort steht der Ritter am Gartenzaun, er verlangt von seiner Geliebten zu hören, und

eilt dem Boten entgegen; hier wird er von einer Ahndung umhergetrieben, welche die bald darauf kommende üble Botschaft vorbereiten soll, und wobei er sich in der That etwas ungeberdig nimmt; ehe noch die Botin ihren Mund öffnet, schrickt er zusammen. Von seinem Schreck und Betäubung bei der Nachricht selbst wird dort nicht eine Silbe erwähnt, hier lesen wir eine riesenhafte Beschreibung davon. Dort hat der Vater mit Einem Wort gedroht, seine Tochter umzubringen, wenn sie sich nicht zu dem für sie ausgewählten Gemahle bequemt; hier häuft er ausführlich alle Greuel: er will die Tochter 'tief ins Burgverließ stecken, wo Molch 'und Unke nistet, nicht rasten, bis er ihrem Geliebten das 'Herz ausgerißen hat, und ihr das nachschmeißen'. Dort will der Ritter sie befreien oder sterben, hier prahlt er im voraus, er wolle sie Riesen gegen Hieb und Stich abgewinnen. Diese Vergleichung ließe sich auch im Folgenden durch alle Züge, ja bis in die kleinsten Bestandtheile jedes Zuges hinein verfolgen, und man wird überall dasselbe Verhältniß finden. Wenn es heißt, als das Fräulein aus dem Fenster gestiegen ist:

And thrice he clasp'd her to his breste,
And kist her tenderlie,
The tears that fell from her fair eyes,
Ranne like the fountaine free.

so ist der Inhalt der letzten Zeilen, die ein so schönes Bild banger Weiblichkeit geben, ganz weggelaßen, und die ersten sind dagegen so erweitert:

Ach! was ein Herzen, Mund und Brust,
Mit Rang und Drang, voll Angst und Lust,
Belauschten jetzt die Sterne
Aus hoher Himmelsferne.

Wenn die Hofmeisterin des Fräuleins mit *) dichterischer Unparteilichkeit nach ihren Gesinnungen redend und handelnd eingeführt wird:

All this beheard her own damselle,
In her bed whereas shee lay,
Quoth shee: My lord shall knowe of this,
Soe I shall have golde and fee.

so kann der deutsche Dichter sein Verdammungsurtheil nicht zurückhalten!

Im nächsten Bett war aufgewacht
Ein Paar Verrätherohren.
Des Fräuleins Sittenmeisterin,
Voll Gier nach schnödem Goldgewinn,
Sprang hurtig auf, die Thaten
Dem Alten zu verrathen.

Wenn das Fräulein sich dort gegen ihren Vater entschuldigt:

Trust me, but for the carlish knyght,
I never had fled from thee.

so platzt sie hier heraus:

Glaubt, bester Vater, diese Flucht
Ich hätte nimmer sie versucht,
Wenn vor des Junkers Bette
Mich nicht geekelt hätte.

ohne zu bedenken, daß jedem feinen Sinne vor solchem Ekel ekeln muß. Kurz, in Haupt- und Nebensachen ist im Orinal alles edler und zierlicher: gegen den Junker Plump von Pommerland hat selbst der carlish Knight of the North countraye noch Anstand und Würde.

Nach einer so durchaus vergröbernden gewaltsamen Parodie kann man schwerlich in Abrede sein, daß Bürger hier

*) poetischer 1800.

den bescheidnen Farbenauftrag, die Mäßigung und Enthaltsamkeit, das Zarte, Gemüthliche und Leise gänzlich verkannte. Wie hätte er sonst glauben können, dem englischen Sänger nur etwas und vielleicht nicht sonderlich viel (S. Vorrede zur ersten Ausg. S. XII.) schuldig zu sein, da er ihm in der That mehr als Alles schuldig ist? Ich halte mich überzeugt, daß ihm sein Original an vielen Stellen matt und im Ganzen unvollkommen vorkam; er dachte nach dem Grundsatze 'Mehr hilft mehr' die gesammte Wirkung zu erhöhen, wenn er jeder einzelnen Regung, so viel er konnte, an Heftigkeit zusetzte; und bei einem großen Haufen von Lesern, die tüchtig getroffen sein wollen, ehe sie etwas fühlen, verrechnete er sich allerdings nicht. Damit hoffte er denn auch, wenn alle Glieder fester in einander griffen, den Zusammenhang des Ganzen straffer angezogen, und es vollständiger motiviert zu haben. Manche meiner Leser erinnern sich vielleicht noch, daß ein jetzt in Ruhestand versetzter Kunstrichter das Gedicht in dieser Hinsicht als ein Muster der pragmatischen Gattung zergliedert hat: allein einem Kunstwerke die Tiefe zu geben, welche durch solch eine Kritik bis auf den Grund ausgeschöpft werden kann, ist eben nicht schwer. In den alten Volkspoesien sind oft aus Instinkt, wie in den Werken großer Meister mit Absicht, die innersten Motive in den Hintergrund geschoben, und nur hie und da kommt, wie zufällig, etwas davon zum Vorschein: darin liegt eine ganz andre Art von Verstand, als in der arithmetischen Richtigkeit, die sich an den Fingern aufzählen läßt. Ueberall, wo Bürger nicht bloß verstärkt, sondern verändert und anders gestellt hat, ist es nachtheilig geworden. So kamen ihm die Vasallen im Englischen zu plötzlich herbei: er hat sie vorbereiten wollen, indem er den Ritter sie vorher zu sich

berufen und von seinen Absichten unterrichten läßt. Dadurch ist nun die ganze Ueberraschung aufgehoben; diesen Hülfstruppen wird eine zu große Wichtigkeit beigelegt, Karl droht zum Ueberfluße noch dem alten Baron mit ihnen, was der englische Ritter weislich unterläßt; endlich ist es klar, wenn die Vasallen zum ersten Mal auf den bloßen Ton des Horns erschienen, so hätten sie es das zweite Mal ohne besondere Bestellung auch gekonnt. Im Englischen ist dadurch, daß der Ritter bei Entführung des Fräuleins sein Horn umgeschlungen hat, leise, aber gerade hinlänglich auf den Erfolg angespielt. Von der Feindschaft der beiden Familien, die im Original gleich in der Rede *) des kleinen Boten erwähnt wird, erfährt man dagegen im Deutschen erst ganz am Schluße etwas, wodurch der Baron zu Anfange mit seinen Drohungen als ein ohne Ursach tobender Unmensch erscheint, von dem keine Erweichung des väterlichen Herzens zu erwarten steht. So läßt z. B. Junker Plump 'zu Trudchens Grausen vorbei die Lanze sausen', da im Original Sir John bloß einen Degen führt. Die Lanze gehörte zur vollständigen schweren Rüstung, in der wir zwar die fabelhaften mit Riesenkräften begabten Ritter in den alten Romanen weite Reisen machen sehen, die aber zum flüchtigen Nachsetzen gar nicht taugte. Ueberdieß, wenn Plump eine Lanze bei sich hat, so sieht man nicht ein, warum er bei seiner unritterlichen Gesinnung nicht gleich unversehens auf seinen Feind damit einrennt, warum er sich bequemt, vom Pferde zu steigen, um mit den Schwertern zu fechten, die nachher gegen alles Kostum sogar Säbel genannt werden. Im Englischen kommen die Vasallen über den Hügel geritten, im

---

*) an den kleinen 1828.

Deutschen 'durch Korn und Dorn herangesprengt'. Wie kann man durch Korn und Dorn heransprengen? Die Vasallen werden doch nicht ihre eignen oder ihres Herrn Kornfelder niedergeritten haben, was der Ausdruck 'durch Korn' offenbar sagt; sondern ordentlich auf den Wegen und Pfaden dazwischen geblieben sein. Und vollends durch Dorn! Dieß möchte unbequem fallen. Der Reim, der allerdings in unserer Sprache in manchen sprichwörtlichen Redensarten Begriffe entgegenstellt und verbindet, hat den Dichter verleitet, und Korn und Dorn ist nur eine andre Art von Sang und Klang. Bürger hatte eine solche Vorliebe für diese Formel, daß in dieser einzigen Romanze außer Korn und Dorn, noch Laub und Staub, Rang und Drang, Kling und Klang und Ach und Krach vorkömmt.

Ich habe mich mit Fleiß bei diesem Beispiele verweilt, weil es dazu dienen kann, uns mit einem Male von Bürgers Manier die klarste Vorstellung zu geben. Denn eine Manier hat er, und zwar eine sehr auffallende und unverrücklich festgesetzte, die sich bei allem Wechsel der Gegenstände gleich bleibt. Sie ist derb und zuweilen nicht ohne Rohheit; sie hat einen großen Anschein von Kraft, aber es ist nicht die ruhige sichere Kraft, sondern wie mit willkürlicher Spannung hervorgedrängte Muskeln. Ihr größter Fehler ist wohl die nicht selten überflüßige Häßlichkeit der dargestellten Sitten: wenn man sich darüber hinwegsetzt, so muß sie sich durch Keckheit und Raschheit im Ausdrucke, im Versbau und im Gange der Erzählung, durch *) Sauberheit und Genauigkeit in der ganzen Ausführung empfehlen. **) Einfachheit kann man ihr nicht zuschreiben, vielmehr verschwendet

---

*) Sauberkeit 1800. **) Simplicität 1800.

sie die materiellsten Reize, und ist reich an überladenden Ausschmückungen, da doch nichts der Einfalt des Volksgesanges mehr zuwider ist, als statt des stillen Zutrauens, die Sache werde für sich schon wirken, sie durch ein lautes davon gemachtes Aufheben aufzudringen. Dieser letzte Punkt bezeichnet es hauptsächlich, was *) einigen Romanzen Bürgers abgeht, oder genauer zu reden, was sie zu viel haben, um ganz ächte Romanzen zu sein. Er ist mit einem Wort, immer demagogisch, aber sehr oft nicht popular.

Was unstreitig beitrug, Bürgern über das Fehlerhafte seiner Manier zu verblenden, oder sie vielleicht ganz seinem Bewußtsein zu entziehen, war die Sicherheit und Meisterschaft, womit er sie ausübte: denn alles, was mit einer gewissen Konsequenz durchgeführt ist, kann aus sich selbst nicht widerlegt werden. So sind in der 'Entführung' lauter Unschicklichkeiten zu einem gewissermaßen schicklichen Ganzen zusammengearbeitet, das Haltung hat und seine Wirkung nicht verfehlt. Ich gestehe gern, daß die Vergleichung mit dem Englischen für manches, was ich daran rügte, meinen Blick geschärft, und bin um so weniger durch den Beifall befremdet, den sie bei so vielen deutschen Lesern, für welche sie Original war, gefunden hat und noch findet. Wenn Bürgern diese Vergleichung und das Studium seiner Vorbilder überhaupt nicht vor dem bewahren konnte, wozu ihn **) seine natürliche Anlage hinzog, so muß es dabei in Anschlag kommen, daß das Medium einer fremden Sprache leicht die Ansicht eines Gedichtes verfälschen kann. Herder hat die Volkslieder der verschiedensten Nationen und Zeitalter mit gänzlicher Reinheit von aller Manier und poetischem Schul-

*) Bürgers Romanzen 1800. **) im Naturell 1800.

wesen, jedes treu in seinem Charakter übertragen; hier wäre Bürgern das Rechte so nahe gerückt worden, daß er es fast nicht hätte verfehlen können. Aber leider erschien diese in ihrer Art einzige Sammlung, wo die eigensten Naturlaute mit allseitiger Empfänglichkeit herausgefühlt sind, erst im Jahre 1778, also zugleich mit der ersten Ausgabe von Bürgers Gedichten, als seine Manier schon völlig fertig war. Auch Goethes meiste und wichtigste Romanzen sind aus späterer Zeit.

Bei den übrigen aus dem Englischen entlehnten Balladen können wir uns kürzer faßen. Dem Friar of orders gray, dem Urbilde 'des Graurocks und der Pilgerin', ist die Bearbeitung nicht so verderblich geworden, als dem Child of Elle. Die von Bürgern gewählte Liederweise ist nicht mißfällig; allerlei Vertraulichkeiten und dann wieder gesuchte Sonderbarkeiten des Ausdrucks, nebst Verzierungen wie 'Ringellockenhaar' und 'Tausendthränenguß', findet man freilich auch hier; doch ist die Nachbildung dem Original näher geblieben, und folgt ihm strophenweise nach. Der vornehmste veränderte Umstand ist, daß die Pilgerin ihren Geliebten schon im Kloster vermuthet, da sie ihn im Englischen als Pilger beschreibt, und nur fragt, ob er an dem heiligen Orte nicht etwa seine Andacht verrichtet hat. Dieß schien Bürgern den Schluß noch nicht genug vorzubereiten, er *) schildert die Regung des jungen Mönches beim Anblick der von ihm erkannten Geliebten:

Gar wunderseltsam ihm geschah,
Und als er ihr ins Auge sah,
Da schlug sein Herz noch mehr.

*) er giebt die ... an: 1800.

und verräth somit gleich vorn sein Geheimniß. Das Merkwürdigste bleibt aber, daß seine Wahl überhaupt auf dieses Stück fiel, welches gar keine alte Ballade, sondern von Percy aus *) Bruchstücken von dergleichen bei Shakspeare, mit Hinzusetzung eigner Strophen, sinnreich genug zusammengestückt ist. Zwar hat er Zeilen verknüpft, die nimmermehr in demselben alten Liede gestanden haben; und um jenes noch ganz zu besitzen, woraus die verwirrte Ophelia einige Strophen singt:

Wie erkenn' ich dein Treu-Lieb
Vor den andern nun? —
„An dem Muschelhut und Stab,
Und den Sandelschuhn."
Er ist lange todt und hin,
Todt und hin, Fräulein!
Ihm zu Häupten ein Rasen grün,
Ihm zu Fuß ein Stein.

möchte man leicht seine und seines Nachbildners Arbeit und noch viel Anderes dazu hingeben. Allein man sieht doch, was treues Studium thut: an dichterischem Talent konnte sich Percy gewiß nicht mit Bürgern meßen, und doch hätte dieser bei einer ähnlichen Aufgabe sich schwerlich mit gleicher Enthaltsamkeit an das Alte anzuschließen vermocht. Zum Beweise, daß Bürgern nicht gerade das Aechteste und Einfachste ansprach, enthält Percys Sammlung eine wirkliche alte Ballade von ganz ähnlichem Inhalte, ein Gespräch einer reuigen Pilgerin mit einem Hirten (Gentle herdsman, tell to me); welche schon darum weit romantischer ist, weil sie nicht mit dem Theaterstreich einer Wiedererkennung endigt, sondern die Pilgerin ungetröstet ihre Wallfahrt fortsetzt.

---

*) Fragmenten 1800.

'Frau Schnips' ist nach The wanton wife of Bath, 'der Kaiser und der Abt' nach King John and the Abbot of Canterbury. Beide Originale sind nicht alt, wie Sprache und Silbenmaß ausweisen, das letzte nach Percys Zeugniß schon Umarbeitung eines älteren. Sie sind das, was man im Altdeutschen einen Schwank nannte, ein Stoff, der bei der gehörigen Behandlung wohl nicht vom Gebiet der Romanze auszuschließen ist, so wie jeder, der es versteht, zugeben wird, Lazarillo de Tormes sei ein romantisches Buch, wiewohl es lauter lustige Bettlergeschichten enthält. In dem Weibe von Bath ist jedoch eine zwar genialisch eingekleidete Belehrung zu sichtbar das Ziel, wodurch es mehr eine religiöse Fabel wird, in dem Geist wie *) die Legende von Sanct Peter mit der Geis, von dem betrügerischen Schneider im Himmelreich, und andre bei unserm Hans Sachs. Der Gedanke ist äußerst keck, und schonende Behandlung war daher anzurathen: eine Weisheit, die der englische Dichter unstreitig bewiesen hat. Bürger, dem der Gedanke nicht gehörte, hat von dem Seinigen bloß eine verwegene Ausführung hinzugethan.

Daß es auf einen gewissen Grad drollig herauskommen muß, wenn man die Patriarchen und Apostel niedrige Redensarten führen und wie Kärrner fluchen läßt, begreift sich: aber dem Zwecke ist es hier ganz fremd, und wäre Bürger diesem treuer geblieben, so hätte er nicht nöthig gehabt, das zuvor schlimm Gemachte durch eine angehängte Apologie wieder gut machen zu wollen. Es könnte jemand dem scherzhaften Muthwillen das Aeußerste für erlaubt halten, und doch manche von den Verstärkungen und Erweiterungen,

---

*) Peter mit der Geis, der betrügerische 1800.

womit das Original hier ausgestattet ist, platt und ekelhaft finden. Der *) possenhafte Gebrauch lateinischer Wörter, moderne Titulaturen, Anreden der Personen mit Er und Sie, und andre Züge erinnern an den Ton der 'Prinzessin Europa', die weder eine Romanze, noch volksmäßig, sondern bloß gemein ist, und wo **) die Verkleidung des Dichters als eines Bänkelsängers in allzu wahre Bänkelsängerei übergeht.

'Der Kaiser und der Abt' hat auch mancherlei Zusätze und Erweiterungen bekommen, doch ist der gute Humor des Originals ohne Entstellung übertragen, und manche von den Veränderungen können sogar Verbeßerungen genannt werden. Sonderbar ist es, bei Bürgers ***) gewöhnlicher Sorgfalt für die Wahrscheinlichkeiten, daß er die Aehnlichkeit des Schäfers mit dem Abt zu erwähnen unterlaßen hat:

I am like your lordship, as ever may bee

auch ist es ein Verstoß gegen Kostum und Schicklichkeit, den Abt in seiner Bedrängniß mit dem Helden eines neueren Romans ('ein bleicher hohlwangiger Werther') zu vergleichen.

'Graf Walther', im Englischen Child Waters, ist die letzte unter den entlehnten, und überhaupt in der Reihe der bürgerschen Romanzen. Es ist, ungeachtet der etwas vermehrten Strophenzahl, eigentlich nur eine Uebersetzung, aber freilich eine manierierte. Der Gegenstand hat etwas Beleidigendes für die Würde des weiblichen Geschlechtes, als ob die Treue der Männer großmüthige Gabe, die der Frauen aber Pflicht wäre. Nachdem Graf Walter die Liebe oder vielmehr die Unterwürfigkeit seiner Geliebten auf die erniedrigendsten Proben gestellt hat, kann er ihr nichts zum Er-

*) burleske 1800. **) die fingirte Bänkelsängerei in allzuwahre übergeht 1800. ***) 'gewöhnlicher' fehlt 1800.

satz anbieten, als worauf sie ohnehin Anspruch hatte. Sie war indessen von geringem Stande, und nach dem, damals nicht *) ganz ungegründeten, Glauben des Mittelalters, war Biederkeit und Adel der Gesinnungen an den Adel der Geburt geknüpft**). Das Empörende findet also im Geist der Zeiten allerdings seine Entschuldigung, und***) das Zeitalter hätte uns deswegen auch in allem Aeußern gegenwärtig erhalten werden müßen. Sprache und Versbau sind zu fleißig ausgeputzt: jene, ungeachtet einiger beibehaltenen Archaismen, glänzt gleichsam von Neuheit, und dieser ist gegen die lose Nachläßigkeit des Originals straff und rasch, wiewohl nicht ohne Härten. Gleich die erste Strophe ist übel gerathen.

Childe Waters in his stable stoode
And stroakt his milk-white steede:

---

*) 'ganz' fehlt 1800.

**) Hiemit soll jedoch die damalige Verfaßung der Gesellschaft keineswegs gerechtfertigt werden: willkürlich mißhandelte und verachtete Leibeigene mußten wohl körperlich, geistig und sittlich ausarten. Jene Denkart des Mittelalters ist aber in dem Sprachgebrauche aller romanischen Sprachen niedergelegt: Villano, vilain, ursprünglich ein Dorfbewohner, wurde für einen Menschen von rohen Sitten und niedriger Gesinnung gebraucht. Als nachher die Verhältnisse sich milderten, kamen andre Namen für den Bauernstand auf, um ihn durch die vorwaltende Nebenbedeutung nicht zu beleidigen: contadino, paysan. Merkwürdig ist die Ableitung der Wörter: cattiso, chétif. Sie bedeuteten eigentlich einen Kriegsgefangnen, vom lateinischen captivus, dann einen Sklaven, endlich einen schlechten Menschen und überhaupt alles Schlechte und Verwerfliche. Nur im Spanischen und Portugiesischen hat sich die zweite Bedeutung erhalten. Die Normannen haben diese Wörter, wo möglich mit verstärktem Sinn, auch nach England hinübergebracht: villain, caitiff.

Anm. z. n. A. 1828.

***) dieser hätte 1800.

To him a fayre yonge ladye came,
As ever ware womans weede.

Graf Walter rief am Marstallsthor:
Knapp, schwemm' und kämm' mein Roß.
Da trat ihn an die schönste Maid,
Die je ein Graf genoß.

Auf die Stallbeschäftigungen ist durch Klang, Wendung und veränderten Inhalt der ersten beiden Zeilen viel zu viel Nachdruck gelegt; und wie unfein wird in der letzten das Verhältniß der Schönen mit dem Grafen vorausgemeldet! Im Folgenden hat Bürger einen der schönsten Züge übersehn, oder mit Fleiß weggelaßen. Wie die Geliebte neben dem reitenden Grafen durch das Waßer schwimmt, heißt es bei ihm bloß:

Sie rudert wohl mit Arm und Bein,
Hält hoch empor ihr Kinn.

Im Englischen steht die heilige Jungfrau der Armen bei:

The salt waters bare up her clothes,
Our Ladye bare upp her chinne.

Auch das Rudern mit Arm und Bein *) giebt hier, wo von einem hochschwangern jungen Weibe in Mannstracht die Rede ist, ein widerwärtiges Bild. Diese Beispiele aus vielen von der verminderten Zartheit der Behandlung mögen hinreichen.

Wir kommen jetzt auf Bürgers eigne Romanzen, wo der Gehalt und die Kraft seines Geistes weit reiner erscheint, da wir bei der Vergleichung mit fremden Mustern immer nur auf seine Manier, das heißt auf dessen Beschränkung, geführt wurden. Ihre Reihe eröffnet auf das glänzendste

*) ist hier ein widerwärtiges Bild. 1800.

'Lenore', die ihm, wenn er sonst nichts gedichtet hätte, allein die Unsterblichkeit sichern würde. Man hat neuerdings gegen die Originalität der Erfindung Zweifel erregen wollen, die aber hinreichend widerlegt worden sind: es ist ausgemacht, daß Bürgern*), wie er mir selbst auch mehrmals mündlich versicherte, nichts dabei vorgeschwebt hat, als einzelne verlorne Laute eines alten Volksliedes. Hat es in England auch Sagen und Lieder von einer ähnlichen Geschichte gegeben, so ist dieß ein Beweis mehr, daß die Dichtung in nordischen Ländern mit**) örtlicher Wahrheit einheimisch ist. Mit einer solchen Erfindung darf man gar nicht einmal aus willkürlichem Vorsatze weiter gehen, als volksmäßiger Glaube und Stimmung der Phantasie Gewähr leistet. Lenore bleibt immer Bürgers Kleinod, der kostbare Ring, wodurch er sich der Volkspoesie, wie der Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute. Mit Recht entstand in Deutschland bei ihrer Erscheinung ein Jubel, wie wenn der Vorhang einer noch unbekannten wunderbaren Welt aufgezogen würde. Die Begünstigungen der Jugend und Neuheit kamen dem Dichter zu Statten, allein es war auch an sich selbst sein glücklichster und gelungenster Wurf. Eine Geschichte, welche die getäuschten Hoffnungen und die vergebliche Empörung eines menschlichen Herzens, dann alle Schauer eines verzweiflungsvollen Todes in wenigen leicht faßlichen Zügen und lebendig vorüberfliehenden Bildern entfaltet, ist ohne ***)erkünsteltes Beiwerk, ohne vom Ziel schweifende Ausschmükkungen in die regste Handlung, und fast ganz in wechselnde Reden gesetzt, während welcher man die†) Gestalten, ohne

---

*) 'wie er...versicherte' fehlt 1800. **) localer 1800. ***) conventionelles 1800. †) Figuren 1800.

den Beistand störender Schilderungen, sich bewegen und geberden sieht. In dem Ganzen ist eine einfache und große Anordnung: es *) gliedert sich außer der kurzen Einleitung und den Uebergängen in drei Haupttheile, wovon der erste das heitre Bild eines friedlich heimkehrenden Heeres darbietet, und mit den beiden andern, der wilden Leidenschaft Lenorens, und ihrer Entführung in das Reich des Todes, den hebendsten Gegensatz macht. Diese stehen einander wiederum gegenüber: was dort die Warnungen der Mutter, sind hier Lenorens Bangigkeiten, und mit eben der Steigerung, die in den frevelnden Ausbrüchen ihres Schmerzes **) sich zeigt, wird sie immer gewaltsamer und eilender, und zuletzt mit einem Sturm des Grausens ihrem Untergange entgegengerißen. Auch in dem schauerlichen Theile ist Alles verständig ausgespart, und für den Fortgang und Schluß immer Etwas zurückbehalten, was eben bei solchen Eindrücken von der größten Wichtigkeit ist. Denn es ist ja eine bekannte Erfahrung, daß man, um ein Gespenst verschwinden zu machen, grade darauf zugehn muß: die so tief in der menschlichen Natur gegründete ***) Furcht vor nächtlichen Erscheinungen aus der Geisterwelt bezieht sich eigentlich auf das Unbekannte, und wird vielmehr durch das Unheimliche der Ahndung und zweifelhaften Erwartung erregt, als durch die Deutlichkeit einer schreckenden Gegenwart; und mit dieser kann der Dichter erst dann die großen Streiche führen, wenn er sich schon durch jene allmälich der Gemüther bemächtigt hat †). Ohne

---

*) theilt sich...in drei Massen 1800. **) ist 1800. ***) fantastische Furcht 1800.

†) Bürger erzählte mir, als er die eben vollendete Lenore seinem Freunde, Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg zum ersten Mal vorgelesen, habe er gewünscht, die Wirkung recht zu erproben,

diese Vorsicht kann ein ganzes Füllhorn von Schreckphantomen ausgeschüttet werden, und es bleibt ohne die mindeste Wirkung. In der Lenore ist nichts zu viel: die vorgeführten Geistererscheinungen sind leicht und luftig, und fallen nicht ins Gräßliche und körperlich Angreifende. Dabei ist von dem Rabenhaare an, das sie zerrauft, jeder Zug bedeutend; der schöne Leichtsinn, womit sie der Gestalt des Geliebten folgt; die Schnelligkeit des nächtlichen Rittes; der wilde lustige Ton in den Reden des Reiters: Alles spricht mit der Entschiedenheit des frischen Lebens zwischen die Ohnmacht der Schattenwelt hinein, deren endlicher Sieg um so mächtiger erschüttert.

Vielleicht laßen sich von den meisten Eigenheiten, die Bürgers nachherige Manier bezeichnen, in der Lenore wenigstens Spuren und Keime auffinden: aber eine werdende Manier, die sich noch schwebend erhält, ist eigentlich keine, und hier wird sie durch die Uebereinstimmung mit dem Gegenstande gewißermaßen zum Stil erhoben. Die häufigen 'Hop hop hop, Hurre, hurre, Husch husch husch' u. s. w. haben am meisten Anstoß gegeben. Die altgläubigen Kritiker

---

und deswegen eine kleine Ueberraschung vorbereitet. Er hielt nämlich, wie von ungefähr, eine Reitgerte in der Hand, und als er an die Stelle kam:

> Rasch auf ein eisern Gitterthor
> Gieng's mit verhängtem Zügel,
> Mit schlanker Gert' ein Schlag davor
> Zersprengte Schloß und Riegel;

schlug er damit an eine gegenüber stehende Thür. Stolberg, damals ein Jüngling von entzündbarer Einbildungskraft, durch die vorhergehende Schilderung schon ganz ergriffen, sprang hiebei mit Entsetzen auf, als ob die geschilderte Sache wirklich unter seinen Augen vorgienge. Anm. z. n. A. 1828.

tadelten sie nicht mit Unrecht, aber aus dem unstatthaften Grunde, weil sie nicht in der Büchersprache vorkommen; da *)sie vielmehr deswegen wegzuwünschen wären, weil es rhetorische Kunstgriffe sind, welche die Romanze verwirft; weil sie anschaulich machen sollen, und nur wie eine unberedte kindische Lebhaftigkeit des Erzählers herauskommen. Daß der Mangel dieser Interjektionen und Onomatopöen keine Lücke hinterlaßen würde, davon kann man sich an der vortrefflichen Uebersetzung von Beresford (der besten unter den englischen, die ich kenne) überzeugen, wo sie bei aller Treue ohne Schaden weggeblieben sind**). Der schlechteste Vers in der Lenore scheint mir demnach folgender:

Hu hu! ein gräßlich Wunder!

Der Dichter hätte in der That seine Bestrebungen vergeblich aufgewandt, wenn die Leser noch bedürften benachrichtigt zu werden, daß das, was in dieser Strophe vorgeht, ein gräßliches Wunder ist.

Daß er die Geschichte in so neue Zeit gesetzt hat, an das Ende des siebenjährigen Krieges***), ist wohl nicht zu

---

*) sie desw. 1800. **) [S. die Rec. aus der A. L. Z. 1799. Nr. 217.]

***) Die geschichtlichen Angaben:

Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht;

und dann:

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;

könnten unbestimmt scheinen. Da Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege mehrere mächtige Gegner hatte, und hier nur die Kaiserin erwähnt wird, so möchte man an seine früheren Feldzüge gegen Maria Theresia denken, wo auch Kriegsvorfälle bei Prag statt-

tadeln: denn, wenn fabelhafte Begebenheiten gern in der Ferne der Zeiten und Oerter geschehen, so nimmt man dagegen ein warnendes Beispiel am liebsten aus der Nähe; und es liegt in *) dem Sinne der Dichtung, daß sie dieß sein soll. Weniger schicklich ist der Umstand, daß Lenorens Geliebter zu einem preußischen Krieger gemacht wird: dieß führt auf ein protestantisches Land als Scene, worin man durch die Aeußerung der Mutter, er könne wohl in Ungarn seinen Glauben abgeschworen haben, bestärkt wird. Nach dem ganzen Gespräch zwischen ihr und der Tochter hingegen fällt man eher darauf, sie für katholisch erzogen zu halten, was auch unstreitig beßer paßt. So viel ich weiß, ist diese Mißhelligkeit noch nicht bemerkt worden, sie muß daher wohl nicht sehr auffallend sein.

Am meisten Verwandschaft mit der Lenore hat 'der wilde Jäger', und vielleicht ist er nur darum nicht zu gleicher Celebrität gelangt, weil er der jüngere Bruder war. Der Gegenstand ist mit strenger Enthaltung von allem Fremdartigen behandelt; die Erfindung, den guten und bösen Engel in Gestalt zwei begleitender Reiter erscheinen zu laßen, ist ganz **) der geschilderten Sitte und dem Glauben des angenommenen Zeitalters gemäß; die verhängnißvolle Symmetrie ihrer Warnungen und Aufreizungen sondert die Momente der Handlung, und läßt zwischen ihrer stürmenden ***) Eile die Betrachtuug zu Athem kommen,

---

gefunden haben. Aber darauf paßt 'der lange Hader' nicht, auch war der Friede mit Rußland schon früher geschloßen, und mit der Prager Schlacht ist ohne Zweifel die vom 6ten Mai 1757 gemeint.

Anm. z. n. A. 1828.

*) dem poetischen Sinne 1800. **) im Geiste desselben 1800. ***) Bewegung die Reflexion zu 1800.

die immer ernster einem nahenden Strafgericht entgegen sieht. In den ersten beiden Strophen, in dem Gegensatz des wilden Jagdgetöses mit der feierlichen Heiligkeit des Gottesdienstes, liegt schon der Sinn des Ganzen beschloßen, der sich nachher nur stätig entwickelt. Die Darstellung ist meisterlich, vielleicht für eine Romanze zu kunstvoll, wenigstens von einer Kunst, wobei die studierte Wahl und Ausbildung der Züge zu sichtbar bleibt. Ueberhaupt, bis auf das so sprechende und gewissermaßen große Silbenmaß, das aber nicht faßlich in's Gehör fällt, und am wenigsten sich einer Melodie anneigt, ist dem Gedichte eine Gründlichkeit der Ausführung mitgegeben, woran es zu schwer trägt, um ganz die Bahn des leichten Volksgesanges zu fliegen, wiewohl es in der Anlage höchst popular gedacht ist. Die Ausrufungen, grellen Tonmalereien, und was es sonst zu viel hat, ohne welches das Weniger mehr sein würde: das versteht sich von selbst.

Die beiden Stücke 'der Raubgraf' und 'die Weiber von Weinsberg', stehen ungefähr auf derselben Stufe. Sie sind munter und drollig, jedoch nicht ohne Anwandlungen von den Späßen, die in der 'Europa', 'Herrn Bachus' und der 'Menagerie der Götter' herrschen, und *) vielmehr studentenhaft als volksmäßig zu nennen sind. Die Weiber von Weinsberg nähern sich noch eher der reinen Romanze, da der Raubgraf durch die weitläuftige Peroration des Schwagers Matz, und die Anspielung auf einen modernen Zeitumstand am Schluße, ein seltsam gemischtes Ding wird. Die gut gerathene vertrauliche Mimik, womit die Geschichte episodisch eingeführt ist, eignete sich zu einer durchaus verschie-

*) eher 1800.

denen Behandlung. Daß ich es für die Kenner mit Einem Worte sage: es sollte *) eine mimische Idylle sein.

'Lenardo und Blandine' ist unstreitig von allen Seiten Bürgers schlimmste Verirrung. Eine üble Vorbedeutung giebt schon die hingeworfene Art, womit er in der Vorrede zur ersten Ausgabe 'alter Novellen' erwähnt, worin 'die Geschichte unter dem Namen Guiscardo und Gismunda ähnlich vorkomme', als ob seinem Vorbilde nichts abzugewinnen gewesen wäre, außer ungefähr die erste Grundlage. Jene alte Novelle rührt doch von keinem geringeren Meister her als dem Boccaz: bestimmte Einzelnheiten zeigen bei aller Abweichung unwidersprechlich, daß Bürger den Decamerone vor Augen gehabt, und man kann ihn also nicht von dem Vorwurfe frei sprechen, für den großen Stil dieser Erzählung und ihre **) sittliche Schönheit ganz unempfindlich geblieben zu sein. Wer sie in der Ursprache lesen und fühlen kann (denn keine bisherige Uebersetzung möchte wohl den Charakter ganz wieder geben), dem muß die Ballade, damit verglichen, zugleich wie ein ungestümes Toben und ein kindisches Lallen gegen die hohe und ruhige Beredsamkeit eines Weisen erscheinen. Vom ersten bis zum letzten sind alle Züge vergröbert, entstellt, überladen, und ein Schmerz, der von der edelsten Seelenstärke zeugt, und dem die Fürstin ihr Leben mit stiller tragischer Würde hingiebt, ist in wilde Wuth umgeschaffen. Die Gismunda des Boccaz ist schon vermählt gewesen, aber bald als Wittwe zu ihrem Vater zurückgekehrt, der aus Anhänglichkeit an sie vermeidet, sie durch eine zweite Vermählung nochmals von sich zu entfernen. Die Scham hält sie ab, ihm darum anzuliegen, sie meinte beßer zu thun,

---

*) eine Idylle 1800. **) moralische 1800.

wenn sie sich unter den Hofleuten und Dienern ihres Vaters einen wackern Liebhaber wählte. Guiscardo war einer der niedern Diener, aber sie erblickte keinen, der an Sitten höher gewesen wäre. Ihr Verständniß befestigt sich unter dem Schutz eines tiefen Geheimnisses, der Vater ist es selbst, der es endlich durch einen Zufall entdeckt. Er läßt den Guiscardo gefangen nehmen, und stellt seine Tochter zur Rede, die nun, sobald sie das Schicksal ihres Geliebten inne wird, sich jede weibliche Wehklage verbietet, und, mit dem Entschluß der Liebe im Herzen, ihm nur durch die ruhige und ungeheuchelte *) Darlegung ihrer Antriebe und ihrer Rechte antwortet. Der Vater erkennt das hohe Gemüth seiner Tochter, hofft aber durch Strenge sie zum Gehorsam und zum Gefühl der Ehre zurückzuführen, und läßt den Liebhaber umbringen. Da er ihr durch einen Vertrauten sein Herz in einem goldnen Gefäße sendet, hat sie schon den hülfreichen Trank bereitet, und nach einer kurzen Todtenfeier nimmt sie ihn, legt sich anständig auf ihrem Bette zurecht, drückt das theure Herz an ihre Brust, und scheidet so aus der wehevollen Welt.

Bürgers 'Blandine' kündigt sich wie ein leichtsinniges Mädchen an, das ohne Jungfräulichkeit der ersten Aufwallung folgt. Alles, was ihr Verhältniß zum Geliebten bezeichnet, ist grob ausgedrückt, und der spanische Molch ist gleich bei der Hand, um die Geschichte auf der einen Seite durch gräßliche Worte zu heben, auf der andern, wahrscheinlich um ein Theil von der grausamen That des Vaters auf sich zu nehmen, der, ob er gleich beim Boccaz sie ohne solche Milderung begeht, dort als der liebendste und mitleidens-

---

*) Auseinandersetzung ihrer Handlung antw. 1800.

wertheste Vater erscheint, hier aber ein sehr gleichgültiger Gegenstand ist. Die Unterredung der Liebenden ist ein Gemisch von allem, was jemals bei Bürgern als 'Geschwätz der Liebe getrieben' wird; an einer Stelle ist das Duo in Shakspeares Romeo und Julia beim Anbruch des Tages auffallend benutzt; zuletzt artet sie in eine Tändelei aus, die bedeutend sein soll, aber um so *) mißfälliger wird. Der von Bürgern hinzugefügte Aufzug der drei Junker ist der einzige glückliche Moment im ganzen Gemälde, so wie er es uns gegeben hat. Der plötzliche Wahnsinn der Prinzessin aber, wie sie 'zusammenstürzt und nach Luft schnappt, und mit zuckender strebender Kraft sich wieder dem Boden entrafft', zeigt auf das stärkste den unbedingten Widerspruch der beiden Behandlungen. Bürger konnte sich in der That nicht anders helfen: nach dieser ungezügelten Anlage mußte sich die Leidenschaft toll geberden, und mit einem 'Juchheisa Trallah' endigen. Zu dem Mittel des Wahnsinns zu greifen, mochte er sich durch Shakspeares Ansehn berechtigt halten, dessen Darstellungen der Verrücktheit ziemlich verrückt angepriesen wurden: und ich glaube hier ganz deutlich das Unheil zu sehen, was die mißkennende Ansicht dieses Dichters, und die damals herrschende, leider immer noch nicht ganz erloschene Zuversicht, als stände das Höchste **) der Poesie durch ein ungebührliches Getobe der Leidenschaften zu erreichen, auch bei Bürgern angerichtet hatte. Denn sonst hätte er sich nimmermehr eine Ausführung dieses Wahnsinns erlaubt, die alle Sitte und Grazie unter die Füße tritt. Von seiner Blandine, 'die zum Sprunge singt, und zum Sange springt', unter Ausrufungen wie:

---

*) widriger 1800. **) in der P. 1800.

Weg, Edelgesindel! Pfui! stinkest mir an!
Du stinkest nach stinkender Hoffarth mir an!

— — — — —

Und speiet in euer hochadliches Blut.

kann man gewiß nicht rühmen, was Laertes von der Ophelia:

Schwermuth und Trauer, Leid, die Hölle selbst,
Macht sie zur Anmuth und zur Artigkeit.

Ihr ist so wenig mit der Reihe von Zeichnungen, die *) ein Dilettant in psychologisch-künstlerischer Hinsicht nach der Ballade von Augenblick zu Augenblick etwas fratzenmäßig entworfen hat, als mit den unseligen Nachahmungen, deren keine von Bürgers Romanzen so viele nach sich gezogen, eine unverdiente Schmach widerfahren. Noch näher liegt die Parallele mit der Gismunda des Hogarth. Dieser hielt das, was seine Freunde von dem edlen Stil der italiänischen Geschichtmaler rühmten, für leere Einbildung: er vermaß sich, *) eben so gut zu malen wie Correggio, wählte dazu eine Scene aus dieser Novelle, und es fiel aus, wie sich's erwarten ließ. Nach dem Zeugnisse seines Freundes Walpole war Hogarths Heldin Gismunden ähnlich 'wie ich dem Herkules', und sah aus wie eine heulende aus dem Dienst gejagte Küchenmagd. So hart wurde der Künstler für seinen Unglauben an eine höhere Gattung als die seinige bestraft! Und so steht denn auch Bürgers Ballade, in ihrer ganzen Gestaltung, von der an zu rechnen, die in dem hüpfenden Silbenmaße liegt, höchst manieriert, und also in seiner schlechtesten Manier gearbeitet, als ein Beispiel da, daß wer ein vollendetes Kunstwerk für den rohen Stoff ansieht, aus dem er erst das Kunstwerk zu bilden hätte, statt dessen es unfehlbar auf rohen Stoff zurückführen wird.

---

*) ein Herr von Götz 1800. **) es eben so gut machen zu können, wählte 1800.

In dem 'Liede vom braven Manne' hat der Dichter der biedern herzlichen Freude über eine wackre That Ton und Stimme geliehen, und die Absicht macht seinem Herzen Ehre. Nur daß das Gedicht eine ächte Romanze und wahrhaft volksmäßig sei, muß ich mehr als bezweifeln, wenn man auch für das letzte noch so viele Beweise von allgemeinem Beifall anführen möchte. Eine gute That wird sittliche Vorsätze im Gemüthe rege machen, aber die Phantasie trifft sie an und für sich noch nicht. Dieß hat der Dichter auch gefühlt, und die von ihm besungene That durch ihre Umgebungen in das Gebiet des Romantischen und Wunderbaren zu heben gesucht: und indem er den möglichsten Nachdruck auf die Furchtbarkeit des Eisganges, auf das Dringende der Gefahr, auf die lange vergeblich gespannte Erwartung eines Retters legen will, verbreitet er sich in geschmückten Schilderungen und rhetorischen Wendungen, die in der Romanze durchaus unstatthaft sind. Zu den letzten rechne ich die wiederholten 'O braver Mann! braver Mann! zeige dich!' und 'O Retter! Retter! komm geschwind'! das *) Betheuern 'beim höchsten Gott!' der Graf sei brav gewesen, u. s. w.; vor Allem aber, das viele Reden des Liedes von sich und mit sich selbst, das Rühmen des Dichters von dem Liede, seine Aufforderungen und Fragen an selbiges, die kein Ende nehmen. Mir däucht, wenn das Lied in allem Ernste voll von dem braven Manne gewesen wäre, so hätte es gar nicht weiter an sich denken müßen. Jede wahrhaft **) begeisterte Darstellung verliert sich in ihrem Gegenstande. Zudem führt dieses Selbstbewußtsein, diese Wichtigkeit auf die Vermuthung, es sei bei dem Vortrage ein Aufwand von Künst-

*) Beschwören 1800. **) objective 1800.

lichkeit und Zurüstungen gemacht, der sich weder mit dem Vertrauen auf die Sache, noch mit der Einfalt des ächten Volksliedes verträgt. Dieses ist gleichsam nur die Sache selbst, auf dem kürzesten Wege aus einer Sage in eine Melodie umgewandelt: das Lied wird sich also nicht der Sache ausdrücklich entgegenstellen. Die ursprünglichsten Volksgesänge hat, wie oben bemerkt wurde, das Volk gewissermaßen selbst gedichtet; wo der Dichter als Person hervortritt, da ist schon die Gränze der künstlichen Poesie. Ich wäre neugierig, eine wahre alte Romanze zu sehen, deren Sänger so viel und mit solchem Pomp von sich und seinem Liede spräche, als in dem Liede vom braven Manne geschieht. Wenn einmal eine solche Erwähnung vorkommt, so wird sie dem Gedichte nur als Anhang außerhalb der Darstellung und in den schlichtesten Ausdrücken mitgegeben. So in dem ganz romanzenartigen alten Liede von den heiligen drei Königen, zu Anfange:

Ich lag in einer Nacht und schlief,
Mir träumt, wie mir König David rief,
Daß ich sollt dichten und reimen,
Von heiligen dreien Königen ein neues Lied;
Sie liegen zu Kölln am Rheine.

und nun folgt gleich die Geschichte. Oder in einer andern Ballade*) am Schluß:

Wer ist's, der uns dieß Liedlein sang?
So frei ist es gesungen.
Das haben drei Jungfräulein gethan
Zu Wien in Oesterreiche.

---

*) Eschenburg theilt sie aus seinem gelehrten Vorrathe mit: Denkmäler altdeutscher Dichtkunst. S. 447. u. f.

Ferner, was den Inhalt betrifft, so ist es ein *) unkünstlerisches Beginnen, eine gute Handlung als solche darstellen zu wollen; denn das, was eigentlich ihren sittlichen Werth ausmacht, die Reinheit der Bewegungsgründe, kann auf keine Weise zur Erscheinung kommen. Es ist aber auch der unverfälschten geraden Gesinnung des Volkes gar nicht gemäß. Das Bekanntmachen sogenannter edler Handlungen durch die Zeitungen, die dafür ertheilten Ehrenbezeugungen oder gar darauf gesetzten Preise, alles dieß sind Mißgeburten einer leidigen Aufklärung. Ich will nicht so übel von unserm Zeitalter denken, nicht zu glauben, daß eine Menge viel beßerer Handlungen geschehen, als die unsre albernen Volksschriftsteller aufzeichnen. Dem Staate liegt es ob, dem Bürger, der z. B. einem andern das Leben gerettet, eine Corona civica zu verehren: allein dieß ist ganz etwas anders, es ist eine Belohnung für den ihm geleisteten Dienst, wobei die über allen Lohn erhabene Sittlichkeit des Thäters dahin gestellt bleibt.

Jede Anstalt ist unsittlich, die es zweideutig macht, ob sich in ein wohlthuendes Bestreben nicht eitle Ruhmsucht mischte. Der wahrhaft tugendhafte Mensch, der so innig fühlt, daß das Beste, was er thun kann, nur seine Schuldigkeit ist, wird bei dem Gethanen nicht selbstgefällig verweilen, und sich vornehmlich allem Schaugepränge damit entziehen. Die christliche Gesinnung vollends, die wohl noch immer die popularste ist, bringt es mit sich, wenn man Ursache zur Zufriedenheit mit sich zu haben glaubt, sich in seinem Innern zu demüthigen, damit nicht der Stolz auf das vollbrachte Gute die gefährlichste Versuchung werde.

---

*) unpoetisches 1800.

Eine kleine Inkonsequenz ist es, daß der Dichter *) so oft wiederholt erklärt, er wolle **) einen einzelnen Menschen, einen Zeitgenoßen verherrlichen, und doch alle ***) örtlichen Bestimmungen wegläßt, woran man ihn erkennen könnte. Es würde, wie mir scheint, auch poetisch weit vortheilhafter sein, wenn der Fluß und †) der Schauplatz der Ueberschwemmung, das Vaterland und der Name des Retters angegeben wäre. Der Grund des Verschweigens liegt freilich in der Erzählung selbst:

So rief er, mit adlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und gieng davon.

Der Bauer entzog sich schnell der Dankbarkeit und Bewunderung, man hat vielleicht nicht einmal seinen Namen erfahren; er hätte sich eine öffentliche Lobpreisung gewiß eben so verbeten, wie den Lohn des Grafen. Dieser wahrhaft große Zug krönt seine Handlung; und da Bürger das, was ihre Sittlichkeit beglaubigt, so gut gefühlt und ausgedrückt hat, so ist es zu beklagen, daß er die That nicht den Thäter hat loben laßen, ohne zu sagen, zu melden und anzukündigen, daß er sie herrlich preisen wolle. Man mache den Versuch, mit Weglaßung aller Strophen und Zeilen, welche Deklamation enthalten, die bloße Erzählung herauszuheben: man wird nicht nur die Entbehrlichkeit jener Einschiebsel einleuchtend, sondern auch die Wirkung der Geschichte um Vieles erhöht finden. Besonders hat alles, was den Bauer und seine That darstellt, den Ton der gediegensten Biederkeit: und es ist keine Frage, daß bei einem etwas anders gerückten Gesichtspunkte (das Irrige der jetzigen Behandlung

---

*) so wiederholt 1800. **) ein Individuum 1800. ***) localen 1800. †) die Scene 1800.

liegt schon zum Theil in der Ueberschrift) ein vortreffliches Gedicht daraus hätte werden können.

Wir sehen dieß gleich an der Romanze 'die Kuh oder Frau Magdalis' durch ein Beispiel bestätigt. Der Inhalt ist hier ebenfalls eine edle Handlung, und zwar von *) geringerem Belange, eine bloße Handlung der Mildthätigkeit. Allein der Nachdruck ist auch gar nicht auf sie gelegt: sie kommt erst ganz am Ende zum Vorschein, nicht während sie geschieht, sondern schon geschehen: und wir werden zuerst auf die überraschende und sinnreiche Art gelenkt, womit die Wohlthat erwiesen worden ist. Die Nachrede, womit der Dichter sie begleitet, ist schmucklos, und enthält nur das Nöthige, um die Geschichte als wahr zu beurkunden. Vorn führt er uns mit der naivsten Wahrheit in die Beschränktheit einer Glückslage hinein, wo der Verlust einer Kuh zum großen und unüberwindlichen Leiden wird. Daß die arme Wittwe bei dem Brüllen im Stalle sich vor einem bösen Geiste ängstigt, giebt der Sache etwas Wunderbares, und ist doch eben so natürlich, als ihre verdoppelte Freude beim Anblick der Kuh rührend. Es ist alles aus dem Stoffe gemacht, was daraus werden konnte, ohne Prunk und Künstelei; das Ganze ist durchaus liebenswürdig und gemüthlich.

'Des Pfarrers Tochter von Taubenhain' wird unfehlbar jedes empfängliche Herz erschüttern, aber leider mit peinigenden Gefühlen, gegen die nur derbe Nerven gestählt sein möchten. Das Gedicht hat eine moralische Tendenz, in dem Sinne wie unsere bürgerlichen Familiengemälde: und wie diese zum romantischen Schauspiel, so verhält es sich ungefähr zur wahren Romanze. Das Drückende dieser Rück-

*) weit ger. 1800.

sicht liegt gar nicht darin, daß überhaupt ein bestraftes Verbrechen zur Warnung aufgestellt wird; dieß geschieht ja auch in der Lenore und im wilden Jäger. Freilich werden die Vergehen beider als Frevel gegen den Himmel, und die Strafe als ein übernatürliches Verhängniß vorgestellt, wodurch die Dichtung einen weit kühneren Charakter bekömmt. Allein es giebt *) nicht wenige alte Romanzen, welche Mordgeschichten enthalten, und mit der natürlichen oder bürgerlichen Bestrafung endigen, und nichts desto weniger vollkommen romantisch sind. Die genaue psychologische Entwicklung der Motive, womit der Fortschritt der unglücklichen Verführten vom ersten Fehltritt bis zum Verbrechen begleitet wird, ist es, was weder ein heitres noch ein ernst erhebendes Bild des Lebens aufkommen läßt. Die Akten zum Kriminalproceß der Kindermörderin sind in dem Gedichte vollständig dargelegt: daß er, bei allem, was sie entschuldigt, dennoch mit ihrer ungemilderten Verdammung endigt, während der niederträchtige Verführer und der brutale Vater (denn an Häßlichkeit der Sitten ist nichts gespart) frei ausgehen, ist empörend, und stellt uns die höchste Widerrechtlichkeit und Verkehrtheit so mancher bürgerlichen Einrichtung vor Augen. Des menschlichen Elendes haben wir leider zu viel in der Wirklichkeit, um in der Poesie noch damit behelligt zu werden. Ich sehe wohl, daß Bürger, vielleicht mehr aus **) einem bewußtlosen Triebe als mit Ueberlegung, überall zu der Region hinstrebt, wovon ihn die einmal genommene und nunmehr unabänderliche Richtung ausschloß, und in so fern ist dieß Gedicht lehrreicher, als manches andre. Einige haben vorzüglich die Schilderung der

*) verschiedne 1800. **) Instinct als Reflexion 1800.

Schwangerschaft bewundert, mir scheinen die anfangenden *) Strophen das Meisterhafte zu sein. Auch die auf Unschuld anspielende Wahl des Namens 'Taubenhain' ist glücklich, und die wiederum auf Namen und Sache anspielende Gestalt der Geistererscheinungen:

Da raßelt, da flattert und sträubet es sich,
Wie gegen den Falken die Taube.

gehört zu den zarteren Geheimnissen der Poesie.

Das 'Lied von der Treue' ist aus einem alten und vielfach wiederholten Fabliau genommen. Da die Geschichte bloß auf einen **) beißenden Spott gegen die weibliche Treue hinausläuft, so sollte sie entweder kurz als witzige Anekdote erzählt werden, oder in einer größeren Komposition der Ironie dienen, wie wir sie wirklich in den Roman vom Tristan eingeflochten sehen, der ganz auf die höchste Treue der Liebenden gebaut ist. Wenigstens fühlt man sehr entschieden, daß Bürgers Romanze keinen rechten Schluß hat. Graf Friedrich Leopold zu Stolberg hat bei der Behandlung des nämlichen Gegenstandes unter dem Namen 'Schön Klärchen' (Musenalmanach von Voß und Göckingk. 1781.) mit einer glücklicheren Wendung geendet, überhaupt eine weit anmuthigere Erzählung daraus gemacht, wiewohl nicht im reinen Ton der Ballade, aber so duftig und rosenfarben gehalten, daß der helle Leichtsinn uns noch zierlich daraus anspricht, und der herzliche Kummer des Betrogenen wie eine kindliche Klage. Es ist Alles beßer zusammengewebt: die drei dänischen Doggen erscheinen nicht erst mit der Katastrophe zugleich, sie sind schon als Schön Klärchens Gefolge bekannt, sammt dem getigerten Spanier, den sie auf der Jagd zu

*) und schließenden 1800. **) Sarkasm 1800.

reiten pflegte; und wie viel artiger nimmt sich der Liebhaber aus, der ihr, wie sie mit ihm davon zieht, Lieder und Märchen vorsagt (ein Zug der sich so hübsch zu diesem leichten Handel schickt), als der schwere Junker vom Steine. Für die Wahl der Romanzen-Form läßt sich zwar das *) Lied vom Knaben mit dem Mantel anführen, ebenfalls ein Fabliau und eine Satire auf die weibliche Treue: allein in dieser alten Ballade ist die ganze Darstellung scherzhaft, und es wartet nicht, wie hier, Alles auf eine einzige epigrammatische Spitze. Bürgers Behandlung thut sich durch nichts sonderlich hervor. Auf der einen Seite der 'Donnergalloppschlag des Hufs' und die 'Stürme der Nase', auf der andern:

> Herr Junker, was hau'n wir das Leder uns wund?
> Wir hau'n, als hackten wir Fleisch zur Bank;

bezeichnen die beiden Endpunkte seiner Manier; nämlich eine unpopulare Künstlichkeit der Darstellung, und dann wieder **) Popularität, die nicht durch bloße Enthaltung von allem nicht Volksmäßigen, negativ, sondern durch Annahme gemeiner Sprecharten erreicht werden sollte.

Wir haben jetzt die größeren Romanzen sämmtlich durchgegangen, es ist aber noch eine Anzahl kleinerer Stücke zurück, die zum Theil romanzenartig, zum Theil Lieder im Volkstone sind, und worunter die meisten, wie mich dünkt, nicht leicht zu sehr gelobt werden können. Sie sind eigenthümlich ohne Bizarrerie, und frei und leicht wie aus voller gesunder Brust gesungen. Dahin gehören gleich die von ***) Minne redenden Lieder, die mit den alten Minnesingern nichts gemein haben, aber ein heiteres von Bürgern selbst entworfenes Bild des Minnesingers darbieten. In 'des armen

---

*) alte 1800. **) positive P. 1800. ***) 1800 durch Druckfehler 'Minna'.

Suschens Traum' ist der so natürliche*) volksmäßige Glaube an sinnbildliche Deutung der Träume rührend benutzt: die Folge und Verknüpfung der Bilder ist wirklich träumerisch, und das Pathetische anspruchslos. 'Der Ritter und sein Liebchen' drückt schon im Gange des Silbenmaßes treulosen Leichtsinn aus: das Abgerißene des Anfangs und wie der Ritter unbekehrt davon geht, ohne daß eine weitere Auflösung erfolgt, ist im Geiste der ächtesten Romanze. Eben so 'Schön Suschen'; es läßt sich nicht bescheidner, sinniger und zierlicher über die Wandelbarkeit der Liebe scherzen. Dem 'Liebeszauber' ist gar nicht zu widerstehen, so lebendig gaukelt er in dem muntern Liede, bei dem man gleich die Melodie mit zu hören glaubt, wenn man es nur liest. 'Das Ständchen' und 'Trautel' sind gefällige Weisen, das 'Schwanenlied' und 'Molly's Werth' von der naivsten Innigkeit. 'Das Mädel, das ich meine', (denn ich bleibe bei dem 'Mädel', und kann mich nicht zu der 'Holden' bekehren) blüht in frischen Farben: da der Dichter sie hinterdrein noch duftiger verblasen wollte, hat die Einheit des Tons darunter gelitten. Zu den Fragen und wiederholenden Antworten, überhaupt zu der tändelnden Einfalt, womit sinnlicher Liebreiz als ein Wunderwerk des Schöpfers gepriesen wird, paßte der Ausruf 'der liebe Gott! der hat's gethan', vollkommen.

'Die Elemente' sind ein **) religiöser Volksgesang und Naturhymnus voll höherer Weihe und Offenbarungsgabe. Das Heiligste ist ganz in die Nähe gerückt, die mystische Symbolik der Natur in allgemeine menschliche Gefühle übersetzt, und nicht unbefugt hat der Sänger Aussprüche aus der heiligen Schrift entlehnt. Ich glaube, Luther würde dieß

---

*) und 1800. **) rein rel. 1800.

Gedicht für ein würdiges Kirchenlied anerkannt haben. 'Untreue über alles' ist ein süßes Liebesgekose: kindlich aus einem Nichts gesponnen, zart empfunden, phantastisch ersonnen, und romantisch ausgeführt. Es muß erfreuen, daß die muntere Laune den Dichter auch in den letzten Jahren nicht verließ. Das 'Hummellied', 'Sinnenliebe', 'Lied', (Ausgabe von 1796. Th. II. S. 266.) 'der wohlgesinnte Liebhaber', und 'Sinnesänderung', alle von der zierlichsten Schalkheit und zuweilen von einer markigen, aber unverdorbenen Lüsternheit beseelt, sind angenehme Beweise davon. Ich kann nicht umhin, diese kleinen Sachen im Range weit über manche berühmtere zu stellen: das Maß des Kunstwerthes wird nicht durch den äußeren Umfang und den Inhalt begränzt; und sogar ein 'Spinnerlied', das ganz leistet, was es soll, wie das bürgerische, ist nichts Geringes.

Doch muß ich erinnern, daß ich unter den obigen Stücken die früheren in ihrer ursprünglichen Gestalt meine, so wie ich auch bei den vielerlei Veränderungen, die Bürger mit seinen übrigen lyrischen Gedichten vorgenommen hat, fast durchgängig für die alten Lesearten stimmen würde. Zuweilen ist die Umarbeitung so entstellend, daß der Liebhaber, der die postume Ausgabe aufschlägt, seine vormaligen Lieblinge kaum wieder erkennen wird. Ich glaube, die Herstellung des Beßeren würde keine Verletzung der Rechte des Dichters sein, der zwar mit seinen Hervorbringungen nach Willkür schalten, aber nichts einmal Gegebenes zurücknehmen kann. Konnte doch Tasso, der mit den Korrekturen in's Große gieng, sein umgearbeitetes mit mühsam demonstrierten Vorzügen ausgestattetes Jerusalem nicht durchsetzen!

Zu nicht wenigen Veränderungen hat Bürgern das Bemühen bewogen, die ihm vorgerückte Versäumniß des Idea-

lischen nachzuholen; dazu gehören z. B. verschiedene im 'Hohen Liede'. Da sich dieß auch auf Gedichte erstreckte, die bisher recht gut ohne dergleichen fertig geworden waren, so sind darin die Idealität und die Volksmäßigkeit in's Gedränge mit einander gerathen: die letzte, als im wohlhergebrachten Besitz, hat nicht ganz weichen wollen, und so schieben sie sich, wie zwei Personen auf einem zu schmalen Sitze, hin und her. An dem 'Mädel', nunmehr der 'Holden, die ich meine', hat man das deutlichste Beispiel davon. 'Der Minnesinger' hat nunmehr den dritten Namen bekommen; er hieß in der zweiten Ausgabe 'der Liebesdichter', und jetzt 'Lieb' und Lob der Schönen'. Das gute 'Ständchen' „Trallyrum larum, höre mich!" ist ebenfalls ein etwas idealisirtes Ständchen geworden. Bei weitem die meisten Veränderungen rühren jedoch von dem *) Streben nach Korrektheit her. Noch von andern fällt es schwer, irgend einen Grund zu entdecken, und man kann sie mit nichts anderm vergleichen, als mit dem willkürlichen Wundreiben der gesunden Haut. Wenn man in der ältesten Ausgabe liest:

Wüßt' ich, wüßt' ich, daß du mich
Lieb und werth ein bischen hieltest,
Und von dem, was ich für dich,
Nur ein Hunderttheilchen fühltest,
Daß dein Danken meinem Gruß
Halben Wegs entgegen käme,
Und dein Mund den Wechselkuß
Gerne gäb' und wiedernähme:
Dann, o Himmel, außer sich
Würde ganz mein Herz zerlodern!
Leib und Leben könnt' ich dich
Nicht vergebens laßen fodern! —

---

*) Princip der 1800.

Gegengunst erhöhet Gunst,
Liebe nähret Gegenliebe,
Und entflammt zur Feuersbrunst
Was ein Aschenfünkchen bliebe.

so begreift man nicht, was dieß harmlose artige Liedchen so Schweres verschulden konnte, das ihm folgende Ummodelung seiner drei ersten Strophen zuzog:

Wenn, o Mädchen, wenn dein Blut
Reger dir am Herzen wühlte;
Wenn dieß Herz von meiner Glut
Nur die leise Wärme fühlte;
Wenn dein schöner Herzensdank
Meiner Liebe Gruß empfienge;
Und dir willig ohne Zwang
Kuß um Kuß vom Munde gienge:
O dann würde meine Brust
Ihre Flammen nicht mehr faßen;
Alles könnt' ich dann mit Lust,
Leib und Leben könnt' ich laßen.

Aehnliche Beispiele sind die vierte Strophe des 'Winterliedes', die erste und zweite des 'Schwanenliedes', jetzt 'der Liebeskranke' genannt, und die erste des Gedichtes 'an Adonide', jetzt 'an Molly'. Ich unternähme allenfalls, auch *) in den befremdlichsten Fällen die Gründe zu errathen, die Bürgern geleitet haben mögen; und noch weniger sollte es mir schwer fallen, die Vorzüge der alten und die Mängel der neuen Lesearten aufzuzählen. Allein ich kann mich unmöglich zu dieser Erörterung entschließen, und laße es auf die Gunst meiner Leser ankommen, ob sie mich dazu im Stande halten wollen. Wie unerfreulich und trocken es ausfällt, wenn man sich vornimmt, dergleichen mit erschöpfender Gründlichkeit abzuhandeln, zeigt uns Bürgers 'Rechenschaft über die Ver-

*) bei den befremdendsten 1800.

änderungen in der 'Nachtfeier der Venus'. Er hat darin über die vier ersten Zeilen des Gedichtes oder den Refrain mehr als vierzig eng bedruckte Seiten, einige kleine Episoden mit eingerechnet, geschrieben. Da das Resultat nun nichts weniger als befriedigend ausfällt, so ließe sich leicht ein mäßiger Band zur Widerlegung schreiben, welchen dann Bürger, oder wer seine Sache verföchte, mit einem noch stärkeren beantworten müßte; in dieser Progression könnte es in's Endlose fortgehen, und so brächten zwei Menschen (die Leser, wenn deren welche aushielten, noch nicht einmal in Anschlag gebracht) ihr Leben vortrefflich mit vier Versen hin. Nein, in dieser Art von Kritik will ich gern jenen Rabbinern den Vorrang gönnen, welche genau wußten, wie oft jeder Buchstabe und jedes Tüttelchen im gesammten alten Testament vorkomme. Lieber will ich die Sache an der Quelle angreifen, woraus die einzelnen mit den Gedichten vorgenommenen Veränderungen, und Bürgers mühseliges Schreiben darüber hergeflossen; und somit komme ich auf den schon anfangs berührten Einfluß, den seine Begriffe von der Korrektheit auf seine Ausübung gehabt haben. Wenn Bürger als strenger Kritiker auftritt, und zwar gegen sich selbst, so möchte dieß bei Vielen ein großes Ansehn haben, besonders da man gewohnt war, ihn als einen originalen und genialischen Dichter, und als einen Befreier der Poesie von willkürlichen Konventionen zu betrachten. Allein es wird sich zeigen, daß während er von den Altgläubigen in der Poetik als ein arger Ketzer verschrieen ward, der alte Glaube ihm selbst weit mehr als billig anhieng.

Korrekt kommt von korrigieren her, und demnach lautet dann das Hauptaxiom dieser gebenedeiten Dogmatik: durch Korrigieren werden die Gedichte korrekt. Umgekehrt: wenn

sie nicht schon im Mutterleibe korrekt waren, so werden sie auf diesem Wege nimmermehr dazu gelangen. Pope sagt, die letzte und größte Kunst sei das Ausstreichen, und für einen Menschen wie er, der immer nur Verse, und niemals ein Gedicht hervorgebracht hat, mag es hingehen; sonst aber sollte man denken, es wäre eine viel größere Kunst, nichts hinzuschreiben, was man wieder auszustreichen braucht. Jene Sätze mußten zu einem sehr allgemein verbreiteten Vorurtheile werden, weil die meisten Menschen von der organischen Entstehung eines Kunstwerkes nicht den mindesten Begriff, und an dessen Einheit und Untheilbarkeit keinen Glauben haben; weil es ihnen an Fähigkeit und Uebung gebricht, es als Ganzes zu betrachten. Vollends geistlose Kritiker (welches zwar ein Widerspruch im Beiworte ist) laßen sich für die Korrektheit todtschlagen; sie ist ihr Eins und Alles, und wenn man sie ihnen nähme, würden sie schlechterdings nichts mehr zu sagen wißen.

Es giebt allerdings in der Poesie Geist und Buchstaben, einen schaffenden und einen ausführenden Theil. Ein Gedicht kann nur unter bestimmten Bedingungen *) zum äußerlichen Dasein gelangen, und in so fern es diese in Uebereinstimmung mit dem Innern, und ohne Widerspruch unter einander, erfüllt, kann es korrekt heißen. Niemand darf auf den Namen eines Künstlers Anspruch machen, der nicht in dieser Technik Meister ist. Allein sie geht zuvörderst auf das Große und Ganze, Reinheit der Dichtart, Anordnung, Gliederbau und Verhältniß, und betrachtet das Einzelne immer in Beziehung auf jenes. Die korrekten Kritiker hingegen bleiben an lauter Einzelnheiten hängen, außer wo ihnen etwa

*) äußerlich existieren 1800.

ein arithmetischer Begriff überliefert ist, wie die drei Einheiten, welche deswegen auch ihr Lieblingsthema wurden. Diktion und Versbau ist ihre Losung, und wenn sie denn nur diese letzten Kapitel der Poetik recht begriffen hätten! Aber was ist ihnen fremder als philosophische Grammatik, Studium der eignen Sprache aus den Quellen, und die Wißenschaft der Metrik? Erbarmungswürdig ist es, wenn z. B. Ramler immer noch als der Held der Korrektheit aufgestellt wird, der all sein Leben lang nicht hat lernen können einen ordentlichen Hexameter zu machen; der den Gedichten Anderer immerfort die unpaßendsten, mattesten und übellautendsten Veränderungen aufgedrungen hat; dem man endlich in seinen eignen Sachen wahre Schülerhaftigkeit in der Technik, wenn man damit nicht bei dem nächsten Herkommen stehen bleibt, nachweisen könnte.

Es thut mir leid, jenen dürftigen Begriff von Korrektheit, der sich bloß auf Diktion und Versbau beschränkt, auch bei Bürgern wieder zu finden. Er hat sich zu deutlich darüber erklärt, um Zweifel übrig zu laßen. Er setzt in der schon angeführten 'Rechenschaft' Form und Stoff eines Gedichtes einander entgegen. Unter Stoff versteht er den geistigen Gehalt. Dieser Ausdruck ist nicht schicklich: der geistige Gehalt ist kein bloßer Stoff, der durch die äußere Darstellung erst geformt werden müßte; er ist selbst schon Form, wovon die äußere Form nur der getreue Abdruck sein soll. Was Bürger über die Unerschöpflichkeit der ästhetischen Ideen sagt, das einzige in dem Aufsatze, was von einer höheren Ansicht der Poesie zeugt, ist aus Kants Kritik der Urtheilskraft entlehnt. *) Dieß hat seine Richtigkeit: es giebt For-

---

*) Es 1800.

derungen an ein Kunstwerk, die keine Gränze kennen, und die es nur gradweise befriedigen kann; *)und dann giebt es wiederum Gesetze, die es entweder erfüllt oder übertritt. Diese Gesetze erstrecken sich aber auf weit wesentlichere und tiefer eingreifende Punkte, als die Einzelnheiten der Diktion und des Versbaues sind. Bürger ist nicht der Meinung gewesen, oder er hatte vielmehr damals vergeßen was ihm sein beßerer Genius sonst darüber eingegeben. 'Das Gebiet der Formen', sagt er, 'erstreckt sich nicht weiter, als der Umfang 'der Sprache, die Bildbarkeit des Verses und die Möglich-'keit des Reimes, vermittelst welcher man poetisch darstellt'. Und man halte dieß nicht etwa für eine übereilte Aeußerung, welcher der Inhalt seiner Bemerkungen widerspräche. 'Ich 'hoffe', sagt er von der jetzigen Gestalt der Nachtfeier, 'jeder 'Vers wird die strengste Prüfung der poetischen Grammatik 'aushalten, ohne gleichwohl in Ansehung des poetischen Gei-'stes, der den todten Buchstaben beleben muß, gerechten Vor-'würfen ausgesetzt zu sein'. Als ob sich der poetische Geist auch so in einzelnen Zeilen offenbarte! Als ob es nicht sehr möglich wäre, bei dem in der Welt vorhandenen Vorrath von Versen, ohne allen poetischen Geist, nur mit Verstand und Geschick, Verse zusammenzusetzen, denen man, für sich betrachtet, den Namen schöner Verse nicht verweigern dürfte!

Daß Bürger sich mit seinen Korrekturen besonders an die 'Nachtfeier der Venus' gehalten, ist ganz in der Ordnung: denn dieses Gedicht, wie er es dem Lateinischen frei nachgebildet, war vom Anfange an zum Korrigieren eingerichtet, und kann für nichts weiter gelten, als ein phraseologisches Studium. Von dem Original, über dessen Zeit-

*) und Gesetze 1800.

alter und Urheber die gelehrtesten Philologen verschiedner Meinung sind, und worein, in der Gestalt, wie wir es haben, unter barbarischen Spuren doch Manches aus ächteren *) Quellen des klassischen Alterthums geflossen sein mag, redet Bürger selbst nicht mit **) sonderlicher Ehrerbietung. Demungeachtet betreffen, einige gleich zuerst ***) angeordnete Umstellungen ausgenommen, alle nachherigen Veränderungen nicht Anlage, Charakter, Haltung und Bedeutung des Ganzen, sondern bloß einzelne Bilder, Wörter, Laute und Silben. Um nur ein Paar Beispiele zu geben, so ist es ihm niemals eingefallen, daß die Stelle von der Venus als †) Mutter des Ahnherrn und Schutzgöttin des römischen Volkes bloß ††) örtliche Wahrheit und nationales Interesse hat, daß sie bei einem für uns noch gültigen symbolischen Gebrauche der Mythologie durchaus wegfallen mußte. Ferner, da der römische Dichter sich erst in den vier letzten Zeilen mit Vorwürfen über sein bisheriges Schweigen und mit Anmahnungen, in den allgemeinen Jubel mit einzustimmen, erwähnt, so hat Bürger dieß beibehalten, aber zweimal vorher den Gesang und die Leier so feierlich hervorgehoben, als ob der Dichter einem Chor vorsänge, und den Widerspruch darin nimmer bemerkt. Von den Eintheilungen in Vorgesang, Weihgesang und Lobgesang mag ich gar nicht einmal reden. Und bei dieser Gedankenlosigkeit über die Ausbildung des Ganzen meinte Bürger dennoch mit der letzten ausgeputzten Gestalt des Gedichtes einen Kanon für die Poesie aufzustellen, wie der des Polyklet für die Bildnerei gewesen. Das ist

---

*) antiken Quellen geflossen 1800. **) sonderlichen Respekt 1800. ***) vorgenommen 1800. †) Sternmutter [Druckf. für 'Stammmutter'] und 1800. ††) ocale 1801.

gerade, als hätte Polyklet seinen Kanon nicht durch die Vollkommenheit der Proportionen, sondern durch fleißiges Polieren der Bronze zu Stande bringen wollen. Ja er hoffte, dieses Gedicht sollte vermögend sein, die Sprache auf mehrere Jahrhunderte zu fixieren, 'soweit es nämlich in deutsche 'Diktion und Vers-Mechanik vermittelst ewig schöner Gedan-'ken und Bilder hineingriffe'. Den beschränkenden Zusatz verstehe ich nicht recht, denn da in der Sprache Alles zusammenhängt, so möchte sie schwerlich theilweise zu fixieren sein. Aber zu welchem Minimum mußte ihm die unendliche Fülle und der ewige Wandel des menschlichen Geistes, der auch nur in Einer Sprache sich regt und bewegt, zusammengeschrumpft sein, um dergleichen Wirkungen von einem Gedichte zu erwarten, das bei geringem äußern Umfange, auf das glimpflichste gesagt, leer ist, und nichts von dem *) besitzt, was die Gemüther in allen ihren Tiefen ergreift und sich unauslöschlich einprägt.

Bei den Zweifelsknoten, zwischen denen sich Bürger mühselig herumwindet, hätte er oft nur die Frage um einen Schritt weiter zurückführen dürfen, um zu sehen, daß sie ganz anders gestellt werden müße, **) und um dann auch eine ganz verschiedene Antwort auszumitteln. Gleich anfangs erzählt er das lächerliche Unglück, welches ihm mit dem Refrain begegnete, den er auf keine Weise sich und Andern völlig recht machen konnte, der, je öfter er ihn umschmolz, um so übler gerieth, so daß er endlich genöthigt war, durch einen Machtspruch Einhalt zu thun. Ich glaube es wohl: er hätte noch zwanzigtausend solche Refrains machen können, ohne einen vollkommen guten darunter zu finden; die Auf-

---

*) in sich hat 1800. **) und auch 1800.

gabe gehört ihrer Natur nach zu den unmöglichen. Der Refrain des Originals, der in einem einzigen Tetrameter besteht, soll in die doppelte Länge ausgedehnt werden, dabei findet keine Erweiterung des Inhalts Statt, und die Schmükkung des Ausdrucks will Bürger selbst mit gutem Grunde möglichst vermieden wißen. Wie soll das in aller Welt ohne Zerren und Künstelei zugehn? Ueberdieß verursacht der so verlängerte Refrain nothwendig ein Mißverhältniß: er trennt die Absätze des Gedichtes viel weiter von einander, und eben so oft wiederholt, wie ihn Bürger wirklich gebraucht hat, nimmt er doppelt so viel Raum ein, wie im Original. Aber wenn der Refrain in zwei kürzere, einem Tetrameter gleichgeltende Zeilen *) übersetzt worden wäre, so hätten diese ohne Reim bleiben müßen. Allerdings: es fragt sich eben, ob es überhaupt räthlich war, das Pervigilium auch bei einer freien Nachbildung in gereimte Verse zu übertragen? Zwar scheint keine gereimte Versart größere Aehnlichkeit mit den trochäischen Tetrametern zu haben, als unsre sogenannten vierfüßigen Trochäen mit alternierenden männlichen und weiblichen Reimen. Allein sie verketten immer vier Zeilen zu einer kleinen Strophe, da in dem antiken Silbenmaße Vers auf Vers unaufhaltsam fortgeht. Alsdann trennt auch der weibliche Reim die erste Zeile weit bestimmter von der zweiten, als der Abschnitt die beiden Hälften des Tetrameters, der eben wegen seiner Länge bei dem leichten Rhythmus rasch zum Ende eilt. Bei uns hat jenes Silbenmaß daher den sanftesten und ruhigsten Liederton, da hingegen die griechischen Kunstrichter dem choreischen Tetrameter den beweglichsten und leidenschaftlichsten Gang zuschreiben. Dieser stimmt

*) übersetzt wäre, so hätten selbige 1801.

auch im Original sehr gut zu dem Ausdruck trunkener Freude und allgemeinen Taumels bei der Wiederbelebung der Natur, worin allein ich einen Hauch *) vom Geiste des klassischen Alterthums zu fühlen glaube. Durch die Hauptzierde der bürgerschen Nachbildung, die Reime, ist der Charakter des Gedichtes nicht nur verändert, sondern es ist eigentlich charakterlos geworden.

Ohne das hätte die Wahl der Bilder und Züge unmöglich eine solche Breite gehabt. Wie schon gesagt: durch Korrigieren war hier wenigstens für das Ganze nichts zu verderben; im Einzelnen ist es häufig geschehen, wie sich leicht zeigen ließe, wenn für unsern Zweck nicht der Beweis hinreichte, daß Bürger bei der Beschränkung seiner Kritik auf Diktion und Versbau, selbst über diese Punkte nicht auf die Grundsätze zurückgieng, und aus irrigen Vordersätzen schloß. So nimmt er bei den metrischen Bemerkungen gar keine Rücksicht auf den Gegensatz der gereimten und rhythmischen Versarten. Nicht selten liegt der Satz im Hinterhalte, die Poesie solle keine Freiheiten der Sprache vor der Prosa voraus haben: eine oft genug wiederholte und eingeschärfte Meinung, die aber von Leuten aufgebracht ist, welche Poesie und Prosa als entgegengesetzte und unabhängige Wesen in ihrem Kopfe nicht vereinbaren konnten, und deswegen, da man der Prosa zum nächsten Gebrauch doch nicht wohl entrathen kann, lieber die Poesie aufheben wollten. Meistens aber rügt er Versehen gegen die logisch-grammatische Genauigkeit, die nur durch eine ängstliche Zergliederung merkbar werden, auf welche die Poesie, als eine Kunst des schönen Scheines, gar nicht eingerichtet zu sein braucht. Es

*) des antiken Geistes 1800.

giebt zwar in ihr sowohl Miniaturen als Dekorationsmalereien, aber für *) diese mikroskopische Betrachtungsart ist keines ihrer **) Werke bestimmt, und ein Gedicht, welches dem Leser Muße und Lust dazu ließe, könnte schon desfalls keinen Werth haben. Und doch ist Bürger seiner Sache dabei so gewiß, daß er den Vorwurf der Kleinlichkeit und Pedanterei mit folgendem Ausspruche abweist: 'Ich verkün'dige allen denen, die es noch nicht wißen, ein großes und 'wahres Wort: „Ohne diese Silbenstecherei darf kein ästheti'sches Werk auf Leben und Unsterblichkeit rechnen". Die Geschichte der Poesie muß ihm, als er dieses schrieb, gar nicht gegenwärtig gewesen sein. Oder haben etwa Homer, Pindar, Aeschylus, Sophokles und Aristophanes diese Silbenstecherei geübt? Und um aus der modernen Poesie nur Ein Beispiel anzuführen, wer war weiter von ihr entfernt, als Shakspeare? Ja wie läßt sich bei den altenglischen Volksliedern, die Bürgern zu seinen schönsten Hervorbringungen die Anregung gaben, und also hoffentlich noch leben, nur daran denken? Dagegen sind manche, sogar auf die Nachwelt gekommene Werke der alexandrinischen Dichter, die in dieser Silbenstecherei keine gemeine Meisterschaft besaßen, doch nicht am Leben. In der neueren Poesie kann man diejenigen, welche sie mit besonderem Fleiße getrieben, und dennoch nie, außer im Wahne eines verkehrten Geschmacks gelebt haben, zu hellen Haufen aufzählen. Bürger verkannte sich selbst und seinen Werth mit dieser ängstlichen Sorge um die kleinen Aeußerlichkeiten der Poesie, worauf man den Spruch des Evangeliums anwenden kann: 'Ihr sollt nicht

---

*) die 1828. **) Produkte bestimmt und dasjenige, welches 1800.

'sorgen und sagen: was werden wir eßen? was werden wir 'trinken? womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allen 'trachten die Heiden. Trachtet am ersten nach dem Reiche 'Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches 'alles zufallen.'

Ich habe im Obigen Bürgers Maximen über Korrektheit und *) sein Verfahren beim Ausbeßern lebhaft bestritten: eine wider ihn ausfallende Entscheidung würde indessen zu seinem Vortheil gereichen, indem sie ihn von so vielem ungerechten Tadel seiner selbst und von den ertödtenden Korrekturen befreite. Es thut weh, zu sehen, wie Bürger z. B. bei 'Mollys Werth' (S. 501. u. f.) gegen sein eignes Fleisch wüthet, und Ausdrücke matt und gemein schilt, die nur dem Tone der Gesinnungen gemäß einfältig und naiv sind; wie er selbst in einem Gedichte von nicht mehr als drei Strophen Veränderungen ohne Rücksicht auf das Ganze vornimmt, und so aus einem süßen herzigen Liede ein steifes verzwängtes Unding herausbringt, an dem nichts mehr zu erkennen und zu fühlen ist. Glücklicher Weise sind die Romanzen von allem solchen Ungemach verschont geblieben. Bürger mochte wohl einsehen, daß sein allgemeines rhetorisches Ideal einer guten reinen Schreibart (dem er bei den lyrischen Gedichten unbedingt opferte, da doch nichts unter der Rubrik rhetorischer Fehler aufgeführt werden kann, was nicht in der Poesie an seiner Stelle gut wäre;) hier nicht anwendbar sei, ohne Alles umzustoßen. Daß indessen in den meisten Romanzen viel und oft ausgestrichen worden, ehe sie öffentlich erschienen, ist gewiß, und daß sie zum Theil beßer, nämlich ungekünstelter und freier von Manier

*) seine corrigirende Praxis lebh. 1800.

würden ausgefallen sein, wenn frühere Lesearten stehen geblieben wären, nur zu wahrscheinlich.

Die kritischen Aufsätze und Veränderungen, womit wir uns bisher beschäftigt haben, sind zwar aus Bürgers letzter Periode; allein in der Vorrede zur zweiten Ausgabe kommen schon starke Aeußerungen über seine *) absondernde Ansicht des technischen Theils der Poesie vor; und in der Vorrede zur ersten verräth sich der grammatische Hang wenigstens durch die eigne so hitzig verfochtene Orthographie. Wenn man ferner bedenkt, daß 'die Nachtfeier der Venus', sein frühestes, und 'das Hohe Lied', eines seiner spätesten Werke, ungefähr nach derselben Idee der Tadellosigkeit und einer absoluten Vollkommenheit der Diktion und des Versbaues, da es doch nur eine relative giebt, ausgeführt und durchgearbeitet sind: so kann man schwerlich zweifeln, daß die Maximen der Korrektheit während seiner ganzen Laufbahn großen Einfluß gehabt haben.

Die Erwähnung des hohen Liedes führt mich auf einige seiner geliebten Molly gewidmete lyrische Stücke, die noch zurück sind. Ihr **) dichterischer Werth ist aber so mit der Verworrenheit wirklicher Verhältnisse verwebt, daß sie keine reine Kunstbeurtheilung zulaßen. Man kann zum Theil die himmlischen Zeilen im 'Blümchen Wunderhold' auf sie anwenden:

Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut.

Besonders ist die 'Elegie, als Molly sich losreißen wollte', ein wahrer Nothruf der Leidenschaft, wobei das Mitgefühl

*) isolierende 1800. **) poetischer 1800.

jeden Tadel erstickt. Dagegen ist 'das Hohe Lied' durch die Ausführung ein kaltes Prachtstück geworden, wiewohl die innige Wahrheit der Gefühle als Grundlage durchblickt. Man muß es der Zeit anheimstellen, ob sie diesen blendenden Farbenputz und Firniß mit ihrer magischen Nachdunkelung genugsam überziehn wird, um es die Nachwelt für etwas andres halten zu laßen.

Bürger hat das Verdienst, das bei uns gänzlich vergeßene und nach lächerlichen Vorurtheilen verachtete Sonett zuerst wieder zu einigen Ehren gebracht zu haben. Indessen zeigt sowohl seine Behandlung desselben, als was er in der Vorrede darüber sagt, daß er *) die Gattung nicht aus der Betrachtung ihres wahren Wesens begriffen hatte. Alles läuft bei ihm auf die Merkmale der Kleinheit, Niedlichkeit und Glätte hinaus, durch welche Forderungen die antithetische Symmetrie und **) unveränderliche Architektonik des Sonetts durchaus nicht erklärbar wird. Er nennt es 'eine bequeme Form, allerlei poetischen Stoff von kleinerm Umfange, 'womit man sonst nichts anzufangen weiß, auf eine sehr 'gefällige Art an den Mann zu bringen; einen schicklichen 'Rahm um kleine Gemälde jeder Art; eine artige Einfaßung 'zu allerlei Bescherungen für Freunde und Freundinnen'; und ich befürchte, daß diese lose, diminutive und also dem Obigen zufolge sonettähnliche Vorstellung vom Sonett immer noch nicht ganz außer Umlauf gesetzt ist. Das Beispiel der großen italiänischen und spanischen Meister belehrt uns, daß für das Sonett nichts zu groß, stark und majestätisch sei, was sich nur irgend nach materiellen Bedingungen des Raumes darein fügen will. Ja, es fordert seiner Natur nach

---

*) sich die ... construirt hatte 1800. **) ewig unv. 1800.

die möglichste Fülle und Gedrängtheit, und Bürgers Sonette scheinen mir nicht genug gediegnen Gedankengehalt zu haben, um dem Nachdruck ihrer Form ganz zu entsprechen. Auch die bei den meisten getroffene Wahl der fünffüßigen Trochäen statt der eilfsilbigen Verse oder sogenannten Jamben, worin er fleißige Nachfolge gefunden, ist ein Fehlgriff; was jedoch nur aus der Theorie des Sonetts, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, sich einleuchtend darthun läßt.

Es ist nun noch übrig, etwas von Bürgers Uebersetzungen und dem Charakter seiner Prosa zu sagen. Unter jenen ist seine Arbeit am Homer die wichtigste: er hat sie früh unternommen und lange dabei ausgeharrt. Ueber sein erstes Vorhaben, die Ilias zu jambisieren, hat er selbst in der Folge das Nöthige gesagt. Die Gründe, womit er es in jugendlichem Eifer vertheidigte, können jetzt, nach den Fortschritten unserer Sprache in der rhythmischen Verskunst, und nach der Entwickelung richtigerer Begriffe vom epischen Gedicht, Niemanden mehr aufhalten: doch ist es interessant zu sehen, wie damals Punkte zweifelhaft schienen, über die der Erfolg nun so siegreich entschieden hat, und welche Stufen die poetische Uebersetzungskunst durchgehen mußte, um auf die jetzige zu gelangen. Auch die jambischen Proben sind für das Studium der Sprache und um zu sehen, wie sich Bürger bei einer solchen Aufgabe aus dem Handel gezogen, immer noch lehrreich.

Bei der hexametrischen Uebersetzung hatte er sich eine beispiellose Treue vorgesetzt, und dieß redliche *) Streben, da sonst Entäußerung von seinen Eigenheiten eben nicht seine

---

*) Bestreben 1800.

Sache war, ist nicht unbelohnt geblieben; unter allem, was er poetisch nachgebildet, ist nichts so frei von Manier, und sein langer Umgang mit dem Sänger hat ihm Manches von seiner traulichen und naiven Weise zu eigen gemacht. Hätte Bürger Fertigkeit und Ausdauer genug gehabt, das Ganze zu beendigen und aufzustellen, so würde man seine Ilias neben die ältere Odyssee von Voß gesetzt haben, und ihm wären durch die Uebung die Kräfte gewachsen, noch fernerhin mit seinem alten Freunde zu wetteifern; da er jetzt an der voßischen Ilias und umgearbeiteten Odyssee Nebenbuhler von zu großer Ueberlegenheit bekam, wodurch seine Bruchstücke, die ohnehin als solche nur eine bedenkliche Existenz haben, ganz in den Schatten zurückgedrängt wurden.

Aelter als seine homerischen Hexameter sind die in einem frei übersetzten Stücke des vierten Buchs der Aeneide, welche für die damalige Zeit (1777), wo es mit der Bearbeitung der alten Silbenmaße fast rückgängig werden wollte, allerdings zu loben sind. Die gelehrte Ausbildung des Originals sowohl in der Diktion als im Versbaue, besonders in den Uebergängen der Sätze aus einem Hexameter in den andern, darf man nicht erwarten; auch fehlt es nicht an Ueberladungen und Manieren, doch zieht ein gewisser Schwung und leichte Fülle den Leser fort. Wie Bürger aus der Episode der Dido durch eigne Zusätze ein für sich bestehendes episches Gedicht hätte machen wollen, sehe ich nicht wohl ein; seine Aeußerung darüber war wohl nicht so ernstlich gemeint.

Auch Proben einer Uebersetzung von Ossians Gedichten finden sich in der Sammlung. Ich sehe die Meinung sich immer erneuern, die Bürger ebenfalls hegte, daß dieß ein schweres Unternehmen sei; ich, für mein Theil, begreife

nicht, wie man es anfangen wollte, den Ossian anders als gut zu übersetzen. Wenn man mich aber fragt: ob so etwas verdient übersetzt zu werden? so antworte ich dreist wie Macduff: Nein, nicht zu leben! Indessen stände von diesem empfindsamen, gestaltlosen, zusammengeborgten, modernen Machwerk, über dessen absoluten Unwerth ich mich nicht stark genug auszudrücken weiß, dennoch vielleicht ein Gebrauch zu machen. Da, wie es scheint, in unserm Zeitalter jeder poetische Jüngling die sentimentale Melancholie einmal zu überstehen hat, so schlage ich vor, wie man jetzt statt der Kinderblattern mit den Kuhpocken abkömmt, sie künftig mit dem Ossian einzuimpfen; das Uebel wird auf diese Art am unschädlichsten und am wenigsten anhaltend sein.

Bürgers Arbeit am Macbeth hat Celebrität erlangt, und doch ist sie die mißlungenste unter allen. Bei den Hexengesängen erwartete man ihn in seinem eignen Fach, und er war es so sehr, daß sie manierierter ausgefallen sind, als sein Manieriertestes. Shakspeare hat auch hier seine gewöhnliche Mäßigung und Enthaltsamkeit geübt; man sieht, daß er die Zauberinnen, ohne den Volksglauben zu verlaßen, der Würde einer tragischen Darstellung leise anzunähern suchte. In der Uebertragung ist Alles ins Scheußliche und *) Fratzenhafte getrieben. Zwei Zeilen reichen zum Beweise hin.

Round about the chauldron go;
In the poison'd entrails throw.

Trippelt, Trappelt, Tritt und Trott,
Rund um unsern Zauberpott!
Werft hinein den Hexenplunder.

Wo ist im Original nur eine Spur von der kindischen

*) Burleske karikirt 1800.

Tonmalerei des ersten Verses? Und wie verrucht müßten sich die Hexen auf dem Theater geberden, um den Worten mit ihren Bewegungen zu entsprechen? Nach dem Zauber'pott' zu urtheilen, müßen sie aus Niedersachsen gebürtig sein. Aber wenn wir auch den 'Hexenplunder' fahren laßen, kommen wir mit dem Uebrigen nicht beßer fort. Es leistet durchaus nicht, was es als prosaische Uebersetzung leisten könnte. Bei vielen Kraftausdrücken, und schwächenden Ausrufungen, die pathetisch sein sollen, ist der Dialog nicht selten in platte Vertraulichkeit ausgeartet. Die Unschicklichkeit aller mit dem Schauspiel vorgenommenen Veränderungen, der Auslaßungen, Umstellungen und verschieden vertheilten Reden, nach der Strenge zu rügen, würde unbillig sein, da Bürger sich so bescheiden darüber erklärt, und bei der Bearbeitung durch einen fremden Antrieb geleitet ward. Wie seine eignen Zusätze beschaffen sind, kann jeder bei der Vergleichung sehen. So viel erhellet aus Allem, und es dient zur Bestätigung des bei Gelegenheit von Lenardo und Blandine Bemerkten, daß Bürger sich zu keiner reinen und ruhigen Ansicht des Shakspeare erhoben hatte.

'Bellin', ein Fragment, nach dem Giocondo des Ariost, mußte freilich Fragment bleiben: denn wo hätte es nach diesem Anfange mit dem Ganzen hinausgewollt? Im Ariost ist die Geschichte, wie sich's für eine solche Novelle in Versen gehört, mit geistreicher Kürze erzählt; hier verliert sich der Erzähler nach einer schon zu weitläuftigen Vorrede sogleich wieder in endlose Abschweifungen, macht den Bellin, seinen Giocondo, ohne allen erdenklichen Zweck zu einem Dichter, und läßt den lombardischen König über die ungerechte Verachtung der Poeten und der Poesie, endlich sogar

über eine obskure Provincial-Zeitschrift Dinge sagen, die, Gott weiß wie, dahin gehören mögen. Es ist ein sprechendes Beispiel, wie sorglos Bürger über Plan und Anlage eines Gedichtes sein konnte, während ihn die Ausputzung des Einzelnen bis ins Feinste hinein beschäftigte. Denn sehr sauber gearbeitet sind die Stanzen wirklich: sie verdienen bei den Studien über den Gebrauch dieser Versart zum Scherzhaften und Drolligen in Betrachtung zu kommen. Nur wäre ihnen mehr Freiheit und Wechsel zu wünschen; sogar der Abschnitt nach der vierten Silbe ist immer beobachtet, der als Regel bei fünffüßigen, nicht mit längeren und kürzeren Versen untermischten Jamben eine ganz unnütze und nachtheilige Feßel ist.

Popes *) Brief der Heloise an Abälard ist in der Nachbildung ohne eigentlichen Zusatz fast um das Doppelte verlängert, was bei der einmal gewählten Versart unvermeidlich war. Die **) spruchreiche Kürze des Originals, die unter dem Pomp der Deklamation seinen besten Reiz ausmacht, ist in elegische Weichheit verwandelt. Die fünffüßigen Trochäen, die überhaupt nur in wenig Fällen zu empfehlen sind, machen bei einem so langen Gedicht ein ermüdendes Geschleppe. In fünffüßigen gereimten Jamben ließe sich schwerlich Couplet um Couplet geben; eher in Alexandrinern, die aber den Charakter schwächen würden. Das Gedicht soll eine Heroide sein, und wenn es nur im Geiste dieser antiken Untergattung gedichtet wäre, so müßte sich's in elegischen Distichen schicklich übersetzen laßen. Da das aber nicht ist, und sich sonst kein paßendes Silbenmaß dazu finden will, und auch sonst noch allerlei, so müßen

*) Heloise an Abelard 1800. **) sententiöse 1800.

wir schon sehen, wie wir uns im Deutschen ohne selbiges behelfen.

Die 'Königin von Golkonde' ist das phantastelose, aber witzige Märchen von Boufflers in freie gereimte Verse gebracht, nicht ohne manchen Verlust, wie schon irgendwo ein Beurtheiler durch eine umständliche Vergleichung gezeigt hat. Wie mich dünkt, hat Bürger dabei einen Versuch gemacht, Wielands Manier mit der seinigen zu vereinbaren.

Seine prosaischen Aufsätze bestehen fast nur in Vor- und Nachreden, und zwar meistens in geharnischten: in dieser Gattung hat er etwas gethan. Wenn er noch so ruhig und gehalten anfängt, so überfällt ihn, ehe man sich's versieht, plötzlich eine heftige ärgerliche Stimmung; ja er kann kaum eine rechtfertigende Anmerkung ohne diese widerwärtige Polemik zu Ende führen, worin ihn nur seine Lage entschuldigt. Seine frühesten und spätesten Aufsätze scheinen mir am besten geschrieben; in denen aus der mittleren Epoche gesellten sich noch die üblen Sitten der Zeit dazu. Daß das rhetorische Ideal nicht vor manierierten Eigenheiten schützt, davon sieht man an allen ein Beispiel: sie sind mit dem größten Fleiß durchgearbeitet, und doch ist Bürgers Manier wo möglich noch stärker darin ausgedrückt, als in seinen Gedichten; sie erscheinen fast durchgehends gesucht, bald in neuen Wörtern und Wendungen, bald in veralteten, und selbst in der Einfachheit anmaßend.

Das Resultat unsrer Prüfung, wenn wir es mit Uebergehung der nicht probehaltigen Nebensachen zusammenfaßen, wäre etwa folgendes: Bürger ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher, als umfaßender Phantasie, von mehr biedrer und treuherziger, als zarter Empfindungsweise; von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der gram-

matischen Technik, als von tiefem Verstand im Entwerfen; mehr in der Romanze und dem leichten Liede, als in der höhern lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theil seiner Hervorbringungen ächter Volksdichter, dessen Kunststil, wo ihn nicht *) Grundsätze und Gewöhnungen hindern, sich ganz aus der Manier zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Frische und zuweilen Zierlichkeit, seltner Größe hat.

*) Maximen 1800.

VI.

Vorrede zu Friedrich Nicolai's

Leben und sonderbare Meinungen.

Von Joh. Gottlieb Fichte. Herausg. von A. W. Schlegel. Tübingen in der Cottaischen Buchh. 1801. 8.

Der Verfaßer dieser Schrift hatte anfänglich die Absicht, sie unter seinen Augen dem Drucke zu übergeben. Da hiebei zufällige Hinderniße eintraten, und der nächste Zweck derselben durch die Unterhaltung, welche er bei ihrer Abfaßung gefunden und seinen Freunden durch die Mittheilung verschafft hatte, eigentlich schon erreicht war, so wollte er von keiner weiteren Bemühung damit etwas wißen, und zog seine Hand gänzlich von ihr ab. Das Manuskript kam in dem Kreiße seiner Freunde auch an mich; ich bin durch keine Bevorwortung des Verfaßers bei dem Gebrauche, den ich etwa davon möchte machen wollen, eingeschränkt, und so gestehe ich, daß ich mir ein Gewißen daraus machen würde, diese bündige und erschöpfende Charakteristik eines in seiner Art merkwürdigen Individuums dem Publikum vorzuenthalten. Der Würde Fichtes wäre es vielleicht angemeßner, sein bisheriges verachtendes Stillschweigen auch jetzt nicht zu brechen: allein da er einmal die gutgelaunte Großmuth gehabt hat, so viel Worte und Federzüge an Nicolai zu wenden, so muthe ich ihm auf meine Gefahr auch die zweite zu, die Welt seine ausgeübte Herablaßung erfahren zu laßen. Was Nicolain betrifft, so weiß ich wohl, daß ich ihm durch die Herausgabe dieser Schrift die größte Wohlthat erweise. Was könnte ihm, der seine hauptsächlichen Gegner nicht einmal dahin bringen kann, seine weitläuftigen Streitschriften zu lesen, geschweige denn zu beantworten, der ihnen höchstens nur einige hingeworfene Sarkasmen abgelockt, Glorreicheres begegnen, als daß Fichte auf ihn, als auf ein

wirklich existierendes Wesen, sich förmlich einläßt, ihn aus Principien konstruiert, und ihn wo möglich sich selbst begreiflich macht? Der Tag, wo diese Schrift erscheint, ist unstreitig der Ruhm-bekrönteste seines langen Lebens, und man könnte besorgen, er werde bei seinem ohnehin schon schwachen Alter ein solches Uebermaß von Freude und Herrlichkeit nicht überleben. Verdient hat er es ganz und gar nicht um mich, daß ich ihm ein solches Fest bereite, da er mir die Schmach angethan, mich in früheren Schriften ordentlich zu loben, und noch in den letzten mir Kenntnisse und Talente zuzugestehen. Indessen die Lesung der folgenden Schrift hat mich in die darin herrschende großmüthige Stimmung versetzt, und wenn er sich diese Anmaßung nicht wieder zu Schulden kommen laßen will, so sei das Bisherige vergeben und vergeßen.

VII.

August Wilhelm Schlegel an Fouqué.

Genf, 12. März 1806.

Laß dich herzlich umarmen, mein geliebter Freund und Bruder, und dir meinen Dank sagen für dein schönes Geschenk, einen rührenden Beweis deiner Liebe zu dem Entfernten, und der durch sein Stillschweigen dich vergeßen zu haben scheinen konnte. Andere werden es dir nicht leicht glauben, daß du mein Schüler seist, ich selbst aber kann nicht umhin, beschämt darein zu willigen, wenn du diesem freundlichen Irrthum noch treu bleiben willst: es ist das schönste Blatt in dem mäßigen Lorber, den mir meine dichterischen Bestrebungen verdient haben. — Ich wollte auf deine Zueignung, die mir erst geraume Zeit nach meiner Zurückkunft aus Italien nebst den Schauspielen zu Handen gekommen, in einem Gedicht antworten, und dieß, um dich damit zu überraschen, irgendwo in ein öffentliches Blatt einrücken laßen:

Fern an Posilipp's Bucht, und der gelblichen Tiber Gestade,
Wandelt' ich, da du den Gruß, trautester Freund! mir gesandt.
Nun erst, seit ich die Alpen dahinten im Süden zurückließ u. s. w.

Zufällig aber versäumte ich den rechten Zeitpunkt dazu. Indessen habe ich, wie Pindar sagt, viele Pfeile in meinem Köcher, und denke es dir zu anderer Zeit nicht unwürdig zu erwidern. — Ich habe deine Schauspiele mit großer Aufmerksamkeit und ungemeinem Genuß vielfältig gelesen, und hätte Stunden, ja Tage lang mit dir darüber zu schwatzen,

wenn uns der Himmel die Freude des Wiedersehens gönnen wollte. In einem Briefe muß ich mich aber schon kürzer faßen. Im Allgemeinen also: ich habe hier alle die Vorzüge, kunstreicher auf umfaßendere Stoffe verwandt, wiedergefunden, womit die dramatischen Spiele glänzen: eine durchaus edle, zarte und gebildete Sinnesart, frische Jugendlichkeit, zierliche Feinheit, gewandte Bewegung, viel Sinnreiches in der Erfindung und sichere Fertigkeit in der Behandlung. In Sprache und Versbau besitzest du eine ungemeine Fülle und Mannichfaltigkeit; die einzigen Klippen, wovor du Dich meines Bedünkens zu hüten hast, sind Dunkelheit, welche aus allzu künstlichen Wendungen entspringt, und Härte aus dem Streben nach Gedrängtheit. Mit vielem Geschick verflichtst du zuweilen prosaische Bestandtheile in den Ausdruck, wodurch er neuer und eigener erscheint, doch hüte dich, dieß Mittel allzufreigebig zu gebrauchen. — — So viel ist ausgemacht, vor einer geringen Anzahl Jahre wäre es noch unmöglich gewesen, alles dieß mit so vieler anscheinenden Leichtigkeit zu leisten. Es hat tief in den Schacht unsrer Sprache gegraben, die Kunst des Versbaues hat gleichsam in eine ganz andere Region gesteigert werden müßen, um dergleichen möglich zu machen. Aber was vor ein zwanzig Jahren ein großes Aufheben würde veranlaßt haben, das nehmen die gedankenlosen Leser jetzt so hin, als müßte es nur so sein; es scheint, daß ihre Unempfänglichkeit in demselben Verhältniße zunimmt, wie die Fülle blühender Talente, die sich seit Kurzem entfaltet haben. Ich glaube hievon den Grund einzusehen, doch muß ich dazu etwas weiter ausholen.

Wie Goethe, als er zuerst auftrat, und seine Zeitgenoßen, Klinger, Lenz u. s. w. (diese mit roheren Mißver-

ständnissen) ihre ganze Zuversicht auf Darstellung der Leidenschaften setzten, und zwar mehr ihres äußeren Ungestüms als ihrer innern Tiefe, so meine ich, haben die Dichter der letzten Epoche die Phantasie, und zwar die bloß spielende, müßige, träumerische Phantasie, allzusehr zum herrschenden Bestandtheil ihrer Dichtungen gemacht. Anfangs mochte dieß sehr heilsam und richtig sein, wegen der vorhergegangenen Nüchternheit und Erstorbenheit dieser Seelenkraft. Am Ende aber fordert das Herz seine Rechte wieder, und in der Kunst wie im Leben ist doch das Einfältigste und Nächste wieder das Höchste. Warum fühlen wir die romantische Poesie inniger und geheimnißvoller als die klassische? Weil die Griechen nur die Poetik der Freude ersonnen hatten. Der Schmerz ist aber poetischer als das Vergnügen, und der Ernst als der Leichtsinn.

Mißverstehe mich nicht, ich weiß wohl, daß es auch einen peinlichen Ernst und einen ätherischen Leichtsinn giebt. Die Poesie, sagt man, soll ein schönes und freies Spiel sein. Ganz recht, in so fern sie keinen untergeordneten, beschränkten Zwecken dienen soll. Allein wollen wir sie bloß zum Festtagsschmuck des Geistes? zur Gespielin seiner Zerstreuung? oder bedürfen wir ihrer nicht weit mehr als einer erhabenen Trösterin in den innerlichen Drangsalen eines unschlüßigen, zagenden, bekümmerten Gemüths, folglich als der Religion verwandt? Darum ist das Mitleid die höchste und heiligste Muse. Mitleid nenne ich das tiefe Gefühl des menschlichen Schicksals, von jeder selbstischen Regung geläutert und dadurch schon in die religiöse Sphäre erhoben. Darum ist ja auch die Tragödie und was im Epos ihr verwandt ist, das Höchste der Poesie. Was ist es denn, was im Homer, in den Nibelungen, im Dante, im Shak-

speare die Gemüther so unwiderstehlich hinreißt, als jener Orakelspruch des Herzens, jene tiefen Ahnungen, worin das dunkle Räthsel unseres Daseins sich aufzulösen scheint?

Nimm dazu, daß die Poesie, um lebendig zu wirken, immer in einem gewissen Gegensatze mit ihrem Zeitalter stehen muß. Die spanische, die spielendste, sinnreichste, am meisten gaukelnd phantastische, ist in der Epoche des stolzesten Ehrgefühls der Nation und unter der Fülle kräftiger Leidenschaften und eines überströmenden Muthes entstanden. Unsere Zeit krankt gerade an allem, was dem entgegengesetzt ist, an Schlaffheit, Unbestimmtheit, Gleichgültigkeit, Zerstücklung des Lebens in kleinliche Zerstreuungen und an Unfähigkeit zu großen Bedürfnissen, an einem allgemeinen mit-dem-Strom-Schwimmen, in welche Sümpfe des Elends und der Schande er auch hinunter treiben mag. Wir bedürften also einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie. Dieß ist eine gewaltsame, hartprüfende, entweder aus langem unsäglichem Unglück eine neue Gestalt der Dinge hervorzurufen oder auch die ganze europäische Bildung unter einem einförmigen Joch zu vernichten bestimmte Zeit. Vielleicht sollte, so lange unsere nationale Selbständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens so dringend bedroht wird, die Poesie bei uns ganz der Beredsamkeit weichen, einer Beredsamkeit, wie z. B. Müllers Vorrede zum vierten Bande seiner Schweizergeschichte. Ich gestehe, daß ich für Gedichte, wie die meines Bruders auf den Rhein in der Europa und dem Taschenbuch, viele andere von ihm hingeben würde. — Wer wird uns Epochen der deutschen Geschichte, wo gleiche Gefahren uns drohten, und durch Biedersinn und Heldenmuth überwunden wurden, in einer

Reihe Schauspiele, wie die historischen von Shakspeare, allgemein verständlich und für die Bühne aufführbar darstellen? Tieck hatte ehemals diesen Plan mit dem dreißigjährigen Kriege, hat ihn aber leider nicht ausgeführt. Viele andere Zeiträume, z. B. die Regierungen Heinrichs des Vierten, der Hohenstaufen u. s. w. würden eben so reichhaltigen Stoff darbieten. Warum unternimmst du nicht dieß oder etwas Aehnliches?

Doch ich kehre von dieser speciellen Abschweifung über die Zeitumstände zu meinen allgemeinern Betrachtungen zurück. Von dem, was ich über die Freunde und Zeitgenoßen gesagt, nehme ich mich keineswegs aus. Ich weiß gar wohl, daß viele meiner Arbeiten nur als Kunstübungen zu betrachten sind, die zum allgemeinen Anbau des poetischen Gebiets das Ihrige beitragen möchten, aber auf keine sehr eindringliche Wirkung Anspruch machen können. Diejenigen von meinen Gedichten, die am meisten das Gemüth bewegen, sind gewiß die, wo mich ein persönliches Gefühl trieb, wie die Elegie über meinen verstorbenen Bruder und die Todtenopfer. Auch von der Elegie über Rom hoffe ich, daß sie den gehörigen strengen Nachdruck hat, weil ich von der Gegenwart eines großen geschichtlichen und dennoch gewissermaßen noch sichtbaren Gegenstandes erfüllt war. — Viele Dichtungen unserer Freunde können allerdings sehr rühren und bewegen. So das Leben Berglingers im Klosterbruder, Novalis geistliche Lieder, Allarcos, Genoveva ꝛc. Alarcos ist fast übertrieben drastisch und hat daher auch seine Wirkung auf der Bühne nicht verfehlt, aber der beständige Wechsel und das Weitgesuchte in den Silbenmaßen läßt wiederum einen nicht völlig auf's Reine gebrachten Kunstversuch erkennen. In der Genoveva ist nur in der ersten Hälfte das Phanta=

stische zu sehr verschwendet, oder vielmehr nicht genugsam zusammengedrängt und auf wenige Brennpunkte versammelt. In dem bewundernswürdigen Oktavian finde ich, besonders im zweiten Theil, die komischen Scenen weit kräftiger und wahrhaft poetischer, als die phantastischen, die manchmal viel zu weit ausgesponnen sind und in's Blaue allegorischer Anspielungen ermüdend verschwimmen. Er hat die orientalische Sinnlichkeit mehr didaktisch abgehandelt, als sie wie einen elektrischen Funken sprühen laßen. (Beiläufig zu bemerken, so sind auch die Verse zuweilen gar zu unbillig vernachläßigt.) — Das merkwürdigste Beispiel aber von den Usurpationen der Phantasie über das Gefühl finde ich und fand ich immer im Lacrimas, wo unter blendender Farbenpracht die Herzenskälte sich nicht verbergen kann, und alle Ausdrücke der Liebe, Sehnsucht, Wehmuth u. s. w. in eine bloße Bilderleerheit übergegangen sind. Laß dich's nicht befremden, daß ich hier strenger urtheile, als du es vielleicht von mir zu hören gewohnt bist. Ich habe gleich beim ersten Eindrucke so empfunden, allein im Augenblicke der Hervorbringung und Erscheinung bin ich aus Grundsatz für die Werke meiner Freunde parteiisch; auch jetzt würde ich mich wohl hüten, so etwas öffentlich, ja nur anders als im engsten Vertrauen zu sagen, so lange das Vortreffliche an ihnen nur so unvollkommen anerkannt wird. Wende mir nicht meine Vorliebe für den so phantastischen, musikalischen und farbenspielenden Calderon ein. Meine Bewunderung hat alles, was ich von ihm kenne; mein Herz haben ihm Stücke, wie die Andacht zum Kreuze und der standhafte Prinz, gewonnen. Wo religiöser oder nationaler Enthusiasmus eintritt, da ist er es selbst; im Uebrigen offenbart sich nur der große Künstler. Aber auch da sorgt er immer zu-

erst, sei es nun im Wunderbaren, Witzigen oder Pathetischen, für das was am unmittelbarsten wirkt, für rasche Bewegung und frische Lebenskraft.

Um in eine andere Region herabzusteigen: woher kommt denn Schillers großer Ruhm und Popularität anders als daher, daß er sein ganzes Leben hindurch (etwa die romantische Fratze der Jungfrau von Orleans und die tragische Fratze der Braut von Messina ausgenommen, welche deswegen auch nicht die geringste Rührung hervorbringen konnten) dem nachgejagt hat, was ergreift und erschüttert, er mochte es nun per fas aut nefas habhaft werden? Der Irrthum des Publikums lag nicht in der Wirkung selbst, sondern in der Unbekanntschaft mit Schillers Vorbildern, und der Unfähigkeit das übel verknüpfte Gewebe seiner Kompositionen zu entwirren. — Sein Wilhelm Tell hat mich fast mit ihm ausgesöhnt, wiewohl er ihn, möchte ich sagen, mehr Johannes Müller als sich selbst zu danken hat.

Was den Werken der neuesten Periode zur vollkommen gelungenen Wirkung fehlt, liegt keineswegs an dem Maße der aufgewandten Kraft, sondern an der Richtung und Absicht. Man kann aber so viel Tapferkeit, Stärke und Uebung in den Waffen bei einem Kampfspiel aufwenden, als bei einer Schlacht, wo es Freiheit, Vaterland, Weib und Kind, die Gräber der Vorfahren und die Tempel der Götter gilt; aber du wirst mir zugeben, daß die Erwartung der Entscheidung hier die Gemüther der theilnehmenden Zuschauer ganz anders bewegt als dort.

Jene Richtung rührt zum Theil von den Umständen her, unter welchen wir die Poesie wieder zu beleben gesucht haben. Wir fanden eine solche Masse prosaischer Plattheit vor, so erbärmliche Götzen des öffentlichen Beifalls, daß

wir so wenig als möglich mit einem gemeinen Publikum wollten zu schaffen haben, und beschloßen, für die Paar Dutzend ächte Deutsche, welche in unsern Augen die einzige Nation ausmachten, ausschließend zu dichten. Ich mache dieses Recht dem Dichter auch nicht im mindesten streitig! nur der dramatische (wenigstens theatralische) hat die Aufgabe populär zu sein, den Gebildetsten zu genügen und den großen Haufen anzulocken, was auch Shakspeare und Calderon geleistet haben. — — —

Sieh in Allem nur meine Liebe zu dir und deiner Poesie, deren Gedeihen mir so sehr am Herzen liegt. Du wirst dich erinnern, daß ich schon ehedem solche Ermahnungen an dich ergehen laßen, und deine Gattin stimmte mir darin bei, als wir den Anfang des Falken lasen. Lieber Freund, was soll ich sagen? Du bist allzu glücklich und es von jeher gewesen. Ein recht herzhaftes Unglück in deiner frühen Jugend hätte dir großen Vortheil schaffen können. Nun wolle der Himmel auf alle Weise verhüten, daß du es noch nachholen solltest. Du hast zwar eine Zeit lang verlaßen in der Asche gelebt, aber bald hat dich eine wohlthätige Zauberin in ihren Kreiß gezogen, wo du nun heitere und selige Tage lebst. Benutze fernerhin deine Muße zu schönen Dichtungen, begeistere dich, wie du es immer gethan, an den alten Denkmalen unserer Poesie und Geschichte, und wenn es noch eines besondern Sporns zu Behandlung nationaler Gegenstände bedarf, so sieh die jetzige Versunkenheit an, gegen das, was wir vormals waren, und — faciat indignatio versum.

Nun einige Nachrichten von den Freunden und mir. Daß mein Bruder vorigen Herbst sechs Wochen in Coppet bei uns war, wirst du wißen. Du kannst denken, wie leb-

haft unsere Mittheilungen über alle Gegenstände des beiderseitigen Nachdenkens waren. Er hat mir eine große Lust zur orientalischen Litteratur gemacht, besonders zur persischen und indischen, und ich gehe gewiß daran, sobald sich Gelegenheit findet, was aber nicht eher sein dürfte als bei einem längern Aufenthalt in Paris oder London. Von hier gieng Friedrich nach Paris, wo er einen großen Theil des Winters zugebracht und viel am Indischen gearbeitet hat. Unter andern hat er eine Abschrift der Sakontala zum Behuf einer neuen Uebersetzung genommen. Er schreibt die indischen Lettern so vortrefflich wie irgend ein Bramine, mit welchem Charakter er überhaupt immer mehr Aehnlichkeit gewinnt. In Köln hat er seine orientalischen Studien nicht weiter führen, sondern nur die schon gemachten ordnen und entwickeln können. Dagegen hat er sich mit dem Mittelalter, der deutschen Geschichte, den Kirchenvätern u. s. w. beschäftigt. Ich fordere ihn sehr auf zu einer Geschichte der Deutschen. —

Von Ludwig Tiecks Arbeiten in Rom habe ich bis jetzt nichts vernommen, sei es, daß ihn seine Gesundheit, Stimmung, oder die Betrachtung so vieler neuen Gegenstände bis jetzt abgehalten, oder man es mir nur nicht gemeldet hat. — Ohne Zweifel wird doch die südliche Kunstwelt sehr befruchtend auf seinen Geist wirken. — Sophie Tieck hat sich vorgenommen, sobald es ihre Gesundheit erlaubt, die altdeutschen Manuskripte im Vatikan genau durchzugehen. — Der Bildhauer hat erst Zeit nöthig gehabt, sich nach Betrachtung der großen Kunstwerke wieder zu sammeln. Jetzt arbeitet er an einem Basrelief für Neckers Grabmal. — Vom sogenannten Maler Müller schreiben mir die Freunde aus Rom viel Gutes; ich habe ihn nur sehr flüchtig gesehen, weil er den

Prinzen von Baiern herumführte, und also niemals zu haben war. Die andern deutschen und deutschgesinnten Künstler in Rom hiengen sehr an mir.

Du kannst denken, daß ich während der sieben Monate in Italien nicht viel Muße zu andern Studien übrig hatte, als die, welche der gegenwärtige Gegenstand forderte. In Rom haben mich die geschichtlichen Alterthümer fast noch mehr beschäftigt als die Kunst. Die Elegie habe ich dort angefangen, aber erst in Coppet vollendet. Du begreifst wohl, daß man ein solches Gedicht nicht in der Geschwindigkeit macht. Schreibe mir, wie es dir gefallen. Viele specielle Anspielungen müßen freilich für den verloren gehen, der nicht in Rom gewesen. — Einen Aufsatz von mir über die Künstler in Rom, den ich auch seit der Zurückkunft geschrieben, wirst du im Intelligenzblatt der Jenaischen Allg. Lit. Zeit. gelesen haben. — Ferner habe ich viel über die Etymologie, besonders des Lateinischen aufgeschrieben; doch bin ich seit dem Winter von diesem Studium, in welches ich gleich leidenschaftlich hineingerathen, abgelenkt worden. Endlich habe ich im Herbst, als Versuch, ob ich in französischer Sprache öffentlich auftreten könnte, einen philosophischen Aufsatz angefangen über Geschichte der Menschheit, der Religion u. s. w. Ich habe etwa 80 Seiten geschrieben, die außerordentlichen Beifall gefunden haben, besonders auch von Seite des Stils. Verschmähe diese Fertigkeit nicht, wozu mich meine Lebensweise einladet; man soll ja auch den Heiden das Evangelium predigen. Es könnte sein, daß ich in einiger Zeit mit einer Schrift über das Theater auftrete, besonders mit polemischen Zwecken gegen das französische Theater.

Von Shakspeare und Calderon habe ich die verspro-

chenen folgenden Bände immer noch nicht fertig. Sie drücken mich auf dem Herzen wie Marmelsteine und fügen mir ein wahres Uebel zu. Meine Reisen und andere Zerstreuungen ziehen mich von anhaltender Arbeit daran ab, und doch läßt der Gedanke, daß dieses zuvörderst geleistet werden muß, mich nicht mit ungetheiltem Geist andere Pläne ausbilden. Doch hoffe ich in ein Paar Monaten damit zu Stande zu sein. Das poetische Uebersetzen ist eine Kunst, die man sehr schwer lernt und äußerst leicht verlernt; wenn man nicht beständig in das Joch eingezwängt ist, weiß man es nicht mehr zu tragen. Jedoch habe ich lachen müßen über das Anstellen von Heinse mit seiner sinnlosen prosaischen Uebersetzung von Ariost, in den Briefen an Gleim. — Was ist es denn mit einer Bearbeitung des Hamlet von Musje Schütz in Halle, die ich angekündigt gesehen? Es wird wohl halb ein Plagiat und halb eine Sauerei sein.

Melde mir recht viel von den Vorfällen in unserer Litteratur, nicht nur von den eigentlichen Werken, sondern auch dem Gange der Zeitschriften, dem Theater, den Schreiern und andern Anekdoten; auch von den diis minorum gentium, den neuen Spatzen, welche geflogen und den Künstlern, welche geplatzt sind. — Bis zur Ostermesse 1805 habe ich ziemlich viel neue Sachen erhalten. — Wie treibt's nur der alte Goethe? Ich höre, er hat Stella zu einem Trauerspiele umgearbeitet, worin Fernando und Stella verdientermaßen umkommen. Es scheint, er will alle seine Jugendsünden wieder gut machen; er hat schon vorlängst mit Claudine von Villa Bella angefangen. Nur vor einer Sünde hütet er sich nicht, die am wenigsten Verzeihung hoffen kann, nämlich der Sünde wider den heiligen Geist. Sein Winckelmann, das sind wieder verkleidete Propyläen, die also

das Publikum doch auf alle Weise hinunterwürgen soll. Und was soll uns eine steife, ganz französisch lautende Uebersetzung eines Dialogs, den Diderot selbst vermuthlich verworfen hat? Ich habe recht über die barbarische Avantage lachen müßen, die Shakspeare und Calderon bei ihren Stücken gehabt haben sollen. Dieß ist eine wahrhaft barbarische Art zu schreiben, dergleichen sich jene Großen nie zu Schulden kommen laßen. Man versichert uns, daß Goethe im Gespräch unverholen Partei gegen die neue Schule nimmt, und das ist ganz in der Ordnung. Warum zieht er nicht gedruckt gegen sie zu Felde? — Hast du Müllers Bekanntschaft gemacht? Das ist ein göttlicher Mensch, bei solcher Begeisterung von so unergründlich tiefer Gelehrsamkeit. Ich habe eine verwirrte Nachricht gehört von einer neuen Schrift von ihm; was ist es denn damit?

Vergilt mir nicht Gleiches mit Gleichem, geliebter Freund, und schreibe mir ohne Zögern, ich will es dann auch zuverläßig fortsetzen. — Lebe tausendmal wohl; ich schließe dich und die Deinigen in mein Herz.

VIII.

Umriße,

entworfen auf einer Reise durch die Schweiz.

Vorerinnerung.

Der Verfaßer der nachstehenden Umriße hatte sich über den ersten Jahrgang der Alpenrosen so günstig geäußert, daß der unterzeichnete Herausgeber ihn für diesen gegenwärtigen um einen Beitrag zu ersuchen wagte. Seine gütige und entsprechende Antwort war:

„Gern möchte ich Ihnen Beiträge zu Ihrem schweizerischen „Taschenbuche geben, nur fürchte ich, daß das einzige was ich für „jetzt anbieten kann, ihrem Zwecke vielleicht nicht entspricht... Nach „einer Wanderung durch die Schweiz vor vier Jahren fieng ich an „meine Eindrücke aufzuzeichnen, und wollte eine eigne Schrift da„raus machen; dieß blieb nachher liegen. Hier haben Sie einige „Stücke, die sich gerade abgeschrieben finden.... Schilderungen schwei„zerischer Gegenden für die Schweiz drucken laßen, heißt zwar bei„nahe Holz in den Wald tragen. Indeß sind doch hie und da „vielleicht nicht unnütze Betrachtungen eingestreut“....

J. R. Wyß, der jüngere.

Die Schweiz überhaupt.

Die Schweiz verdient allerdings vor vielen Ländern bereiset zu werden: wegen der großen und wunderreichen Natur; wegen des sorgfältigen Anbaues; wegen mannichfaltiger Eigenthümlichkeit der Bewohner in Sitten, in Trachten, und, auch jetzt noch, in Verfaßungen; endlich als der Schauplatz ewig denkwürdiger Begebenheiten, deren Spur den Boden geadelt. Alles dieß hat beigetragen, vor noch nicht langer Zeit lebhaften Geschmack an dieser Reise allgemein zu verbreiten. Wie aber zu geschehen pflegt, wenn Viele der Mode wegen etwas nachthun, ohne eigenen Sinn und Gefühl, so sind hiebei verschobene Ansichten und erkünstelte vorgebliche Rüh-

rungen häufig an die Stelle des Wahren getreten. Man hat die schweizerischen Gegenden übertrieben und ausschließend gelobt. Unersteigliche Alpengipfel hat auch Savoyen; die Anmuth der Seen am Fuß der Gebirge erstreckt sich in die Lombardei hinaus; Tirol und Salzburg wetteifern an wilden Berglandschaften. Anstatt die Sinnesart und Weise der verschiedenen Völkerschaften historisch zu begreifen, haben sie, ich weiß nicht welche, arkadische Sitteneinfalt geträumt, die in Arkadien selbst wohl niemals gefunden ward; oder über Täuschung geklagt, wenn sie die erwartete Uneigennützigkeit und Gastfreiheit nicht fanden: Eigenschaften, denen eben sie, diese Schwärme verwöhnter Reisenden, am verderblichsten waren. Seit den letzten Verwüstungen der Schweiz, bei dem unruhigen Zustande Europas, wird das Land weniger von Neugierigen überlaufen, und das thut ihm wohl, wie mich dünkt. Diese hervorragenden Grundfesten des Erdbodens, die einsame Freistätte der dem Menschen unüberwindlichen Natur, sind am wenigsten zu geschwätzigem Pflastertreten gemacht. Noch kenne ich keine Beschreibung, welche in Beurtheilung des geselligen Zustandes die wahre, die uns Deutschen vornehmlich wichtige Ansicht darlegte: die Schweiz ist ein stehen gebliebenes Bruchstück des alten Deutschlandes, ein Spiegel dessen, was wir sein sollten.

Das Reisen zu Fuß.

Rousseau empfiehlt das Reisen zu Fuß mit großer Wärme und ohne Unterscheidung der Fälle. Man wird aber schwerlich seine Anpreisungen in den einförmigen Ebenen bewährt finden, wo man Alles so lange voraussieht, wo keine Ueberraschung, keine Neuheit der Gegenstände das Gefühl der Ermüdung zerstreut, und der Verdruß, nur so langsam aus der Stelle zu kommen, die Oberhand gewinnt. Der Genuß des Wanderns bleibt den hohen Gebirgsgegenden vorbehalten. Die Beschwerden sind zwar anfänglich für den Weichlichen oder Ungewohnten nicht gering: der steinige Boden verletzt seine Füße; das Hinanklimmen erschöpft seinen Athem; ihm schwindelt auf dem schmalen Pfade über unermeßlichen Abgründen. Allein bald wird man des Vergnügens empfänglich, etwas bloß mit eignen Kräften errungen zu haben; man nimmt einen ganz andern Maßstab der Entfernungen und Schwierigkeiten an, als für die

gewohnten Spaziergänge, man unterzieht sich gleichmüthig tagelang dem Ungemach einer Witterung, welcher man in der sitzenden Lebensart der Städte auch nur auf eine Viertelstunde sich auszusetzen vermeidet. Ueber Alles aber geht das Gefühl der Einsamkeit, und der Rückkehr in die unmittelbare Pflege der Natur. Wie die reine Bergluft stärke und belebe, hat man oft gepriesen; überall ist ein erquickender Trunk bereitet in den unzähligen Quelladern, welche den Alpen entrieseln, wenn man anders die heilsamen Gewäßer von den schädlichen aus geschmolznem Schnee zusammengelaufenen gehörig zu unterscheiden weiß; Kühlung weht um die Waßerfälle, aus den Schluchten und von den beschneiten Firnen herab; würzige Erdbeeren reifen am Wege, und in den Sennhütten findet man Ueberfluß an süßem Rahm.

Selbst die zahmen Herden scheinen den Genuß des Berglebens, und sich ihrer ursprünglichen Freiheit näher zu fühlen. Die Ziegen hängen grasend, wie im vormaligen wilden Zustande, an Abhängen, wo kaum der Fußtritt des Gemsenjägers Raum findet, und das scheinbar unbeholfene Wollenvieh bleibt nicht hinter ihnen zurück. Die Rinder versteigen sich zwar nicht so hoch, jedoch werden sie sehr behende im Klettern, und verunglücken selten. Beim melodischen Geläut ihrer Glocken weiden sie die duftenden Alpenkräuter ab, und trinken aus ungetrübten Quellen. Wie den Zugvögeln verlängert sich ihnen die milde Wärme und Blumenzeit des Frühlings, indem sie mit dem Fortgange des Jahres aus den Thälern in die niedern, dann in die höhern Bergweiden hinauf, und eben so im Herbst allmälich wieder herunter ziehen. Ich habe wohl um die Mittagsstunde der Kühlung halb eine Herde Kühe auf und an einer großen Eismasse in einer Schlucht versammelt gesehen: diese Thiere verstanden die Vorkehrungen gegen übermäßige Hitze, welche zum verfeinerten Wohlleben des Menschen gehören.

Urseren.

Dieß ist, glaube ich, eines der seltsamsten Bergthäler in der Welt. Es erstreckt sich ohne irgend eine Krümmung von Westen nach Osten, rings umher völlig abgeschloßen: durch die Furka, den Sankt Gotthard und den Crispalt von Wallis, Italien und Bünden; gegen Uri tritt der Teufelsberg vor, so daß man kaum sieht, wie

unter ihm hindurch im nordöstlichen Winkel die Reuß ihren Weg findet. Sähe man sich plötzlich hierher versetzt, ohne die Lage des Thals an dem langen Steigen von unten hinauf, oder über die Gebirgspässe hinab ermeßen zu haben, so hielte man es wohl für einen ebenen Wiesengrund, von mäßigen Hügeln umschränkt. Der Abhang der mittleren Fläche ist unmerklich, man geht auf weichem Rasen hin, längs dem schon ziemlich breiten Bette des hier beruhigten Flußes, der unterhalb in Schöllenen wieder so gewaltig tobt. Rechts und links deckt der Wiesenteppich die einfaßenden Bergwände bis an die nackten oder beschneiten Spitzen hinauf, welche, um den Irrthum zu vollenden, ein neblichter Himmel oftmals verbirgt. Keine losgerißenen Felstrümmer, keine Anschwemmungen der Waldwaßer, seitwärts hereinstürzenden Bäche oder tief gehöhlten Schuchten verrathen die wilde Bergesart. Bald fällt es jedoch auf, daß nirgends ein Frucht- oder anderer Baum aus dem einförmigen Grün sich erhebt. Wenn man nun auch die Höhen unbewaldet sieht, bis auf ein mäßiges Tannengehölz ganz in der Ecke ob Andermatt, und wie nur zwerghafte Stauden hier und da am Ufer des Flußes wachsen, so erinnert man sich, daß die umgebenden Gebirge sämmtlich in die Luft-Region emporsteigen, wo der Pflanzenwuchs erstirbt, und daß der scheinbar milde Grund selbst weit über den höchsten Bergen anderer Länder liegt. Der Ueberlieferung nach hatte Urseren vor Alters Waldung, die auch vielleicht wieder gedeihen möchte: (wiewohl Wälder meist leichter auszureuten als anzupflanzen sind;) allein der Landmann erträgt lieber den Mangel, um nicht etwa den einzigen Ertrag seines Bodens, die Weide, zu schmälern. Wenn man von der Furka heruntersteigt, übersieht man das Thal seiner ganzen Länge nach, seine drei Dörfer, Realp, Hospital und Andermatt hinter einander; dazwischen viele zerstreute Häuser, des Holzmangels wegen aus Steinen erbaut, das heißt aus roh zusammengelegten Granitstücken, die Dächer sogar mit eben solchen gedeckt. Diese steinernen Hütten ermangeln aller Umschattung: nicht einmal ein Zaun oder ein Krautgärtchen umgiebt sie. Solche Nacktheit verbreitet über das Thal etwas Unmalerisches, ja ich möchte sagen Unlandschaftliches. Alles steht einzeln und unverschmolzen da. Weil sich auch der Luftkreis nirgend in zweifelhafte Fernen öffnet, und kein Gegenstand von weitem anders oder mit geringerer Deutlichkeit

erscheint, als in der größten Nähe, so ist der Täuschung jede Zuflucht benommen. Der Anblick des wackern, aber ärmlich gekleideten und unansehnlichen Volkes verstärkt diesen Eindruck. Die einzige Zierde für die Einbildungskraft sind ein Paar artige weißbetünchte Kirchen, besonders die oberhalb Andermatt freundlich gelegen; ein alter Thurm bei Hospital, Ueberrest der Burg eines gleichnamigen Geschlechtes, und die wunderlich gezackten Felsgipfel: wie zum Beispiel, wenn man vom Gotthard kommt, die links gegenüber sich erhebenden, die Zinnen und Thürme einer zerfallenen Veste treffend nachahmen. Kaum mag daher Urseren den Namen einer 'lustigen Wildniß' verdienen, wie Tschudi es nennt. Es ist Einsamkeit, aber ohne Schauer; nicht düster und gränzenlos, sondern wirthlich enge; eine bloß verweigernde, nicht drohende Rauhigkeit der Natur.

Livinen.

Sogleich jenseits der Höhe des Gotthard hebt Italien an. Alles entscheidet sich an dieser Seite schneller: der steilere Weg ist in scharfe Winkel gebrochen, vom Gebirge hinab und gen Süden eilt man mit gedoppelten Schritten einer milderen Landschaft entgegen. Die felsige Nacktheit hört früher auf, erst kommen Nadelstauden, dann Tannenwaldung, bald sogar Rosen- und andres blühende Gebüsch. Ein enges Thal am Fluße hin, dem die leicht empörte Einbildungskraft der Italiäner vom Zittern den Namen gegeben (Val Tremola), erinnert durch herabgerollte Felsenstücke und die zum Andenken Verunglückter gepflanzten kleinen Kreuze an die Gefahren einer Winterreise, so wie die roh gemauerten Viehhütten, auf den Dächern mit Steinen beschwert, an die Stürme der Alpen. Aber schon um Airolo wird, was in ganz Uri nicht, Korn gebaut. Man spürt einen südlichen Anhauch, man glaubt den blaueren Himmel zu erkennen. Buntere Schmetterlinge flattern, wunderliche Heupferde hüpfen, und zahlloses tausendgestaltiges Gewürm schwirrt lebensfreudiger im üppig beblümten Grase. Selbst die krystallene Klarheit des Tessins und aller hereinströmenden Gewäßer, und der im Sonnenschein blitzende Sand des Pfades, scheint eine ganz neue Ergiebigkeit der Natur an auserlesenen Hervorbringungen zu verheißen. Dieß beides zwar nur zufällig: es rührt von der Steinart des Bodens her. Unterhalb Airolo, von dem Felsenthor an, wo

der Thurm des Desiderius, bis an das Zollhaus (Dazio grande) erweitert sich Livinen zu einem breiteren Thal voll ebener Wiesen und Felder zwischen schwarz bewaldeten Bergwänden, links, als an der dem Mittag zugewandten Seite, mit über einander gelegenen Dörfern und hellglänzenden Kirchen geschmückt. Nicht leicht sah ich einen schönern Wellenaufruhr, als den Durchbruch des Tessin durch den riesenhaften Platifer. Zuvörderst, gleich beim Zollhause, führt ein großer Schwibbogen über den Fluß, dann links daran hin der schmale, hier und da unterwölbte Weg, unter überhangenden Felsen, durch die gewundene tiefe Schlucht. In den ungezählten Jahrhunderten, seit durch Zerreißung des Platifer das obere Livinen aufgehört zu sein, was ursprünglich, wie der Augenschein lehrt, ein See; haben die strudelnd sich hindurchdrängenden Fluten so wenig über die Klippen gewonnen, daß diese an vielen Stellen unten in spitzen Winkeln zusammenlaufen, und der Fluß gar kein Bette hat, wenn anders nicht etwas so wenig der Ruhe Bestimmtes diesen Namen verdient. Beim Austritt aus der Schlucht sieht man hinter sich zu beiden Seiten steilrechte himmelhohe Felsen, zur Linken des Tessin kahl, zur Rechten mit vielfarbigen Moosen und den Ranken wuchernder Pflanzen bekleidet, mit Tannen starrend, von denen man kaum begreift, wo sie ihre Wurzeln aufheften. Hinten thürmen sich noch die letzten waldigen Berge des oberen Thals herüber. Bei aller Wildheit hat hier die Natur ich weiß nicht was für einen wollüstigen Reiz, der den nördlichen Abhängen des Gebirges fehlt. Man ist nun wieder auf einmal eine Stufe in die Gärten des Südens hinabgetreten. Gruppen von Kastanienbäumen beschatten kräftig das neu eröffnete Thal, und weiter unten gegen den langen See, wiewohl bis dahin noch öfter Rauhigkeit und Milde wechselt, gedeihen schon Feigen, Wein, Mandeln und andere Südfrüchte.

Auch für die Völkerschaften ist das Gebirge hier der Scheitelpunkt, und die Trennung schneidend. Livinen, wiewohl seit mehr als drei Jahrhunderten Uri brüderlich unterthan, und jetzt ein eigner schweizerischer Canton, ist ganz italiänisch. Zwar reden die Leventiner unter sich eine verstümmelte lombardische Mundart, aber die, welche mit Fremden verkehren, haben die reine Sprache erlernt. Gleich oben im Hospiz des Gotthard fand ich eine muntere

Wirthin aus Airolo, die sich zur Verwunderung gut auf italiänisch ausdrückte. Der nationale Unterschied der Gesichtsbildungen ist auffallend: die italiänische ist länglicher oval, die schmalere Nase tritt mehr hervor, alle Linien sind geschweifter. Auch die dazu gehörige Geberdensprache stellt sich schon an dieser Gränze ein; ich sah von jenen Physiognomien, die bei einem bloßen: „Si Signor!“ alle Muskeln in Arbeit setzen; ich bemerkte Züge des den Italiänern eignen Hanges zu prahlhafter Uebertreibung. In Faido fragte ich den Pfarrer, der im geblümten Sommerrock behaglich mit seinen Nachbarn schwatzte, nach der Post als dem besten Wirthshause. „L'ultimo palazzo à dritta è la posta, Signor;“ erwiederte er mit Emphase. Der Pallast war, wie sich begreift, ein nicht wie die meisten aus Holz gebautes, sondern steinernes und weiß angetünchtes Haus.

Uebrigens ist die Bauart der Häuser noch zum Theil wie in Uri: hölzern und mit allerlei Schnitzwerk, es finden sich sogar noch die in den Alpen wie in Rußland üblichen Hütten aus übereck sich kreuzenden Baumstämmen; doch giebt es hier und da schon steinerne Häuser mit offnen Arkaden. Verschiedene viereckige sehr hohe Kirchthürme schienen mir uralt, vielleicht noch aus der langobardischen Zeit, wie unbezweifelt der Thurm des Desiderius, die Ruine einer zweckmäßig angelegten Burg, welche das Thal völlig wie mit einem Riegel verschließen mußte. Aber gegen wen, wenn der Gotthards-Paß, wie behauptet wird, noch nicht gangbar gewesen? Besorgte man Angriffe der Franken aus den wildern Päßen von Oberwallis, in die man, vom Gotthard herunter kommend, rechts hineinblickt? Oder Streifereien der Gebirgsbewohner? Oder war auch damals schon, trotz der vermeinten Barbarei jener Zeiten, hier ein Handelsweg offen, und wurden Zölle gehoben? Es verdient Untersuchung.

Val-Sainte.

In einem abgelegenen, engen, nicht unfreundlichen Wald- und Wiesenthal, hinter den Berghöhen versteckt, welche oberhalb Freiburg die Waadt bis an den Jura überschauen, liegt Val-Sainte, schon vor Alters ein Karthäuser-Kloster, jüngsthin der Aufenthalt der ehrwürdigen Väter von der Regel de la Trappe geworden. Hier

schweigen die Menschen und die Mauern reden. An den weißen Gewölben und Wänden der Kreuzgänge liest man in großen Buchstaben die strengsten Aussprüche der Schrift und der heiligen Väter über den tiefen Verfall der Menschheit, die Gefahren unsers irdischen Daseins, und die unendliche Gerechtigkeit Gottes. 'Omne quod non aeternum, nihil est' fiel mir sogleich beim Eintritt in das Gastzimmer, wohin mich ein Laienbruder führte, mit furchtbarem Ernst in die Seele. Allem Lebensgenuße entfremdet, bei schwerer Arbeit in der Sommerhitze ihrer groben Tracht nie entladen, im Winter von keinem wärmenden Herde erquickt, ein hartes Bret zum Nachtlager, widmen sich diese Weltüberwinder — glücklich, wer nicht mehr als nur sie zu bewundern vermöchte! — ausschließend der einzigen großen Angelegenheit des sterblichen Menschen, dem unenthüllten Jenseits. Vor jedem unscheinbaren Wanderer, der ihre armutselige Gastfreiheit in Anspruch nimmt, werfen sie sich mit dem Antlitz zur Erde; aber sie stehen aufrecht vor den Gewaltigen, insofern man Gott mehr gehorchen soll, denn dem Menschen. Aus den nun achtzehnjährigen Zerrüttungen Europas, worin so manche vorhin festgeglaubte Ehre und Tugend fiel, sind sie ganz unerschüttert und freien Hauptes hervorgegangen. Sie lehren uns, das einzige untrügliche Geheimniß, um sich selbst zu behaupten, sei, Allem entsagen. Bei dem Ausbruch der Unordnungen in ihrem Vaterlande, in Frankreich, flüchteten sie sich hierher, bis der überschwellende Strom sie auch hier ereilte. Verläumdet und verhöhnt, von Gränze zu Gränze gebannt, irrten sie in der rauhen Fremde bis nach Polen hinein, Alles ertragend, um nur ihrem Gelübde treu zu bleiben. Endlich durch Dulden siegreich, sind sie in diese stille Freistätte zurückgekehrt. Eine Tafel mit den Namen der auswärts in der Trübsal und Verfolgung gestorbenen Brüder ergänzt die Versammlung ihrer Todten auf dem Gottesacker. Sie, jetzt wie vormals, schweigen, gedenken des Todes, und beten für die Sünden der Welt.

Die Mundart *).

Das schweizerische Deutsch ist übel verrufen. Nicht ganz mit Unrecht: Rauhigkeit der Aussprache und verstärkte Kehllaute, sind

*) [Dieser Aufsatz ist zuerst im Prometheus, einer Ztschr., herausg.

nicht zu leugnen; sonst möchte ich Manches zu dessen Gunsten anführen. Zuvörderst muß ich mich ganz gegen das unbedingte Ansehen erklären, welches gewisse nördliche Gegenden Deutschlands, weil sie sich neuerdings des Bücherschreibens am meisten beflißen, über die Sprache anmaßen wollen, so daß alles, was dort nicht gäng und gebe ist, als oberdeutscher Provincialismus verschmäht und verworfen wird. Die Sprache ist eine National-Angelegenheit, worüber, wie in einem freien Gemeinwesen, durch Stellvertreter aller Theile des Ganzen verhandelt werden sollte. Es ist nicht dem deutschen Sinne gemäß, im Reden und Schreiben, so wie überhaupt für die Sitte des Tages, von einer Hauptstadt die Vorschrift zu empfangen. Ueberdieß haben wir keine. Oder wo ist das deutsche Kastilien oder Toscana, d. h. die Provinz, wo jeder, auch der geringste und ununterrichtetste Bewohner sich vermöge einer bloß natürlichen Gabe völlig klar, rein und zierlich ausdrückte? Adelungs abgeschmackte Einbildungen von der meißnischen Mundart sind genugsam widerlegt worden. Ferner setze man sich über das Verhältniß der Schriftsprache zu der des gemeinen Lebens gehörig in's Klare. Jene kann doch nur als ein wohlgewählter, allenfalls berichtigter Auszug aus dieser betrachtet werden, auf die sie bildend zurückwirken, aber deren Entwickelung sie nicht unterdrücken soll. Nicht durch beständige Einflüße aus der Sprache des Umgangs erneuert, verengt sich die Schriftsprache unfehlbar zur abgenutzten Redensart; ja, als unabänderlich festgesetzt (was der Himmel bei uns verhüten möge), ist sie schon für todt zu achten. Unsre Alten liebten auch im Schreiben den überflüßigen Zwang nicht; sie kümmerten sich nicht ängstlich um Silbenstechereien: so ward zu großem Vortheil der Lebendigkeit alles biegsam und schwebend erhalten. Jeder blieb der angewohnten Weise seines Geburtsortes treu: daher seine Schreibung, wie das Ohr die Aussprache auffaßte; in Wortformen und Fügungen homerische Fülle. Man verständigte sich dennoch von einem Ende des Reichs bis zum andern. Ist denn dieß so barbarisch? War es nicht in der gebildetsten Sprache, die wir kennen, der griechischen, Grundsatz, verschiedene Eigenthümlichkeiten neben einander als gesetzlich anzuerken-

---

v L. v. Seckendorf und J. L. Stoll. Wien 1808. 8. 1. Heft S. 73...78. erschienen.]

nen? Nicht nur in allen Hauptdialekten wurden Bücher geschrieben, sondern Dichter wandten verfeinerte Kunst auf, die örtlichsten, vielleicht für roh geachteten Spracharten in wohllautende Maße zu fügen.

Soll aber ein grammatisches Reichsgericht bestallt werden, und dabei, wie billig, nicht bloß die Mehrheit, sondern das Gewicht der Stimmen gelten, so würde ich das geringste Ansehen denen Provinzen einräumen, wo das Volk plattdeutsch redet, und Hochdeutsch eine in den Städten und unter den höhern Ständen erlernte Sprache ist: also Niedersachsen, Westphalen und Brandenburg. Das Plattdeutsche ist eine durch Ausschließung von der Schriftsprache verwahrlosete und durch Einmischung des Hochdeutschen ausgeartete niederdeutsche Mundart *), die, wie diese sämmtlich, Vieles grammatisch unbestimmt läßt, weswegen die darin Erzogenen nur mit großer Mühe die hochdeutschen Biegungen richtig gebrauchen lernen. Auch ist ihre Aussprache weichlich. Eine Stufe höher stehen die ursprünglich von slavischen Völkerschaften bewohnten, von Deutschen nur kolonisierten Länder, weil das Slavische sich nicht unvermerkt dem Deutschen einmengen konnte. Dahin gehört das ganze östliche Deutschland, und selbst ein Theil der sächsischen Kurlande.

Die oberste Stelle nehmen endlich diejenigen Länder ein, wo das Geblüt rein geblieben, und das Hoch- oder Oberdeutsche, wie man es nennen möge, von jeher einheimisch war. Luft und Boden, fremde Nachbarschaft, Anbau oder Vernachläßigung der redenden Künste, können in der Gefälligkeit des Vortrages und Ausdrucks noch bedeutende Unterschiede begründen: aber immer wird die Mundart dieser Gegenden dem Sprachforscher als Quelle und dem Dichter für sein Bedürfniß der Bereicherung besonders wichtig sein.

Ich komme auf die schweizerische Mundart zurück. In den hohen Bergländern (schon Joh. Müller hat es bemerkt) glaubt man oft die Minnesinger reden zu hören. Nicht wenige jener Dichter blühten im Umfange der Schweiz, und die Anhänglichkeit an das

*) Es ist ein Irrthum, wenn manche Gelehrte in dem Plattdeutschen noch die reine Sprache der alten Sachsen zu erkennen glaubten. Denn es ist bekannt, daß nach der durch die Kriege mit den Slaven verursachten Erödung dieser Gegenden flamändische und friesische Kolonien, von den Kaisern berufen, häufig eingewandert sind. [1812.]

Alte hat sich hier, wie in den Sitten überhaupt, so in der Sprache bewiesen. Wie sollten wir das nur in unsrer heutigen Sprechart Veraltete, an sich aber Edle und Richtige, und nun doppelt Ehrwürdige, als Ausartung schelten? Wenige Beispiele mögen hinreichen, damit dieß nicht eine grammatische Abhandlung werde. 'Lugen' für schauen; 'geseit' für gesagt, beides wie überall in den Minnesingern: so auch 'brinnen, brann, gebronnen', nach dem Muster von gewinnen, eben so gültig gebildet als 'brennen', und dem Dichter wegen des wechselnden Lauts willkommener; die Anrede mit 'Herr', statt des dem französischen nachgeahmten 'Mein Herr', und mit 'Ihr', nicht gegen Geringere, sondern als Ehrenbenennung. Diese Uebereinstimmung giebt Aufschluß über die vermuthliche Aussprache der Minnesinger. Man könnte glauben, sie hätten au, ei und eu gesprochen, wo sie auch u, i oder y und ü oder iu schreiben: die schweizerische Mundart zeigt das Gegentheil. Diese Verwandlung der häufigen Doppellaute, die man dem Deutschen vorwirft, in einfache, ist wenigstens keine Härte. Ich kann auch die Beiklänge nicht unangenehm finden, die Klopstock tadelt: o nach dem u und e nach dem i, woraus unsre Schreibung des gedehnten i durch ie entstanden. Dieses Schweben auf den Selbstlautern, ist wohl andern als wohlklingend gerühmten Sprachen eigen: z. B. im Ital. buono. Ferner stößt der lebhafte Vortrag manche gehäufte Mitlauter aus. Wie viel lieblicher ist die Verkleinerung durch 'lin' und abgekürzt 'li', als die bei uns übliche Silbe 'chen'! 'Aeni', für Großvater, ist verkleinert von Ahn, welches die deutsche Schriftsprache in der einfachen Zahl bloß noch für die Poesie, und in unbestimmtem Sinne anerkennt.

Unter den Hirtengegenden schien mir das Deutsch im bernischen Oberlande, und namentlich im Hasli besonders vernehmlich und angenehm. Widerwärtiger ist es, man muß es gestehen, in den Städten, wo die Anmuth lebendiger Eigenthümlichkeit verloren gegangen ist, ohne durch erworbene Feinheit vergütet zu werden. Die Mundart des Gebirges ist wie ein rauschendes Instrument, das im Freien wohl thut, in Mauern eingeschloßen aber gellend wird. In Zürich, so weit in die Ebene hinaus, so nahe bei Deutschland, ist die Sprache auffallend ungeschlacht; in Bern durch die häufige Uebung des Französischen verdorben. Diese rührt nächst den politischen Ver-

hältnissen wohl daher, daß man sich nicht zutraut, in der Muttersprache zum gebildeten Ausdruck zu gelangen. Aber das schweizerische Französisch ist im Ganzen noch unter ihrem schlechtesten Deutsch, und ein angeborner Fehler ist immer beßer als ein angekünstelter †).

Gebirgsnamen.

Von den Holländern haben wir die Kunstsprache der Schiffahrt angenommen; den Schweizern sollten wir wohl dasselbe Vorrecht für die Naturbezeichnung der Gebirge zugestehen; sie mögen für Kenner in diesem Fache gelten. Die schweizerischen Wörter für die dahin gehörigen Gegenstände und Erscheinungen sind edel und wohlklingend, wie 'Flue (Fluh), Firn, Halde, Tobel', oder wenn es bildliche Ausdrücke sind, wie 'ein Horn, ein Stock, ein Grat, eine Platte', bedeutsam und treffend *). So auch die eigenen Namen, wo ihre ursprüngliche Bedeutung nicht verloren gegangen ist. Der Reichenbach, der Staubbach, das Thal Lauterbrunnen, das Wetterhorn, das Schreckhorn, sprechen für sich, und verdienen ihre Namen. Lauter-Aarhorn und Finster-Aarhorn, die Spitzen, an deren Fuß die helle und trübe Aar entspringt; doch könnte nach dem Altdeutschen die finstre Aar auch den linken Arm des Flußes bedeuten. Die Jungfrau und der Mönch sind der Scherz einer gutgelaunten Einbildungskraft: jener Berg ist nie erstiegen worden, und seine Gipfel sind ewig beschneit; dieser verliert frühzeitig den Schnee, und trägt also die Farbe des Felsens. Von der Wengenalp aus sieht man beide

†) Anm. v. 1808. Obiger Aufsatz . . . steht doch vielleicht hier nicht am unrechten Orte. Das ungünstige Vorurtheil gegen die Mundart mancher Gegenden wirkt zuweilen nachtheilig auf die Sprachbildung zurück, indem man weniger Sorgfalt auf einen Vorzug wendet, den man dennoch nicht zu erreichen hofft. Der Verfaßer hat die meisten deutschredenden Provinzen durchreiset, und gefunden, daß auch in diesem Stücke der Fehler seiner Landsleute ist, sich gegenseitig nicht genug anzuerkennen, und ihre Einheit zu fühlen. Nur Ein Fehler scheint in der Sprache, wie in den Gesinnungen ganz unverzeihlich zu sein: die Einmischung des Ausländischen.

*) Wir fügen noch einige Benennungen hier bei, um den Reichthum der Schweizersprache in diesem Fache zu beweisen: Gütsch, Krachen, Nollen, Kulm, Balm, Hubel, Büel, Schachen, First, Dole, Braue, sind gebrauchte und ziemlich verbreitete Ausdrücke; andrer gar nicht zu gedenken, die mehr in's Besondre gehen, und weniger üblich sind. Wyß.

in ihrer ganzen Größe gegenüber: die riesenhafte Jungfrau thront hoch über den Wolken im weißen Gewande; der Mönch in seiner grauen Kutte steht wie lüstern daneben. Selbst in solchen Spuren verräth sich der Geist des Volkes. Benennungen großer Natur-Gegenstände von einem unedlen Vergleich entlehnt, z. B. der Name eines berühmten Waßerfalls im Walliserland, würde bei mir keine günstigen Vermuthungen erregen. Auch findet sich jener unanständige Waßerfall in Unterwallis, wo der Schmutz herrscht, und der Blödsinn gedeiht.

Der Montblanc.

Chamouni ist die Alpenreise nach der Mode; der Montblanc ist der eigentliche Damenberg geworden, wiewohl ihn seine Natur keineswegs zu einem Schooßkinde bestimmt. Ich bin auf dem Montanvert mit einer berühmten parisischen Komödiantin zusammen getroffen, die sich, ungeachtet ihrer unbehülflichen Korpulenz, dennoch der schönen Natur zu Ehren hatte hinaufschieben laßen, und in vollem Triumph, wie eine wahre Theaterprinzessin, zwischen den Coulissen der Berge erschien, auf einem Armseßel getragen, voran ihre Begleitung aus der schönen Welt, hinter ihr die zahlreichen Führer, welche sich beim Tragen hatten ablösen müßen, und nun für die saure Mühe durch Scherze in ihrer savoyischen Mundart sich entschädigten. Was man aber auf den Montblanc reisen nennt, bedeutet nichts mehr, als an seinem Fuße herumkriechen: denn der Gipfel ist, auch seitdem ihn Saussüre und einige Andere erklommen, für den Unternehmungsgeist und die Kräfte fast aller Reisenden, und bei den gewöhnlichen Veranstaltungen, gleich unzugänglich geblieben. Die Nähe bei Genf, und der Ruf der dortigen Physiker, besonders des genannten, der diesem Gebirge dreißigjährige Beobachtungen widmete, hat natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit dahin gelenkt. Doch läßt sich zweifeln, ob für den bloßen Liebhaber großer Naturscenen die savoyischen gerade die sehenswerthesten seien. Die Paar hundert Klafter, welche die Spitze des Montblancs mehr hat, als die höchsten des Oberlandes, können für den unmittelbaren Eindruck und das durch so gewaltige Massen längst mehr als erschöpfte Augenmaß schwerlich viel austragen. Das Thal von Chamouni ist freundlich, aber hohe Berge beschränken es von allen Seiten zu ein-

förmig und laßen nur die Gipfel des Montblancs erblicken; seine Tiefe ist flach, und der weit austretende Rhone läßt einen unangenehmen weißen Streif angeschwemmter Kiesel darauf zurück. In allem diesem verdient Grindelwald den Vorzug. Das frischgrüne baum- und hüttenbesäete Thal selbst hat wellige Abhänge, es ist nirgends offen, aber im Norden weniger hoch ummauert als gegenüber, wo man den Eiger, den Mettenberg und das Wetterhorn ganz unverhüllt sieht, und zwischen ihnen zwei Gletscher herein treten. Ohne beschwerliches Steigen kann man auf der Wengenalp die Jungfrau in ihrer ungeheuern Größe dicht vor sich sehen, und Lavinen nicht bloß herabdonnern hören, sondern ihnen von der Höhe bis in den Abgrund mit den Augen folgen, wie sie sich durch die von Waßeradern gehöhlten Spalten hindurch drängen und als Kaskaden zerstiebten Eises wieder zum Vorschein kommen. Seltsam ist es vollends, wenn Reisende sich einbilden, die von Chamouni aus ihnen zunächst zugänglichen Gegenstände seien einzig in ihrer Art. So heißt die Oberfläche des Gletschers am Montanvert schlechtweg 'das Eismeer', als ob nicht jeder, in langen Thälern mit unmerklichem Abhang sich hineinziehende Gletscher sein Eisthal oder Eismeer hätte. Auch von der Eisgrotte des Arveyron hat man zuviel Aufhebens gemacht; sie wechselt mit den Jahreszeiten; ich habe die Quelle ganz ohne diesen Schmuck des Eisgewölbes gesehen, dergleichen auch andere aus den Gletschern entspringende Flüße, nach Maßgabe der Umstände mehr oder weniger um sich her bilden.

Was aber der Reise nach Chamouni vor den übrigen Alpenfahrten einen unbestrittenen Vorzug giebt, die bequemen, fast städtischen Wirthshäuser, die vortrefflichen Führer, die gebahnten Pfade, dieß ist eben wieder eine Wirkung des ihr seit einer Anzahl Jahre ertheilten Vorzuges. Im bernischen Oberlande hat sich der Gewerbsfleiß noch nicht darauf gerichtet, es den Fremden so bequem zu machen. Nur um auf die obere Fläche des kleinen Gletschers am Grindelwalde zu gelangen, muß man sich über einen senkrechten grauenvollen Abgrund zwischen dem Eise und den Felsen, an einer Wand herum winden, wo man in die ausgehauenen Tritte den Fuß kaum halb hineinsetzen kann, während sich die Hände an hervorstehende Spitzen klammern. Führer findet man zwar überall, die mit den Gebirgen (so weit ihre Bedürfnisse sie darin umher geführt) vertraut

sind, die scharfe Sinne, einen nie schwindlichten Kopf und eben so behenden als festen Tritt haben. Was die Führer in Chamouni auszeichnet, ist die Bildung, welche sie im Umgang mit unterrichteten und nach Belehrung begierigen Fremden gewonnen haben. Das Geschäft eines Führers ist ein Gewerbe, ja eine Kunst geworden, worin ein allgemeiner Wetteifer stattfindet, weil es einigen gelungen ist, durch Geschicklichkeit und Treue sich sogar im Auslande berühmt zu machen. Wiewohl ihre Landessprache savoyisch ist, drücken sie sich alle gut auf französisch aus. (Der entgegengesetzte Mangel war mir auf dem Vesuv sehr verdrießlich, wo selbst der sogenannte Cicerone, der Führer, auf meine Fragen nur in neapolitanischem Kauderwälsch zu antworten wußte.) Sie haben Begriffe von der Erdkunde, und von dem Sinne der darauf bezüglichen Untersuchungen. Viele sammeln Mineralien und handeln damit, andere Einwohner von Chamouni verfertigen mehr oder weniger unvollkommene Abbildungen des Gebirges in erhabener Arbeit; alle sind zuvorkommend gegen Fremde und suchen durch ihre Kenntnisse und Fertigkeiten sich ihnen wichtig zu machen. So war es gewiß nicht, als der vortreffliche Saussüre vor mehr als vierzig Jahren seine ersten Reisen hierher machte. Es ist erfreulich zu sehen, wie ein gebildeter Mensch, bloß durch die Ueberlegenheit seines Geistes und die Uneigennützigkeit seiner Bemühungen, einen veredelnden Einfluß verbreitet und dauerhaft zurückläßt.

Die Schutzhelden.

Im Innersten der Schweiz wird es Einem recht anschaulich, was Mythologie in ihren Quellen und ihrem Wesen eigentlich sei. Lebendige Volksüberlieferung, vermöge deren das vor einem halben Jahrtausend Geschehene sich dem Gedächtnisse so vertraut, der Ueberzeugung so gegenwärtig erhält, als wäre es erst gestern vorgefallen. Die in den Sagen liegende Fülle des Wunderbaren und Fabelhaften kann durch gelehrte Kunst entfaltet werden, wenn sie im Sinne des Volkes schon längst erstorben ist. Hier wißen Alle, klein und groß, die ewigen denkwürdigen Züge, welche die Gründung ihrer Freiheit bezeichnen, unerlernt, wie sie die Berge und Seen umher mit Namen kennen. Ich will nicht entscheiden, ob die Mädchen und Frauen in den drei Waldstätten dem Tell zu Ehren einen sil-

bernen Pfeil durch ihre schönen hinten am Wirbel aufgewundenen Haarflechten stechen. Aber gewiß gründet sich hierauf der noch allgemeine Gebrauch der anderswo so vernachläßigten Armbrust zur Uebung der Knaben, bis sie, herangewachsen, mit dem tödtlichen Feuergewehre unfehlbar zielen lernen. Vor Stanz sahe ich ein Scheibenschießen, wo Kinder von vier Jahren mit den zarten Händen die Armbrust richteten, die sie noch nicht selbst zu spannen vermochten.

Jedes dieser Ländchen hat gleichsam seinen eignen Schutzhelden. Uri hat den Tell; Schwytz Werner Stauffachern, dem allein unter den dreien vom Rütli eine Kapelle erbaut worden, zu Steinen an der Stelle jenes Wohnhauses, welches den Uebermuth des Landvogts erregte; Unterwalden ist am reichlichsten bedacht: denn außer den beiden Winkelrieden, denen es beschieden war, in Vollbringung heldenmüthiger Thaten zu sterben, wie Erechtheus und Kodrus, hat es den heiligen Klaus von der Flüe. Der ältere Winkelried ist auswärts weniger berühmt: um Todtschlag verbannt und begierig die Rückberufung zu erwerben, schlug er den Lindwurm am Rotzberge, von dessen Verwüstungen das benachbarte Dorf Oedweiler hieß; siegesfreudig schwang er das Schwert über sein Haupt, und wurde durch das herabträufende Drachenblut vergiftet. Ihre gemeinschaftliche Kapelle haben die Verheerer Unterwaldens verbrannt, doch wird sie wieder erbaut. Das Haus Arnolds von Winkelried steht noch dicht bei Stanz; steinern und ehmals mit gewölbten Zimmern, beweist es den Stand und die Wohlhabenheit des Besitzers.

Bruder Klaus hat in seinem langen Leben als Gatte und Vater eines zahlreichen Geschlechts, als Obrigkeit und Krieger eines freien Staates, endlich als beschaulicher aller irdischen Bedürfnisse erledigter Weiser den weitesten Kreiß menschlicher Würde durchmeßen; ja noch vor seinem Tode durch wunderthätige Wirksamkeit als Heiliger sich über sie erhoben. Denn war es nicht ein Wunder, als dieser greise Friedensbote in der rauhen Tracht der Wildniß zu Stanz auftrat, daß seine ungelehrten Worte bei den auf alten Ruhm und neue Siege und Reichthümer trotzenden Eidgenoßen Eingang fanden, und plötzlich Zwietracht, Hab- und Eifersucht hemmten, eben die Leidenschaften, wodurch von dem an ihr Bund nach und nach sich verderbte? Voll Ehrfurcht sah ich seine Bildsäule in der Hauptkirche des Orts mit der Unterschrift: Nicolaus de Rupe.

Im Angesicht derselben wurden vor wenigen Jahren von eindringenden wüsten Horden Greise, Weiber und Kinder in diesem Asyl gewürgt, und der Priester am Altar, aus dem Geschlecht der Lust, muthwillig erschoßen. Man bewahrt die Spur der Kugel zur ewigen Lehre für die Nachkommen.

Der Grimsel.

Unter den für Saumthiere noch gangbaren Alpenpässen ist der Grimsel wohl einer der rauhesten. Von dem lieblichen Meyringen hinauf geht es zwar anfangs gelinde, über den Kirchet nach Hasli im Grund, einem runden Thal, welches dem Anblick und der Ueberlieferung nach ein See gewesen, ehe die Aar durch den eben genannten Berg sich ihren Lauf gebahnt. Bald aber steigt man jäh im Schatten des Tannenwaldes hinan, und sieht die Aar oft in sehr tiefen und engen Schlünden unter sich. Die Straße ist gepflastert, aber nicht sorgfältig, wie die des Gotthard, sondern ungleich, mit großen Granitblöcken, die oft starke Absätze machen. Im Sommer, bei gutem Wetter ist es leidlich, aber mit jedem starken Regen strömen unzählige wilde Waßer über den Weg herein, gegen die man nur mit Mühe einen festen Fußtritt behauptet. Die hölzernen oder aus rohen Steinen gewölbten Brücken sind sämmtlich ohne Geländer, höchstens mit einem niedrigen Rande versehen, wie geflißentlich, um den schwindelnden Eindruck der Landschaft zu verstärken. Man zeigt eine, wo die Aar so enge zusammengedrängt ist, daß es einmal einem tollköpfigen Engländer gelungen sein soll, dicht daneben auf ein hervorstehendes Felsenstück hinüber zu springen. Drei Stunden oberhalb Meyringen liegt Guttannen, ein im Winter noch bewohnbares, wiewohl alsdann ganz im Schnee vergrabenes Dorf. Eine Feuersbrunst hat es vor wenigen Jahren verzehrt, die Häuser sind zum Theil schön, und werden wieder aufgebaut, nach der Weise des Oberlandes aus dem saubersten Zimmerwerk und mit Denksprüchen vielfältig beschrieben. Mitten unter solcher Strenge der Natur, wo eine Wohnung nichts weiter leisten zu können scheint, als nothdürftig vor dem Ungemach der Witterung zu schirmen, erfreuen diese umständlichen Verzierungen als ein Beweis der Wohlhabenheit und des guten Muthes so bald nach einem erlittenen Unglücksfall. Weiter hinauf ist unter zahllosen, die man nicht besonders bemerkt, ein

unbeschreiblich herrlicher Sturz der Aar zwischen schiefen, in großen Tafeln gebrochenen Felswänden. Ich sah ihn von oben auf einer überhangenden Spitze, und bewunderte, da eben die Mittagssonne das tobende Gestrudel erleuchtete, wie sich das Bruchstück eines Regenbogens tief unter mir recht in die feuchten engen Klüfte hineingelegt hatte, und mit dem emporgetriebenen Waßerstaube sich wallend bewegte. Bald nimmt die Waldung ab, an die Stelle der Tannen treten Arven (eine nur in sehr hohen Gegenden gedeihende Fichtenart, wiewohl sie in Ansehung der Frucht der südlichen Pinie gleicht), dann Gestrüpp, und endlich bloß Wasen und Moos. Dazwischen kahle vom Wetter geschwärzte Felsen, nicht zackig, sondern glatt und häufig in ungeheuren Platten abgerundet. Ueber mehrere dergleichen führt die Straße unmittelbar, nur durch eingehauene Tritte für die Maulthiere bezeichnet; eine dieser unbehaarten Glatzen des Urgebirgs heißt die Höllenplatte, wegen der Gefahr beim Glatteis.

Nicht weit von der Herberge hatten wir den gewöhnlichen Weg verlaßen und waren ein Paar jungen rüstigen Gemsjägern auf ungebahnten Pfaden nachgeklettert, um eine Krystallgrube zu besehen. Wir kamen daher von drüben, jenseits des Sees an das Spital. Dieser kleine See ist ganz schwarz: so färben sein enges Becken die umgebenden schwärzlich bemoosten Berge und der moorige Grund unter der beträchtlichen Tiefe. Kein Fisch, noch sonst Lebendiges haust darin. Der Himmel dämmert nebelig; die trägen Fluten, die wir im kleinen Nachen befuhren, glichen dem Styx, der Fuhrmann in übergeworfener Wildschur dem rauhen Charon, das Spital, von grauen Steinen burgähnlich erbaut und im letzten Kriege zum Theil verbrannt, mochte das öde, farblose, zerfallene Haus des Orkus scheinen; ein großer Hund bellte gegen die Anlandenden, wie Cerberus; nur den Wirth und die Wirthin konnten wir nach ihrem treuherzigen, wiewohl bäurischen Empfang nicht für die unerbittlichen Beherrscher der Unterwelt halten. Auch dem Hunde lernten wir bald beßer Gerechtigkeit widerfahren zu laßen: er ist so wenig ein Aengstiger der Schatten, daß er vielmehr die Lebenden an der Pforte des Todes zurückruft. Man hat ihn nämlich abgerichtet, die erstarrten und im Schnee versunkenen Wanderer herauszuzerren; ja er trägt alsdann sogar zu ihrer Stärkung einige Lebensmittel am Halse.

Der vortreffliche Saussüre sagt, der See beim Spital heiße der

Todtensee, weil man die Leichen der Verunglückten hineinwerfe. Wie hat er sich nur so etwas überreden können? Solch ein unmenschliche Gebrauch sollte in einem christlichen Lande stattfinden! Das würde schlecht mit der menschenfreundlichen Sorgfalt der Obrigkeit übereinstimmen, welche hier, wenige Wintermonate ausgenommen, einen Wirth zur Verpflegung der Armen unterhält, die vor der Reformation ohne Zweifel von frommen Mönchen besorgt wurden. Der todte See, nicht Todten-See, liegt weiter oben, und heißt so, weil er keinen Abfluß hat. Mangelhafte Kenntniß der Sprache hat hier den genauen Beobachter irre geleitet. Aber er war nun einmal für die savoyischen Alpen, wie für sein Eigenthum parteiisch, und seine Beschreibungen der deutschen Schweiz sind etwas mager.

Der Rhone.

Wenige Flüße wechseln so oft und so auffallend ihre Farbe, als der Rhone. Milchweiß an der Quelle; wo er sich in den See ergießt, von hellem lieblichem Grün; beim Ausfluß dunkelblau, wahrscheinlich durch eine eigenthümliche Beschaffenheit des Waßers (denn man bemerkt es nicht in gleichem Grade an andern Flüßen, die sich, jeder in seinem See, ebenfalls bis zur durchsichtigsten Klarheit läutern), bald durch die aschgraue Arve getrübt, mit deren Strom er sich ungern zu mischen scheint; wiederum grünlich im schmalen, vielfach gewundenen Bett, da wo er am südlichen Ende des Jura tief unter der Festung Les Clüses sich durch die Schlucht einer Gebirgskette drängt, einer einzigen und vielleicht vormals durch die Gewäßer getrennten Gebirgskette, wiewohl sie jetzt verschiedene Namen führt; hierauf verschlämmt durch die Auflösung des lockern Kalkbodens, den er dergestalt ausgegraben hat, daß er in eine überwölbte Höhle hinunterstürzt, und einige Augenblicke von der Oberfläche der Erde verschwindet; bei Lyon wieder klarer als die ihm zögernd entgegen eilende blonde Saone. Die Laufbahn dieses herrlichen Flußes ist nicht sehr lang, aber rasch, belebt und mannichfaltig. Dagegen umgiebt ernste Stille und Einsamkeit seinen Ursprung: es ist wie die in sich zurückgezogene und unbemerkte Kindheit eines großen Geistes. Ganz hinten im langgestreckten Thal des Wallis, fern von Menschenwohnungen, liegt der Rhonegletscher zwischen den unfruchtbaren Scheiteln des Grimsel und der Furka, aber nicht von unerklimmba-

ren Alphörnern umgeben; er neigt sich nur mit gelindem Abhange gegen das Thal und erweitert sich zugleich in Gestalt eines Fächers. Die verschiedenen Arme, welche den Fluß bilden, rieseln ohne Geräusch und Anstrengung unter flachen Schwibbögen von Eis hervor. Wenig unterhalb hat man das Vergnügen, auf einem kleinen Stege über den neugebornen Rhone zu schreiten, der sich ruhig fortschlängelt, wie im Bewußtsein einer großen Bestimmung. Seinen Eintritt in die Welt kündigen keine losgerißenen Klippen an, kein Getümmel der schäumenden Wogen, womit zum Beispiel die weiße und schwarze Lütschine im Grindelwald und so manche andere Bergströme ihre wilde Bahn eröffnen. Diese sind nach wenigen Meilen verrauscht und verschollen, jener füllt mit seinem Ruhm die Welt.

Montbard.

Es ist wohl natürlich, daß man sich bei Buffons Landsitz eine ausgezeichnet schöne Gegend denkt, als Bedürfniß und Belohnung für den begeisterten Betrachter aller Wunder der Natur. In dieser Erwartung findet man sich aber betrogen. Die Anhöhe, worauf sein Arbeitszimmer abgesondert erbaut ist, hat nur eine mittelmäßige Aussicht: keine Ferne; die rings umschränkenden Hügel sind steinig und kahl, den Vertiefungen dazwischen fehlt es an Waßer und frischem Grün. Buffon, als der nie außerhalb Frankreich gereiset, hatte vermuthlich einen nicht sehr großen Maßstab für landschaftliche Reize, oder er begnügte sich mit dem, was seine Provinz (Bourgogne) darbot, oder ihn bestimmte bei der Wahl eines Landgutes die Rücksicht auf den Ertrag. Hierauf verstand er sich, wie man sagt, vortrefflich: die in Montbard angelegten Eisenhämmer beschäftigten ihn ungemein. Ueberhaupt war es ihm wohl mehr darum zu thun, das Stadtleben zu vermeiden, als das Landleben zu suchen. Mit Tages Anbruch stieg er in den Sommermonaten, die er hier zubrachte, auch bei schlechter Witterung zu seinem Gartensal hinauf; nicht etwa, um durch eine freie Aussicht sein Gemüth zu erweitern: er ließ vielmehr die Laden verschließen, und arbeitete bei Licht. Diese künstliche Nacht, und das Verbot, irgend jemand zu ihm heraufzulaßen, gab ihm das Gefühl der ungestörtesten Einsamkeit, wiewohl in der Nähe der Menschen: denn das Wohnhaus liegt in dem Flecken selbst. Nur selten, wahrscheinlich wenn es mit dem Schreiben nicht nach

Wunsch fortrückte, gieng er spazieren unter den hohen Baumgängen, welche die obere Fläche umgeben, wo von einem ehemaligen Schloße nur noch ein Thurm übrig ist.

Buffons prächtige und festtäglich geputzte Schreibart erweckt allerdings den Begriff von abgemeßener Sorgfalt, die einer augenblicklich hinreißenden Eingebung nicht zusagen würde. Ein alter Gärtner, den wir um die Lebensweise seines Herrn befragten, war vom Eindruck ihrer Einförmigkeit so durchdrungen, daß er seiner Erzählung immer die Redensart einflocht: ‘Es war alle Tage dieselbe Wiederholung.’ Als der Mann auf die Zeiten nach Buffons Tode, und bis auf die französische Revolution kam, stockte er bei diesem Worte, und wir mußten ihm einhelfen; an unerschütterliche Ordnung gewöhnt, hatte er jene bloß wie eine zufällige Störung angesehen, und nun war ihm entfallen, wie man das Ding damals benannte. Uebrigens floh Buffon bei seinem Aufenthalt auf dem Lande keineswegs alle Gesellschaft, vielmehr war ihm beim Mittagsessen und Abends, wie ich von guter Hand weiß, ein eigentlicher Gevatterschnack willkommen.

Wohnhaus und Arbeitszimmer sind in der Schreckenszeit, als der junge Graf Buffon hingerichtet ward, geplündert worden; der Garten aber steht noch, wie ihn der berühmte Besitzer angelegt, mit seinen Hecken, Alleen, Terrassen und andern Verzierungen. Unter diesen fielen mir die vielen Statuen auf, von grober Arbeit, und aus übertünchten Backsteinen verfertigt. Es sind sämmtlich nackte weibliche Figuren, und Buffons Absicht dabei ist nicht mißverständlich: nämlich der sinnlichen Wollust zu huldigen, wie an so vielen Stellen seiner Naturgeschichte. Verschiedene sind schlechte Wiederholungen nach der Antike, z. B. die Venus Kallipygos, andre neu erfundene ohne Zweifel nach Buffons eigner Angabe ausgeführt. Ich bemerkte eine, nahe bei dem Kabinet, von breiten und schlaffen Formen, in einer mit nichten schüchternen oder in sich geschmiegten Stellung; was diese bei der mediceischen Venus für die Schamhaftigkeit leistet, hat der Künstler also auf einem andern Wege zu erreichen gesucht. Ein Rosenstock schlingt sich seitwärts am Schenkel der überreifen Schönen hinauf, und eine weit aufgeblühte Rose legt sich dem geheimnißvollen Orte vor. Kann man sich gröber an den Grazien versündigen? Und ist es möglich, daß ein Forscher, der die

Hervorbringungen der Natur mit wahrem Kunstsinne würdigte, diesen wenig genug auf die bildende Nachahmung des Schönen übertrug, um so etwas nur um sich dulden zu können? Allein dieß ist ein recht nationaler Zug. Findet man doch bei keinem einzigen für klassisch geachteten französischen Schriftsteller auch nur eine Spur, daß er die bildenden Künste mit Einsicht geliebt habe. Ja es gehörte in Frankreich nicht einmal zur Erziehung der Vornehmen, wie in andern Ländern, Kenner oder wenigstens Liebhaber in diesem Fache zu sein. Erst in den neuesten Zeiten haben sie sich Enthusiasmus für die schönen Künste, wie sie es nun verstehen, einzuschwatzen versucht.

Die Ansicht der Natur als einer Künstlerin, welche in einem mehr oder weniger widerstrebenden Stoffe arbeitet, und durch das Bedürfniß ihrer schaffenden Phantasie auf möglichste Mannichfaltigkeit getrieben wird, wobei es denn nicht an unvollkommneren Abdrücken, ja an mißrathenen Versuchen fehlen kann, die an die Gränze des Unmöglichen streifen; diese Ansicht, sage ich, stellt den Naturforscher weit höher als der Gesichtspunkt, vermöge dessen er überall auf Zwecke, verständige und wirthschaftliche Zwecke ausgeht. Die Annahme durchgängiger Zweckmäßigkeit, also gleicher Vollkommenheit in allen Werken der Natur, ist ein vorgefaßtes Urtheil, das den Blick für die geheimeren Beziehungen der Wesen abstumpfen muß. Mit der Uebereinstimmung der Mittel und Zwecke geht es freilich nach der Schnur: Alles beruht auf dem einfachen Kunstgriffe, das Wirkliche zum Beabsichtigten zu machen und die Wirkung in Gedanken der Ursache voran zu stellen. Wie aber, wenn die Zwecke nun selbst daran kommen sollen, beurtheilt zu werden? Da wird es schlimm aussehen; denn Alles läuft am Ende auf ein ins Unendliche fortgesetztes gegenseitiges Auffspeisen der Kreaturen hinaus, wobei die Pflanzen allein, und auch diese kaum, eine bloß leidende Rolle spielen: ein großes Gastmahl, wo die Gäste zugleich die Gerichte sind; wie man es in Bernardins de St. Pierre Naturstudien an unsäglich vielem Gewürme entwickelt lesen kann. Buffon weiß von einer Rangordnung: er erkennt schöne und häßliche, edle und unedle, glückliche und unglückliche Geschöpfe an. Er äußert Geringschätzung gegen die Insekten, selbst die so bewunderten Bienen, er drückt sich kühn aus über die Fehlgriffe der Natur, über die wahrhaft mißgebornen Gattungen, z. B. bei Gelegenheit des Faulthiers

und des Toucan. Er ist ein guter Physiognomiker der Thiere, und nähert sich dadurch den Alten, einem Aristoteles, einem Plinius.

Dieses, nebst dem, was daraus herfließt, nehmlich dem Auflehnen gegen die geistlosen Klassifikationen und der Kritik über die Verschiedenheit oder Einerleiheit der Arten macht sein Hauptverdienst aus. Denn mit seinen idealistischen Ahndungen ist es nicht recht zum Durchbruche gekommen, und zum Begriff des Organismus der Himmels-Körper und Systeme hat er sich nie erhoben: seine Hypothesen darüber gehen auf lauter Zufälliges nnd Mechanisches. Er war einmal in den Kreiß des irdischen Lebens festgebannt. Auch fehlt es ihm überall an Uebersicht, und sein großes Werk über die Naturgeschichte der Thiere ist nichts weniger als ein Werk.

IX.

Jakob Necker.

Jakob Necker ward den 1sten Mai 1734 in Genf geboren, aus einem adlichen Geschlecht, das ursprünglich im nördlichen Deutschland zu Hause war. Frühzeitig, sobald seine erste Erziehung beendigt war, begab er sich nach Frankreich, und widmete zwanzig Jahre seines Lebens dem Handel und dem Erwerb seines Vermögens. Die Republik Genf ernannte ihn zu ihrem Residenten in Paris: in dieser Eigenschaft kam er in Geschäfts-Verhältnisse mit dem Herzog von Choiseul, und flößte diesem Minister ausgezeichnete Hochachtung vor seinem Charakter und Wohlgefallen an seinem Geiste ein. Da ihn die ostindische Kompagnie, deren Mitglied er war, erwählt hatte, um ihre Sache bei der Regierung zu führen, so ließ er über diesen Gegenstand im Jahr 1773 ein Schrift drucken [Réponse au Mémoire de M. l'abbé Morellet sur la compagnie des Indes], worin er die Wichtigkeit einer den Handel betreffenden Frage durch die Zierlichkeit und Reinheit der Schreibart hervorzuheben wußte. Im folgenden Jahr erhielt seine 'Lobrede auf Colbert' den von der französischen Akademie ausgesetzten Preis. Condorcet, dessen Gedanken schon damals auf die Freiheit gerichtet waren, machte es ihm zum Vorwurf, den Minister eines Despoten gelobt zu haben. Das zweite Werk Neckers, betitelt 'Versuch über den Getreidehandel und dessen Gesetzge-

bung' (Essai sur le commerce et la législation des grains) wurde von Turgot und den Oekonomisten (Physiokraten) lebhaft angegriffen. Der Verfaßer, wiewohl er im Allgemeinen den Grundsatz der Handelsfreiheit anerkannte, erklärte sich dennoch für einige Einschränkungen der Getreide-Ausfuhr, welche die Sorge für die ärmern Stände ihm nothwendig zu machen schien. Ein im Jahe 1775 durch die hohen Kornpreise verursachter Aufstand bewies nur allzusehr die Wahrheit seiner Behauptungen. Das Buch des Adam Smith hat eine Anzahl Jahre hindurch für eine Art von Evangelium in der Staatswirthschaft gegolten: aber seitdem scharfsinnige Schriftsteller bewiesen zu haben scheinen, daß einige Theile seines Systems auf unsre jetzige gesellschaftliche Verfaßung nicht anwendbar sind, verdient der Versuch über die Gesetzgebung des Kornhandels mit besondrer Aufmerksamkeit wieder gelesen zu werden. Die Finanzen Frankreichs waren in einer beunruhigenden Verwirrung; die Parlamente wurden von Tag zu Tag schwieriger beim Einregistrieren der Auflagen, und der Verfall des Credits machte die Anleihen unmöglich. Der erste Staatsminister, Graf von Maurepas, hielt es für das beste Mittel sich aus so vielen Schwierigkeiten herauszuwinden, daß er die Verwaltung der Finanzen einem Mann anvertraute, den die öffentliche Meinung entschieden dazu berief, wiewohl er ein Fremder und ein Protestant war. Im Jahr 1776 wurde also Necker Herrn Taboureau als Direktor des königlichen Schatzes beigesellt, und im nächsten Jahr wurde ihm die Verwaltung der gesammten Finanzen übertragen. Wenige Monate vor seinem Eintritt in das Ministerium hatte Necker eine Reise nach England gemacht, wo seine Aufmerksamkeit sich besonders auf den Einfluß gerichtet hatte, den die Oeffentlichkeit der Ver-

handlungen auf den Credit hat. Uebrigens, wiewohl er ein großer Bewundrer der englischen Verfaßung war, kann man versichern, daß er zu Anfang seiner öffentlichen Laufbahn nicht im mindesten daran dachte, in Frankreich eine ähnliche Ordnung der Dinge einzuführen. Sein einziger Zweck war, in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung Ordnung und Gerechtigkeit einzuführen; ein langsames, aber sichres Mittel zur Freiheit zu gelangen, welche nichts andres als die höchste Gerechtigkeit ist. Das, wodurch sich Necker als Staatsmann eigenthümlich auszeichnet, ist die Uebertragung der gewißenhaftesten Sittlichkeit des Privatlebens auf die öffentlichen Geschäfte. Bei solchen Grundsätzen mußt' er jede gewaltsame Revolution scheuen, und man sieht auch, daß er sogar dann, wenn es darauf ankam, Mißbräuche abzustellen oder Privilegien zu vernichten, die der Nation nachtheilig waren, sich lieber mit den vorhandnen Ansprüchen gütlich abzufinden gesucht hat, als daß er ohne Schonung hätte durchgreifen sollen, so oft eine durch die Theorie empfohlne Verbeßerung, plötzlich und in ihrem ganzen Umfang durchgesetzt, einige Ungerechtigkeiten hätte herbeiführen können.

Die ungleiche Vertheilung der Auflagen, die Privilegien der Stände und der Provinzen, die zahllosen Mißbräuche der Verwaltung, das Elend der untern Stände, machten die Herstellung der Finanzen zu einer unglaublich schwierigen Aufgabe. Necker wollte sie durch die genaueste Sparsamkeit in allen Ausgaben bewirken. Er gab ein in seiner Art einziges Beispiel, indem er das für seine Stelle bestimmte Gehalt ausschlug, und dem Staat ohne alle Vergütung mit dem Aufwand seines eignen Vermögens diente. Dieser Beweis seiner Uneigennützigkeit sollte nicht sowohl dem Schatz

eine an sich wenig bedeutende Ausgabe ersparen, als vielmehr ihn selbst in Stand setzen, der Verschwendung der öffentlichen Gelder mit Nachdruck zu steuern, und die Besoldungen und Gnadengehalte zu vermindern, die sich auf unmäßige Summen beliefen.

Frankreich ergriff die Partei der amerikanischen Kolonien gegen England, wiewohl es Necker abgerathen hatte. Er nahm zwar lebhaft Antheil an der Sache der Unabhängigkeit Nordamerikas, aber er widersetzte sich einem Bruch, den er entweder als nicht hinreichend veranlaßt, oder nach den Verhältnissen der französischen Monarchie als unpolitisch betrachtete. Indessen mußten die Unkosten des Kriegs in einem verschuldeten und unter der Last der Auflagen schon erliegenden Lande herbeigeschafft werden. Necker nahm seine Zuflucht zu Anleihen. Der Ruf seiner Ueberlegenheit im Finanzwesen und seiner Gewißenhaftigkeit vertrat die Stelle wirklicher Gewährleistungen; und so schuf er ganz allein einen Kredit, welchen die Staatseinrichtungen Frankreichs unmöglich zu machen schienen. Er lockte die Kapitalisten durch vortheilhafte Bedingungen an, er bestach ihre Einbildungskraft durch Vortheile, die das Looß vertheilen sollte, und Anerbietungen aus allen Theilen Europas entsprachen seinen Einladungen. Man hat das von Necker eingeführte System der Anleihen auf Leibrenten angegriffen, aber man hat hierbei nicht genugsam bedacht, wie damals die Lage der französischen Finanzen beschaffen war; man hat vor allen Dingen vergeßen, daß Necker nicht in neuen Auflagen, sondern in bloßen Ersparnissen die nöthigen Hülfsquellen zur Zahlung der Zinsen und zur allmälichen Tilgung der Kapitale zu finden wußte.

Der Graf von Maurepas pflegte immer gegenwärtig

zu sein, wenn der König mit seinen Ministern arbeitete; ein Anfall vom Podagra hielt ihn einmal in seinem Hause zurück, und Necker benutzte diesen Zeitpunkt, um die Entlaßung des Ministers der Marine, Herrn von Sartines, dessen Unfähigkeit und unordentliche Geschäftsführung dem Finanzministerium tägliche Verlegenheiten verursachte, und die Ernennung des, eines solchen Vertrauens in jeder Hinsicht würdigen Marschalls von Castries an seine Stelle zu bewirken. Der alte Höfling konnte es Neckern nie verzeihen, daß er einen unmittelbaren Einfluß auf den Geist des Königs ausgeübt hatte; von diesem Augenblicke an ward er sein Feind, und spähte unabläßig jede Gelegenheit aus, ihn mit Vortheil anzugreifen.

Unter den Verfügungen, welche Neckers erstes Ministerium bezeichnen, war die Einführung der Provincial-Verwaltungen eine der wichtigsten. Den Plan dazu hatte Turgot entworfen, allein Necker hatte zuerst den Muth, ungeachtet des Widerstandes jeder Art, den er dabei erfuhr, die Sache in's Werk richten. Die Provincial-Versammlungen waren dazu bestimmt, die Auflagen unter die Zahlungspflichtigen zu vertheilen, und die Regierung über die örtlichen Verhältnisse aufzuklären. Ein Viertel ihrer Mitglieder war aus der Geistlichkeit, ein andres Viertel aus dem Adel, und die Hälfte aus dem dritten Stand gewählt. Wenn es wahr ist, daß die Völker einer fortschreitenden Erziehung bedürfen, um zur Freiheit zu gelangen, und daß man ihnen nur nach und nach alle Rechte zugestehen darf, auf deren Besitz sie Anspruch haben, so war die Einrichtung der Provincial-Versammlungen das geschickteste Mittel, Frankreich zu einer wahrhaft repräsentativen Verfaßung vorzubereiten. Welche Wünsche indeß Necker in dieser Hinsicht hegen mochte, man

hat Ursache zu glauben, daß seine Absicht damals weniger darauf gieng, eine politische Reform herbeizuführen, als den Mißbräuchen der Verwaltung abzuhelfen und dem bedrängten Theil der bürgerlichen Gesellschaft Lindrung zu verschaffen. Die drei unter dem ersten Ministerium Neckers gestifteten Provincial-Versammlungen in Berry, Rovergue und dem Delphinat, brachten in kurzer Zeit die heilsamsten Wirkungen hervor.

Eine Schrift, worin Necker die Vortheile der Provincial-Versammlungen entwickelte, und unter andern darthat, daß sie in der Folge als ein Gegengewicht gegen den Widerstand der Parlamente dienen könnten, wurde durch die Indiscretion eines Herrn vom Hofe öffentlich bekannt, und zog Neckern die Feindschaft dieser Gerichtshöfe zu, die er doch mehr geschont hatte, als irgend einer seiner Vorgänger im Ministerium.

Das Recht der todten Hand, eins der beschwerlichsten Lehnrechte, war in den Krongütern abgeschafft. Mehr als dreihundert dem Hof und den Finanzen zur Last fallende überflüßige Aemter waren aufgehoben; die strengste Sparsamkeit führte bei allen Ausgaben den Vorsitz; das Deficit, das Necker im öffentlichen Schatz vorgefunden, war ausgefüllt; die Zinsen für ausgeliehene Gelder standen niedriger als jemals; die ganze Einrichtung der Gefängnisse und Hospitäler war verbeßert. Necker wollte das französische Volk zum Zuschauer seines Werks haben, und wenn es nicht bei der Verwendung seiner Einkünfte zu Rathe gezogen war, wollte er, daß ihm wenigstens die Ergebnisse mitgetheilt würden. Ueberzeugt, daß die Oeffentlichkeit der Finanz-Verhandlungen die erste Grundlage des Kredits sei, ließ er die Rechenschaft über seine Verwaltung (Compte rendu)

drucken, und legte darin das unverhoffte Resultat eines Ueberschußes der Einnahme über die Ausgabe von zehn Millionen dar. Der Eindruck, den diese Schrift machte, ist unbeschreiblich, und die öffentliche Dankbarkeit wurde dem Verfaßer von allen Seiten auf die lebhafteste Weise ausgedrückt.

Der Graf von Maurepas, eifersüchtig über die allgemeine Volksgunst, die Necker genoß, glaubte den vortheilhaften Augenblick zu Angriffen auf ihn gefunden zu haben. Er wußte, daß sein Amtsgenoße um keine andre Belohnung, als die des öffentlichen Beifalls, bemüht war, und daß seine Ruhmliebe bis zur äußersten Empfindlichkeit über alle Aeußerungen der Meinung gieng: er fieng also an, heimlich Schmähschriften gegen Necker verbreiten zu laßen. Unter andern griff ein gewisser Bourboulon die 'Rechenschaft' in einer Schrift an, die zu erbärmlich war, als daß sie eine Widerlegung verdient hätte. Necker, der vielleicht solche Gegner hätte verachten sollen, besorgte, daß ihre Schmähschriften, wenn sie das Ansehn hätten vom Hofe begünstigt zu werden, seine Mittel Gutes zu stiften vermindern möchten; er hielt es für nothwendig, daß der König durch irgend ein Zeichen seiner Gunst jeder Vermuthung dieser Art ein Ende machte. Er begehrte demnach für sich den Sitz im Staatsrath, und verlangte, daß die Verfaßer der Schmähschriften aus dem Haus der Prinzen entfernt würden. Der Eintritt in den Staatsrath ward ihm, als Protestanten, verweigert, worauf er im Jahre 1781 seine Entlaßung nahm. Necker hat sich seitdem oft Vorwürfe darüber gemacht, daß er nicht gewartet, bis ihm der Tod des Grafen von Maurepas erlaubt hätte, bei Ludwig XVI. den entschiednen Einfluß zu gewinnen, dessen er bedurfte um seine Entwürfe für

das gemeine Beste durchzuführen, und man muß dieses mit ihm bedauern. Denn man ist berechtigt zu glauben, wenn er sich in seinem Amt behauptet, und fortgefahren hätte für Frankreich allmälich alle die Vortheile zu gewinnen, welche nachher mit Gewalt errungen worden sind, so würde die Revolution entweder gar nicht stattgefunden, oder eine ganz andere Wendung genommen haben.

Neckers Entfernung aus dem Ministerium ward in Frankreich als ein öffentliches Unglück betrachtet. Alle Städte, alle Korporationen beeiferten sich um die Wette, ihm ihr Bedauern und ihre Bewundrung zu bezeugen. Joseph II., Katharina II. *) und die Königin von Neapel trugen ihm

---

*) Wie die große Kaiserin von Rußland über Neckers Verdienste dachte, und mit welcher Theilnahme sie ihn auf seiner politischen Laufbahn begleitete, das sieht man am besten aus ihren eigenhändigen Briefen an Hrn. Grimm, welche Frau von Staël in einer Anmerkung zu dem 'Privatleben' ihres Vaters hat abdrucken laßen.

Petersbourg, du $\frac{10}{21}$ Juillet 1781.

Enfin M. Necker n'est plus en place. Voila un beau rêve que la France a fait, et une grande victoire pour ses ennemis. Le charactère de cet homme rare est à admirer dans ses deux ouvrages, car le Mémoire vaut bien le Compte rendu. Le roi de France a touché du pied à une grande gloire. Nun das wird schon so bald nicht wieder kommen, mais cela ne réviendra pas de sitôt. Il falloit à M. Necker une tête de maître qui suivit ses enjambées.

Petersbourg, du $\frac{11}{22}$ Juillet 1781.

La lettre que M. Necker vous a écrite m'a fait grand plaisir; je suis seulemeut fâchée qu'il ne soit plus en place. C'est un homme à qui le ciel a destiné la première place en Europe sans contredit pour la gloire. Il faut qu'il vive, il faut qu'il survive à une couple de ses contemporains, et alors cet astre sera à nul autre comparable, et ses contemporains resteront loin derrière lui.

an, ihn an die Spitze ihrer Finanzen zu stellen; allein er hatté zu viel Anhänglichkeit an Frankreich, um auf solche Vorschläge einzugehen. Das erste Werk, womit er sich in seiner Zurückgezogenheit beschäftigte, war das 'über die Verwaltung der Finanzen': ein klassisches Buch in diesem Fach, und das noch jetzt bei allen Berechnungen der Reichthümer Frankreichs zur Grundlage dient. Es erschien im Jahr 1784, und achzigtausend Exemplare wurden in wenigen Tagen verkauft; niemals hatte ein so wißenschaftlicher Gegenstand eine solche unter allen Ständen verbreitete Neugierde erregt.

Die ersten Nachfolger Neckers waren zwei Parlaments-Räthe, Hr. Joly de Fleury und Hr. von Ormesson, deren Ministerium nur als eine Art von Zwischenreich betrachtet werden kann, so groß war ihre Unwißenheit in den einzelnen Theilen der Verwaltung. Hierauf erschien Hr. von Calonne, dessen thörichte Verschwendung jenes berüchtigte Deficit herbeiführte, welches die Ursache oder wenigstens die sichtbare Veranlaßung der Revolution ward. Er setzte während des Friedens das System der Anleihen fort, das Necker nur für den Krieg geschaffen hatte; er begünstigte den Luxus des Hofes, um mit Neckers strenger Sparsamkeit einen Gegensatz zu bilden, und verwickelte sich dergestalt in

---

De Petersbourg, 8. Novembre 1784.

J'ai enfin pu lire l'introduction du livre de M. Necker, je viens de l'achever. Puisqu'il est sensible à l'estime, assurez-le de toute la mienne. On voit qu'il était à sa place et qu'il la remplissoit avec passion, il en convient lui-même. J'aime ce mot: Ce que j'ai fait je le ferois encore. Et on ne parle pas ainsi sans être bon, et il faut l'être éperdûment, pour n'en avoir rien perdu après beaucoup de traverses.

den Folgen seiner Unordnung, daß er keine andre Ausflucht mehr sah, als eine Versammlung der Notabeln zusammen zu berufen (1787). In der Berechnung der Finanzen, die er dieser Versammlung vorlegte, gestand er ein Deficit von 56 Millionen ein, aber er behauptete, es sei schon vorhanden gewesen, als sich Necker aus dem Ministerium zurückzog, und bestritt die Richtigkeit der von diesem abgelegten 'Rechenschaft'. Necker antwortete auf die Angriffe des Hrn. von Calonne durch eine Schrift, worin die geistvollste Polemik die siegreiche Beweiskraft der Gründe anziehend hervorhebt. Die Gültigkeit dieser Antwort wurde bald, sowohl von der öffentlichen Meinung, als von der Versammlung der Notabeln, anerkannt, und Calonnes Entlaßung ward unvermeidlich. Bevor Necker seine Widerlegung bekannt machte, hatte er sie dem Könige vorgelegt und die Erlaubniß begehrt, sie drucken zu laßen. Von Seiten eines Privatmanns, wie es Necker damals war, konnte dieß Ansuchen nur als eine ehrerbietige Höflichkeitsbezeugung gegen den König betrachtet werden, und es wäre verkehrt, ihm einen ernsthaften Vorwurf daraus zu machen, daß er, ungeachtet der Gegenvorstellungen Ludwig XVI., bei der Meinung verharrte, die Ehre mache es ihm zur Pflicht, seine Vertheidigung bekannt zu machen. Wie dem auch sei, er wurde bald darauf zwanzig Meilen weit von Paris verbannt, wo jedoch die ausgezeichnetsten Zeugnisse der öffentlichen Gunst, welche er behielt, ihn über diese augenblickliche Ungnade leicht beruhigen konnten. Nach Herrn von Calonnes Verabschiedung wollte der König Neckern zurückberufen, allein der Baron von Breteuil hielt ihn davon ab, und die Verwaltung der Finanzen wurde Herrn von Fourqueux, einem alten Staatsrath, übertragen, der bald seine vollkommne

Unfähigkeit einsah, und dem Erzbischof von Sens, Herrn von Brienne, Platz machte, welchen die Königin beschützte. Die von dem neuen Minister vorgeschlagene Auflage des Stempelpapieres wurde vom Parlament verweigert; man verbannte das Parlament, und wollte an dessen Stelle einen aus Adlichen und Geistlichen bestehenden obersten Gerichtshof (cour plénière) setzen; aber die öffentliche Meinung lehnte sich nachdrücklich hiegegen auf, und bald ward eine Zusammenberufung der Reichsstände die allgemeine Losung. Der Erzbischof von Sens war genöthigt, sie im Namen des Königs auf den Monat Mai des Jahres 1789 zu versprechen.

Es geschah im Monat August des vorhergehenden Jahrs, daß die Gewalt der öffentlichen Stimme Neckers zweite Berufung zum Ministerium erlangte. Er hatte so eben in seiner Entfernung von den Geschäften sein Werk 'über die Wichtigkeit der religiösen Meinungen' herausgegeben, worin die reinste Sittenlehre in der edelsten Schreibart gepredigt wird. Im Jahr 1781 hatte er das Ministerium mit Bedauern verlaßen, jetzo trat er mit Bekümmerniß wieder ein. Als man ihm seine Ernennung meldete, rief er aus: „Warum hat man mir nicht die fünfzehn Monate des Erzbischofs gegeben? Aber jetzt ist es zu spät." Necker fand den öffentlichen Schatz erschöpft, die Staatspapiere im Werth gesunken, so daß sie eines Morgens nur auf 30 Procent stiegen. Bald boten sich Kapitale von allen Seiten an; die Verbannten wurden zurückberufen, die wegen politischer Meinungen Verhafteten wurden in Freiheit gesetzt; allein die Gährung der Gemüther war schon allzu heftig, als daß es in menschlichen Kräften gestanden hätte, sie zu meistern.

Die aristokratische Partei hat Neckern besonders daraus

einen schweren Vorwurf gemacht, daß er bei der Versammlung der Reichsstände dem dritten Stand die gleiche Zahl von Repräsentanten gegeben, wie den beiden übrigen Ständen zusammen. Aber, einmal angenommen, daß die Verdoppelung der Abgeordneten des dritten Standes nicht eine Pflicht gegen die Nation gewesen wäre, so wäre es dennoch ungerecht, Neckern wegen einer Maßregel anzuklagen, welche so gebieterisch von der öffentlichen Meinung gefordert ward, daß aller Widerstand in dieser Hinsicht nur die verderblichsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Selbst das Parlament von Paris, der eifrigste Vertheidiger des alten Herkommens, war gezwungen gewesen einzugestehn, daß in diesem Stück die ehemaligen Gebräuche nicht zur Richtschnur dienen dürften. Das Einzige, was man Neckern vernünftiger Weise vorwerfen kann, ist, daß er von Neuem die Versammlung der Notabeln berief, und daß er nachher einen Beschluß faßte, welcher der Entscheidung der großen Mehrheit ihrer Bureaux entgegengesetzt war. Man weiß, daß das Bureau, bei welchem Monsieur, jetzt Ludwig XVIII., den Vorsitz führte, das einzige war, welches sich für die Verdoppelung erklärte. Aber war es vorauszusehn, daß eben dieselbe Versammlung, die unter dem Ministerium des Hrn. von Brienne sich so eifrig für das Beste der Nation verwendet hatte, sich bald nachher so hartnäckig in Vertheidigung ihrer eignen Privilegien zeigen würde?

Die Entscheidung des Staatsraths vom 27sten December 1788, worin Ludwig XVI., außer der verdoppelten Stellvertretung des dritten Standes, aus eigner, freier Bewegung die Abstellung der versiegelten Briefe (lettres de cachet) und die periodische Zusammenberufung der Reichsstände versprach, erregte einen allgemeinen Enthusiasmus, und der

Minister, der solche Beschlüße angerathen hatte, gelangte auf den Gipfel der Popularität.

Demungeachtet wurde Neckers Lage in Kurzem sehr schwierig; er sah die unwiderstehliche Gewalt der öffentlichen Meinung, und fühlte, die einzige Weise sie zu lenken, sei, daß der König sich selbst an die Spitze der Volksbewegung setzte, und im Voraus der französischen Nation die Vortheile zugestände, die sie ihm späterhin mit Gewalt entreißen würde. Ludwig XVI. blieb nicht lange dieser Richtung getreu; Necker war das scheinbare Haupt des Ministeriums, aber alle Schritte des Hofes wurden durch einen geheimen Rath und insbesondere durch den Baron von Breteuil geleitet. Wenn Necker nur den Ehrgeiz gehabt hätte, mächtig zu sein, so gab es keine Höhe, auf welche ihn nicht die Volksgunst, deren er genoß, hätte emportragen können; allein er machte es sich zur Pflicht, dem König diese Volksgunst aufzuopfern; und selbst diese schmerzlichste aller Aufopferungen wurde bald fruchtlos.

Am 5ten Mai 1789 hatte die Eröffnung der Reichsstände statt. Necker beschränkte sich in seiner Rede darauf, den Zustand der Finanzen zu entwickeln, die nöthigen Verbeßerungen anzudeuten, und die Ergebnisse seiner Arbeiten darzulegen. Der dritte Stand war unzufrieden damit, daß er sich auf die Prüfung der Verfaßung nicht eingelaßen hätte, und die privilegierten Stände, welche mit Erstaunen sahen, was er in den acht Monaten seines neuen Ministeriums für die Herstellung der Finanzen geleistet hatte, rückten ihm die Berufung der Reichsstände als überflüßig vor. Aber war es möglich, sich von dem feierlichen Versprechen des Königs loszusagen, wiewohl es unter dem Ministerium des Erzbischofs von Sens gegeben war?

Schon ehe die Stellvertreter des dritten Standes sich für eine National-Versammlung erklärten, hatte Necker dem König zu erkennen gegeben, es sei nothwendig, daß die drei Kammern über alles die Auflagen Betreffende sich gemeinschaftlich beriethen, und daß die Abgeordneten einzeln abstimmten, wobei man dann die Berathung nach Ständen für die besondern Interessen und Vorrechte jedes Standes beibehalten, und auf den nächsten Reichstag die Eintheilung in zwei Kammern ankündigen möchte. Der Entwurf Neckers für die königliche Sitzung vom 23sten Junius war auf dem Punkt durchzugehen, als die Königin Alles rückgängig machte. Neue Mitglieder wurden in den geheimen Rath aufgenommen, und statt seines Entwurfs ward eine Erklärung gut geheißen, die in einem ganz verschiednen Geist abgefaßt war, wiewohl sich hie und da Einiges von seinen Gedanken wiederfand. Der König fieng damit an, alle bisherigen Beschlüße der National-Versammlung umzustoßen. Die Wirkung einer solchen Erklärung war leicht vorauszusehen; Necker widersetzte sich bis auf den letzten Augenblick, und um ihr nicht eine scheinbare Billigung zu geben, nahm er seine Entlaßung. Die unvorsichtig eingeschärften Befehle des Königs blieben ohne Wirkung bei der Versammlung; die Königin, in Schrecken gesetzt durch die Volksbewegung, welche sich kund gab, bat noch an demselben Tage Neckern, seine Stelle wieder anzunehmen, indem sie ihm sagte, die persönliche Sicherheit des Königs hänge davon ab, und versprach, fernerhin keinen andern Rathschlägen als den seinigen Gehör zu geben. Die Nachricht von Neckers Wiedereintritt in das Ministerium wurde in Versailles mit Jubelgeschrei aufgenommen, die Abgeordneten begaben sich in Menge zu ihm. Vielleicht wäre es damals noch Zeit gewesen, der

Regierung das Ansehen wieder zu sichern, das der König so unvorsichtig gefährdet hatte. Necker gab den einzigen Rath, der heilsam sein konnte: der König befahl den beiden privilegierten Ständen, sich mit der National-Versammlung zu vereinigen, und diese Vereinigung, wiewohl man sich mit Widerwillen und erst nach einer vorläufigen Protestation des Adels dazu verstand, brachte noch eine wohlthätigere Wirkung hervor, als man es hoffen durfte. Necker hatte mit Nachdruck vorgestellt, wie unvorsichtig es wäre, auf Paris Truppen anrücken zu laßen, deren man nicht sicher sein könnte. Seine Vorstellungen wurden nicht gehört; er sah sehr wohl, daß der Hof sich wieder vom Baron Breteuil leiten ließ, und daß der König nur noch der Form wegen mit ihm von Geschäften redete. Endlich am 11ten Julius erhielt Necker einen Verbannungs-Befehl. Der Baron von Breteuil, der Neckers unermeßliche Popularität kannte, und wußte, daß er sich nur in Paris zeigen dürfte, um das Volk zu seinen Gunsten in Bewegung zu setzen, hatte vorgeschlagen, ihn zu verhaften; aber der König selbst sagte, er sei versichert, Necker werde gewißenhaft gehorchen. Welch ehrenvolles Zeugniß für seinen Charakter! Necker reiste in größter Eile von Paris ab; er floh vor dem Triumph, den ihm die Liebe und Verehrung des Volks bereitete, wie man es vor einer Verfolgung thun würde, und fuhr bis nach Brüssel, ohne sich aufzuhalten. Während der zehn Monate seiner Verwaltung hatte er sich unaufhörlich damit beschäftigt, dem Unglück einer Hungersnoth vorzubeugen, womit Frankreich bedroht war. Das Handelshaus der Herrn Hope in Amsterdam hatte nicht anders, als unter seiner persönlichen Gewährleistung, es übernehmen wollen, Paris mit Getreide zu versorgen, und er hatte ihnen als Bürgschaft

die zwei Millionen seines Vermögens angeboten, welche im königlichen Schatz niedergelegt waren. Sogleich nach seiner Ankunft in Brüssel war seine erste Sorge, an die Herrn Hope zu schreiben, daß er ungeachtet seiner Verbannung seine Bürgschaft nicht zurücknehme.

Als sich die Nachricht von Neckers Abreise in Paris verbreitete, so wurden alle Schauspiele geschloßen, wie bei einem öffentlichen Unglücksfall; das ganze Volk der Hauptstadt griff zu den Waffen, und das erste Zeichen der National-Vereinigung, welches man aufsteckte, war eine grüne Kokarde, zu Ehren Neckers, dessen Farbe dieß war. Der Graf von Lally-Tolendal schilderte in einer Rede voll der hinreißendsten Beredsamkeit alle Verdienste Neckers um Frankreich, und schlug der National-Versammlung vor, bei dem König um seine Zurückberufung anzuhalten. In Basel erhielt Necker die Briefe des Königs und der Versammlung, und entschloß sich, wiewohl gegen seine Neigung, nach Frankreich zurückzukehren. Ein Brief an seinen Bruder, welchen Frau von Staël in der Geschichte seines Privatlebens hat abdrucken laßen, beweist, daß er, weit entfernt sich mit Stolz des Triumphs seiner Popularität zu erfreuen, nichts als Traurigkeit empfand, indem er sich wieder an die Spitze der Geschäfte stellte. „Nur um den innern Vorwurf zu vermeiden, als habe ich nicht Alles versucht, gehorche ich den Befehlen des Königs; aber die Zeit Gutes zu stiften ist vorüber.”

Die Reise Neckers nach Paris war eine Art von Triumphzug. Die Städte und das Landvolk empfiengen ihn mit Jubelgeschrei; man spannte seine Pferde aus, um den Wagen zu ziehen. Unterwegs ließ er verschiednen Personen Päſſe ertheilen, die das Volk auf ihrer Flucht aufhalten wollte; er rettete Herrn von Besenval das Leben, indem er

es auf sich nahm, den Befehl, ihn nach Paris zu bringen, zu widerrufen. Am nächsten Tag nach seiner Ankunft begab er sich nach dem Rathhaus der Stadt, um den neuen Obrigkeiten sein Verfahren zu erklären; durch die rührende Beredsamkeit seiner Rede erlangte er das Versprechen einer Amnestie für das Vergangne, und der Aussöhnung für die Zukunft; und die Worte 'Amnestie!' und 'Es lebe Necker!' ertönten auf dem ganzen Platze.

Diese schöne Volksbewegung war von kurzer Dauer. Schon Tags darauf war Mirabeau bemüht, sie durch seine Reden bei den Sectionen zu vernichten, und die Erklärung der Amnestie ward widerrufen. Von dieser Zeit bis zu seiner Entfernung wandte Necker alle seine Bestrebungen an, um das Ansehn des Königs zu stützen, ohne daß er auch nur einen Augenblick angestanden hätte, ihm seine Popularität aufzuopfern. Die englische Verfaßung, der Gegenstand aller Wünsche für Frankreich, hätte vielleicht noch während der zwei ruhigen Monate nach dem 14ten Julius eingeführt werden können, wenn die rechte Seite der Versammlung sich durch seinen Rath hätte leiten laßen, statt auf die übertriebensten Vorschläge der Demokratie einzugehn, in der Hoffnung, das Uebermaß der Verwirrung werde zur Gegenrevolution führen; aber es gab keine Partei, mit welcher die französischen Aristokraten nicht eher bereit gewesen wären einen Vergleich zu schließen, als mit der Partei der uneigennützigen Freunde einer verfaßungsmäßigen Freiheit.

Frankreich litt an allen Uebeln der Theurung; der Schatz war erschöpft. Necker schlug eine Anleihe auf fünftehalb Procent Zinsen vor, die National-Versammlung setzte die Zinsen auf vier Procent herab, und dadurch schlug die ganze Sache fehl. Man mußte zu patriotischen Geschenken seine

Zuflucht nehmen, und Necker, nicht zufrieden, während seines ersten Ministeriums sein Gehalt ausgeschlagen zu haben, gab zuerst das Beispiel, von seinem Vermögen hunderttausend Franken anzubieten.

Die Schriften, welche er während seines zweiten Ministeriums sowohl dem König als der Versammlung vorlegte, enthalten Ansichten voll ächter Weisheit, mit eben so viel Scharfsinn als Nachdruck in's Licht gesetzt. Bei der Streitfrage über das bloß aufschiebende Veto, schlug er als eine vermittelnde Auskunft vor, daß der König es während dreier Legislaturen erneuern könnte. Die öffentliche Meinung hatte sich schon entschieden gegen das absolute Veto erklärt, und überdieß wär' es unvorsichtig gewesen, das Ansehn des Königs im Kampf gegen eine einzige Kammer von Repräsentanten auf's Spiel zu setzen. In Betreff der Erklärung der Volksrechte rieth er dem König, ihr nicht eher seine Beistimmung zu geben, als bis ihre Grundsätze auf eine Verfaßung angewandt sein würden. Bald darauf versetzte die Revolution vom 6ten October die Versammlung nach Paris, und machte es den Ministern durchaus unmöglich, der herrschenden Partei zu widerstehn.

Im Jahr 1790 lehnte sich Necker gegen die Abschaffung der Titel auf, nicht aus Widerspruch gegen irgend eine liberale Theorie, sondern nach einer richtigen Schätzung der Triebfedern, welche auf die menschliche Einbildungskraft wirken, und deren keine in der Regierung eines Staats verabsäumt werden darf. Da der König dennoch den hierauf bezüglichen Beschluß der Versammlung bestätigte, so hatte Necker den Muth, seine Meinung bekannt zu machen, wie sehr sie auch mit den Leidenschaften des Augenblicks im Widerspruch stehen mochte.

Die Abschaffung aller Privilegien der Stände und Provinzen, die Eintheilung Frankreichs in Departemente, die gleichförmige Vertheilung aller Auflagen, Alles dieß hatte ohne Zweifel den National-Reichthum vermehrt. Aber bis eine neue Einrichtung der Verwaltung an die Stelle des umgestürzten Gebäudes getreten war, konnt' es an zahllosen Verlegenheiten in den Finanzen nicht fehlen. Um ihnen abzuhelfen, setzte die National-Versammlung eine Maßregel in's Werk, welche die strenge Gerechtigkeit nicht gut heißen konnte: die Vereinigung der Güter der Geistlichkeit mit den Staatsdomänen. Necker bestritt diese Maßregel; er konnte zwar nicht wünschen, daß die Geistlichkeit fernerhin einen abgesonderten Körper im Staat bildete, und sich in allen ihren Reichthümern und Vorrechten behauptete; er sah in der That die Geistlichen nur als Nutznießer von Einkünften an, wovon das Kapital der Nation angehörte; allein er fand es ungerecht, sie ohne eine billige Vergütung außer Besitz zu setzen, und wollte, daß die Vereinigung mit den Staatsdomänen nur allmälich, nach dem Absterben der mit den Beneficien Beliehenen, vorgenommen würde. Er lehnte sich nachdrücklich dagegen auf, daß man die ungeheure Summe von 1800 Millionen Assignaten in Umlauf setzen, und besonders, daß man ihnen einen gezwungenen Kurs geben wollte. Er sagte in einer eindringlichen Schrift alle die Uebel voraus, welche diese Maßregel nach sich ziehen würde: die Unsittlichkeit der Agiotage, den unvermeidlichen Fall des Papiergeldes, den geringen Preis, wofür die Nationalgüter verkauft werden würden.

Mit welcher edelmüthigen Hingebung sich auch Necker der Vertheidigung des königlichen Ansehns widmen mochte, so war er doch weit entfernt, das vollkommne Vertrauen

Ludwigs XVI. zu besitzen. Die Aristokraten vergaßen den Muth, womit er sie gegen die Volkspartei in Schutz genommen hatte; sie verziehen ihm nicht das unerlaßliche Verbrechen, die Freiheit zu lieben. Schon damals, wie jetzt, suchten sie ihre Stütze in der Gewalt fremder Waffen und riethen dem König, ohne Prüfung alle Beschlüße der National-Versammlung zu bestätigen, bis zu dem Augenblicke, wo er außerhalb Frankreich wär, und Alles widerrufen könnte. Auf der andern Seite fieng die Partei der Jakobiner an, in der Versammlung die herrschende zu werden; Mirabeau selbst sah sich in der Minorität. Bei einer solchen Lage der Sachen konnte Necker nicht mehr hoffen, irgend etwas Gutes zu stiften; kein Pflichtgefühl legte ihm die Nothwendigkeit auf im Amt zu bleiben, und er begehrte seine Entlaßung. Aber aus einem Uebermaß zarter Gewißenhaftigkeit ließ er die zwei niedergelegten Millionen im königlichen Schatz, sei es, um ein Pfand seiner Verwaltung zu hinterlaßen, sei es, um nicht durch ein Beispiel des Mißtrauens der Maßregel der Assignate als Privatmann zu schaden, die er als Minister nachdrücklich bestritten hatte.

Necker verließ Paris am 8ten September 1790, um über Basel nach der Schweiz zurückzukehren, und auf eben dem Wege, den er ein Jahr zuvor wie im Triumph durchzogen hatte, fand er alle Gemüther durch die Heftigkeit der revolutionären Parteien entfremdet. Von dem Volk in Arcis sur Aube aufgehalten, war er genöthigt, an die National-Versammlung zu schreiben, um die erforderlichen Befehle zur Fortsetzung seiner Reise auszuwirken.

Von diesem Zeitpunkt an bis an seinen Tod hat Necker die Schweiz nicht wieder verlaßen, und vornehmlich zu Coppet, an den Ufern des Genfer Sees gewohnt. Wiewohl er

den Geschäften fremd geworden war, so hörte er dennoch nicht auf, an Frankreich den lebhaftesten Antheil zu nehmen, und die verschiednen politischen Werke, die er in der Einsamkeit schrieb, haben, so zu sagen, einen prophetischen Charakter durch die Art, wie er die auf einander folgenden Erscheinungen der französischen Revolution prüft. Mit eben so viel Muth als Scharfsinn sagt er die Folgen der Fehler voraus, welche die jedesmal herrschende Partei begieng. Seine unterscheidende Eigenthümlichkeit als Schriftsteller ist eine ungemeine Würde des Stils und eine Sorgfalt für die Harmonie der Sprache, welche sogar manchmal allzuweit getrieben ist, indem sie seinen Schriften eine zu gleichmäßige Farbe giebt. Wenn ihm jedoch die Würde die erste Eigenschaft des Stils bei ernsthaften Gegenständen zu sein schien, so hat er übrigens, theils durch kleinere Schriften, theils durch einzelne Stellen seiner politischen Werke bewiesen, daß er die Waffe des Lächerlichen mit Kraft und Gewandtheit zu führen wußte. Ein Aufsatz 'über das Glück der Dummköpfe' (sur le bonheur des sots), welchen Frau von Staël nach ihres Vaters Tode hat wieder abdrucken laßen, ist ein Meisterstück von feinem Scherz. — Das Werk 'über die Verwaltung Herrn Neckers, von ihm selbst' (1 Bd. in 8.), ist das erste, das er nach seiner Entfernung von den Geschäften herausgab; es ist die Geschichte seines zweiten Ministeriums, worin er sich über Frankreich mit einer Gemüthsbewegung ausdrückt, wie einem Manne von Gefühl die innigste Freundschaft sie eingeben könnte. Sein Werk 'über die ausübende Gewalt in großen Staaten' (2 Bde. in 8.), welches kurz darauf zu Anfang des Jahres 1792 erschien, ist ein klassisches Buch. Die darin angestellte Prüfung der Verfaßung vom Jahr 1791, welche damals in Frankreich so

großen Enthusiasmus erregte, ist unübertrefflich an Scharfsinn und ruhiger Vernunft.

Ein Aufsatz Neckers zur Vertheidigung des Königs, den er am Schluß des Jahres 1792 drucken ließ, zog ihm die Einrückung seines Namens in das Verzeichniß der Ausgewanderten zu; in der Folge bewirkten die Schritte seiner Tochter beim Direktorium, daß er ausgestrichen ward. Die Konvention legte zu gleicher Zeit Sequester auf die zwei Millionen, die er dem öffentlichen Wesen anvertraut hatte, wiewohl selbst im Schooß einer solchen Versammlung sich einzelne Stimmen gegen diese Ungerechtigkeit erhoben.

Im Jahr 1797 erschien seine 'Geschichte der französischen Revolution' (4 Bde. in 8.). Sein vornehmster Zweck bei deren Bekanntmachung war, die Mängel der Direktorial-Verfaßung zu prüfen: und in der That wendet er hierbei einen solchen Scharfsinn auf, daß seine Schlüße ihn beinahe dahin bringen, die Revolution des 18ten Fruktidor anzukündigen, welche kurz darauf stattfand.

Selbst mitten in seiner öffentlichen Laufbahn hatte Necker das Bedürfniß gefühlt, über die Religion zu schreiben. Die Betrachtung dieser hohen Wahrheiten wurde ihm in der Einsamkeit noch nothwendiger, und im Jahr 1800 gab er unter dem Namen 'religiöse Sittenlehre' (Cours de morale religieuse, 3 vol.) Reden über Texte aus dem Evangelium heraus. Dieses Werk ist geschickter als irgend eine seiner übrigen Schriften, einen richtigen Begriff von seiner edlen Schreibart und seinem tiefen Gefühl zu geben.

Seine letzte politische Schrift ist vielleicht die merkwürdigste unter allen, sowohl an sich selbst, als wegen der Umstände, unter denen sie erschien. In einem Augenblick, wo alle Parteien sich an Buonaparte anschloßen, wo seine Macht

täglich anwuchs, wagte es Necker in seinen 'letzten Ansichten der Politik und der Finanzen' (dernières vues de politique et de finance. 1802. 1 vol.), alle die Fallstricke zur Unterjochung Frankreichs zu enthüllen, welche die konsularische Verfaßung versteckte. Nach einer gründlichen Prüfung dieser Verfaßung legt er zwei Entwürfe vor, den einer Monarchie, und den der einen und untheilbaren Republik; und er scheint zu beweisen, daß der letzte dieser Plane der einzige auf die damalige Lage Frankreichs anwendbare sei. Wenn man unter Neckers Schriften nur diese allein läse, so könnte man glauben, seine Meinungen hätten sich zur Demokratie hingeneigt; wenn man sie aber mit den vorhergehenden vergleicht, so wird man sich überzeugen, daß seine Gründe zu Gunsten der Republik hauptsächlich zum Angriff gegen die monarchischen Anschläge des ersten Konsuls dienen. Buonaparte wurde durch die Bekanntmachung dieses Buchs heftig gereizt, er hatte Frau von Staël in Verdacht mit daran gearbeitet zu haben, und von dieser Zeit schreibt sich die Verfolgung her, der sie eine Reihe von Jahren hindurch ausgesetzt war, weil sie den von ihrem Vater ererbten Grundsätzen der Freiheit unverbrüchlich getreu blieb.

Necker starb zu Genf am 9ten April 1804 im 70sten Jahr; er genoß bis zum letzten Augenblick seines Lebens der vollen Thätigkeit seiner Geisteskräfte, welche das Alter eher erhöht als vermindert hatte. Alle, welche ihn besonders während der letzten Jahre gekannt haben, sind überzeugt, daß er im Privatleben der sittlichen Vollkommenheit so nah kam, als es nur irgend einem Menschen möglich ist. Der Verlust seiner Frau, die kurz nach seiner Rückkehr in die Schweiz starb, war ein Unglück für ihn, worüber er sich lange nich trösten konnte. Nachher wurde die Anhänglichkeit an seine

Tochter sein vorwaltendes Gefühl; und die vollkommne Innigkeit, die zwischen so ausgezeichneten Gemüthern stattfand, macht beiden gleiche Ehre.

Nach seinem Tode gab Frau von Staël zusammen in Einem Bande 'abgerißne Gedanken' ihres Vaters heraus, welche einen Begriff von der Anmuth seines Geistes im mündlichen Gespräch geben können. Dann eine Hervorbringung so verschiedner Art von seinen übrigen Schriften, daß sie eine besondre Aufmerksamkeit verdient: es ist eine wahre Geschichte als Novelle behandelt, worin Necker kurz vor seinem Tod die Liebe zweier Gatten mit einer Lebhaftigkeit des Gefühls schilderte, welche die jugendlichste Einbildungskraft beweist. Diese nachgelaßnen Schriften ihres Vaters hat Frau von Staël mit einer Schilderung seines Privatlebens begleitet, worin die Trauer über seinen Verlust mit der tiefsten Wahrheit des Gefühls ausgedrückt ist. —

Coppet im Juny 1816.

[Anm. Zur bequemeren Uebersicht stehe hier aus den 'Oeuvres complètes de M. Necker, publiées par M. le baron de Staël, son petit-fils.' Paris, chez Treuttel et Würtz. 1820. 1821. 15 tom. 8., denen der Herausgeber eine Notice sur M. Necker p. I...CCCLI. vorausgeschickt hat, die Table chronologique des écrits de Mr. Necker et des actes de son administration, avec l'indication des volumes où ils sont contenus. (L'asterisque désigne les ouvrages posthumes.)

Réponse au mémoire de M. l'abbé Morellet sur la compagnie des Indes, imprimé en exécution de la délibération des actionnaires, prise dans l'Assemblée generale du 8. août 1769. Tom. XV. p. 127...202.

Éloge de Jean-Baptiste Colbert; discours qui a remporté le prix de l'Académie Française en 1773. T. XV. p. 3...126.

Sur la législation et le commerce des grains. 1 vol. in 8. Paris 1775. T. I. p. 1...336.

Actes du premier ministère de M. Necker, depuis le 22. octobre 1776., jusqu' au 19. mai 1781. T. III. p. 1...550. (und XI. p. 408...442.)

Dans ce vol. se trouve compris le Mémoire sur les administrations provinciales, remis au Roi en 1778., et rendu public en 1781.

Compte rendu au roi, janvier 1781. 1 vol. 8. T. II. p. 3...157.

De l'administration des finances de la France; imprimé pour la 1ère fois en 3 voll. 8., à Lyon et à Lausanne. 1784. T. IV. (p. 3...578.) V. p. 1...621.

Mémoire en réponse au discours prononcé par M. de Calonne devant l'Assemblée des Notables. T. II. p. 160...235. 603...608.

De l'importance des opinions religieuses. 1 vol. in 8. 1788. T. XII. p. 3...438.

Sur le compte rendu au Roi en 1781., Nouveaux éclaircissements par M. Necker, 1 vol. in 4. Septembre 1788. T. II. p. 237...602.

Actes du second ministère de M. Necker, depuis son rappel, le 25. août 1788., jusqu'à son exil, le 11. juillet 1789. T. VI. p. 393...643.

Lettres, Discours, Mémoires et Rapports, addressés par M. Necker au Roi et à l'Assemblée constituante, depuis son retour à Paris, le 30. juillet 1789., jusqu'à sa retraite définitive au mois de septembre 1790. T. VII. p. 3...538.

Sur l'administration de M. Necker, par lui-même. 1 vol. in 8. 1791. T. VI. p. 3...392.

Du pouvoir exécutif dans les grands états. 2 voll. in 8. 1792. T. VIII. p. 3...601.

Réflexions présentées à la nation française sur le procès de Louis XVI. in 4.; 30. octobre 1792. T. XI. p. 342...407.

De la Révolution française, suivi de Réflexions philosophiques sur l'égalité. 4 voll. in 8. 1796. T. IX. (p. 3... 476.) X. p. 1...500.

Cours de morale religieuse. 3 voll. in 8. T. XIII. (p. 3... 433.) XIV. p. 1...385.

Dernières vues de politique et de finance. I vol. in 8. 1802. T. XI. p. 3...341.

Manuscrits de M. Necker, publiés par sa fille en 1804. I vol. in 8.:

* Pensées détachées. T. XV. p. 205...330. (Dans ces morceaux détachés se trouve compris le petit écrit sur le Bonheur des Sots, imprimé pour la première fois plusieurs années avant la révolution.)

* Suite funeste d'une seule faute, nouvelle. T. XV. p. 333...414.]

X.

Vorrede zu

Ueber den Charakter und die Schriften der Frau von Staël.

Von Frau Necker, geb. v. Saussure. Uebers. von A. W. von Schlegel. Paris, London u. Strasburg. 1820. 8.

Als Frau von Staël in der Frühe des 14ten Julius 1817 verschieden war, an einem in der Geschichte der neueren Zeit verhängnißvollen Jahrestage, an welchem einst ihr Vater den höchsten Triumph der öffentlichen Liebe und Verehrung erlebt hatte; als die Augen geschloßen waren, in welchen ihre Freunde den Widerschein des Göttlichen mit stets erneuertem Entzücken erblickten, in welchen der Unglückliche und Hülfsbedürftige den milden Strahl hülfreicher Güte niemals vergeblich suchte: so war kein Bildniß von ihr vorhanden, das ihre in die Schatten des Todes entwichene Gestalt den trauernden Hinterbliebenen vollkommen hätte vergegenwärtigen können. Auf Andringen der Familie unterzog sich der berühmte Maler Gérard der schwierigen Aufgabe, das fehlende aus der Erinnerung herzustellen, wiewohl er die Verewigte überhaupt nur wenige Male, und schon seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen hatte. Was sich an Bildern vorfand, die sowohl von Seiten der Aehnlichkeit als des Ausdrucks und der Bedeutung mehr oder weniger ungenügend waren, wurde herbeigeschafft: diese Hülfsmittel konnten nur die erste Grundlage sichern, zur Erreichung des Zie-

les mußte der Künstler sich selbst seinen Weg bahnen. Zweifelnd ob es gelingen würde, lud er erst nach Vollendung des Entwurfs die Kinder und nächsten Freunde der Frau von Staël zu dessen Betrachtung ein, um sein Werk an den Eindrücken, welche sie empfangen würden, zu prüfen. Alles war nicht nur richtig getroffen, sondern würdig und edel gehalten, doch wurde noch ein unnennbares Etwas vermißt; und wie es zu gehen pflegt, die liebende Phantasie vermochte nicht, was sie so lebendig in sich trug, nach Zügen und Linien genau zu bestimmen. Indessen errieth der geistreiche Künstler die Wünsche der trauernden Sehnsucht, und mit wenigen leise mildernden Pinselstrichen ward das Bild so vollendet, daß die äußere Aehnlichkeit alle auch nur eine flüchtige Bekanntschaft hinzubringenden Betrachter überraschte, die inwohnende Seele den Vertrauten sich offenbarte, und der hohe Charakter dem Ruhme eines geschichtlichen Namens entsprach.

Bei der geistigen Schilderung ist der entgegengesetzte Fall eingetreten. Frau Necker war vollkommen im Besitz des aufzustellenden Bildes, aber sie hatte sich nie in der Kunst einer umfaßenden Darstellung geübt. Die Begeisterung der Freundschaft hat sie plötzlich zur vollendeten Malerin gemacht.

Die Verfaßerin der folgenden Charakteristik ist die Tochter des berühmten Naturforschers Saussure. Von ihrem Vater frühzeitig in wißenschaftlichen Kenntnissen unterrichtet, die über die Sphäre der gewöhnlichen weiblichen Erziehung hinausliegen, mannichfaltig gebildet durch die Bekanntschaft mit mehreren Litteraturen, durch Reisen und durch die gewähltteste Gesellschaft, vor allem begabt mit beobachtendem Scharfsinn, mit männlicher Festigkeit des Urtheils neben weiblicher Zartheit des Gefühls und der Einbildungskraft, hätte Frau

Necker längst Ansprüche auf schriftstellerischen Ruhm machen können, und wäre gewiß gewesen, den ausgezeichnetsten Beifall zu erwerben. Oft, wenn ich im Gespräche Gelegenheit hatte, ihren Geist zu bewundern, habe ich der verehrten Frau gesagt, es sei nicht billig, solche Schätze nur in einem kleinen Kreiße von Freunden mitzutheilen, und der Welt vorzuenthalten. Aber eine unüberwindliche Schüchternheit und eine in sich verschloßene Innigkeit hielt sie ab, öffentlich aufzutreten. Nur ein in seiner Art einziger Beweggrund, der seine Macht von dem Schmerz und der Liebe hernahm, konnte Frau Necker auffordern, alle Bedenklichkeiten beiseit zu setzen. Die Welt wird es ihr eben so sehr Dank wißen, als die Freunde der Verewigten: niemand hätte ihre Stelle hiebei vertreten können.

In so fern Frau von Staël hier als Schriftstellerin geschildert wird, liegen die Gegenstände des Urtheils dem Publikum vor Augen, und die unbestochene Freundschaft hat es nicht günstiger ausgesprochen, als die große Wirkung, und der allgemeine, selbst über Europa hinaus verbreitete Ruhm Gewähr dafür leistet. Aber auch das, was den persönlichen Charakter, die Gesinnung, das Gemüth betrifft, würde bis zum Ueberfluße bestätigt werden, wenn alle in so vielen Herzen wiederhallenden Stimmen der Dankbarkeit, der Freundschaft, der huldigenden Verehrung laut würden. Indessen wozu bedarf es der Zeugnisse? Dieses Buch trägt das Gepräge der Wahrheit an sich.

Ich habe treu übersetzt, ohne Auslaßungen und ohne Zusätze. Zu den letztern hätte ich manchen Anlaß gehabt, denn es wurde eine Welt von Erinnerungen durch diese Blätter in mir angeregt. Ich habe Frau von Staël in vielen bedeutenden Lagen ihres Lebens gesehen, wo ihre Freundin

entfernt von ihr war: bei der ersten Nachricht von dem Tode ihres Vaters, bei allen Steigerungen der Unterdrückung, welche sie von einer Tyrannei, die auf Europa lastete, erlitt. Ich begleitete sie in den blühenden Fluren Kampaniens, und unter den herbstlichen Stürmen des bothnischen Meerbusens; endlich auch, nachdem ich Monate hindurch ihren Tod im voraus beweint hatte, auf dem langen schweigenden Wege zu der väterlichen Gruft. Doch wüßte ich nichts Wesentliches an der hier gegebenen Schilderung zu verändern oder hinzuzufügen. Sie war immer sich selbst gleich, und immer unvergleichbar. Die, welche ihr durch engere Bande der Freundschaft und des Vertrauens angehört haben, werden nicht hoffen, zum zweiten Mal eine solche Verschwisterung geistiger Herrlichkeit und sittlicher Güte auf Erden anzutreffen; jeder Tag ihres Lebens wird das Gefühl von der Unersetzlichkeit des Verlustes verstärken; sie dürfen nicht erwarten, daß ihre Trauer im ganzen Umfange getheilt, oder auch nur begriffen werde. Wohl aber mögen alle Guten und Edeln sich überzeugen, daß durch den Tod dieser einzigen Frau das Jahrhundert eine Zierde, und die Menschheit eine großherzige Bundesgenoßin aller höheren Strebungen eingebüßt hat.

Bonn im Februar 1820.

XI.

Abriß

von den europäischen Verhältnissen der deutschen Litteratur.

1825.

Die deutsche Litteratur ist eine der jüngsten unter den europäischen. Zwar hat unsre Nation ältere Denkmale ihrer Sprache aufzuweisen, als die meisten ihrer Nachbarn. Alle Jahrhunderte des Mittelalters hindurch, und ohne Zweifel schon lange vor dem Tacitus, welcher das Dasein ausführlicher Heldenlieder bezeugt (denn ausführlich mußten sie sein, wenn sie die Stelle der Jahrbücher vertreten konnten), ist in deutschen Weisen gedichtet worden: oft kunstlos, nicht selten auch mit ausgebildeter Kunst, und zuweilen mit eigenthümlichem Schwunge und kernhaftem Nachdruck. Aber diese dichterischen Alterthümer sind großentheils verloren gegangen; in den noch vorhandenen ist die Sprache dergestalt veraltet, daß sie selbst von Einheimischen beinahe als eine fremde erlernt werden muß. Die Epoche einer Litteratur rechnet man gewöhnlich mit Recht von dem Zeitpunkte an, wo die Sprache nach dem Maße ihrer Entwickelungsfähigkeit zu einer solchen Reife gediehen ist, daß die wegen anderer Eigenschaften bewunderten Werke auch in den Formen des Stils als Muster gelten, und durch ihren mächtigen Einfluß auf die Feststellung des Sprachgebrauchs Jahrhunderte

lang unveraltet ihren ersten frischen Glanz bewahren können. Dieser Zeitpunkt ist in Italien am frühesten, schon vor fünf Jahrhunderten, eingetreten; in Spanien unter Karl V. und Philipp II.; in England unter der Regierung der Elisabeth; in Frankreich unter Richelieu und Ludwig XIV.; bei uns erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Daß wir uns daher in Absicht auf den Reichthum an ausgezeichneten Werken im Fache der eigentlich schönen Litteratur mit manchen andern Nationen noch nicht meßen können, ist nicht zu verwundern, und darf uns billiger Weise nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Die Natur ist zuweilen sparsamer, zuweilen freigebiger, niemals aber verschwenderisch mit den Gaben des Genius; und es bedarf eines beträchtlichen Zeitraumes, um mannichfaltige Schätze des Geistes anzuhäufen. Indessen hat sich in den seit der oben bemerkten Epoche verfloßenen siebzig bis achtzig Jahren eine große Regsamkeit und fruchtbare Fülle offenbart; neue auffallende Erscheinungen sind einander Schlag auf Schlag gefolgt; und wir dürfen nur die Namen Klopstock, Lessing, Winckelmann, Wieland, Bürger, Goethe, Johannes Müller, Herder, Schiller nennen, (der jüngern Zeitgenoßen nicht zu erwähnen) um unsre Ansprüche auf europäische Anerkennung geltend zu machen.

Wenn aber auch unsre Litteratur denen, welche bei Erlernung einer fremden Sprache wie bei einer Erholungs-Reise, nur Befriedigung der Einbildungskraft und des Geschmacks, und einen erweiterten Kreiß belebter Unterhaltung beabsichten, weniger Anlockungen darböte, als manche andre; so dürften wir doch dem Denker, dem Gelehrten, dem wißenschaftlichen Forscher versprechen, jeder von ihnen werde sich für die nicht geringe Mühe, welche es erfordert, sich mit unsrer Sprache vertraut zu machen, reichlich belohnt finden.

Wir besitzen nicht nur eine große Menge nützlicher und brauchbarer Werke, worin alles bisher in verschiedenen Ländern und Zeitaltern über irgend einen wißenschaftlichen Gegenstand Geleistete fleißig gesammelt, geordnet und gründlich benutzt ist, sondern der Scharfsinn und der Tiefsinn deutscher Denker hat sich in allen Richtungen thätig bewährt; Vieles, was nach altem Herkommen unbesehens für wahr galt, hat sich bei erneueter Sichtung ganz anders gestaltet; und es herrscht bei uns eine Unbefangenheit und Vielseitigkeit der Prüfung, eine Eigenthümlichkeit der Ansichten, die bei andern sonst sehr geistreichen Nationen durch mancherlei Ursachen unmöglich gemacht wird. Es ließen sich wohl manche Beispiele anführen, daß ausländische Schriftsteller bei ihren Landsleuten bloß dadurch den Ruf überlegener Köpfe und originaler Denker erworben haben, daß sie das aus deutschen Büchern oder aus Mittheilungen deutscher Gelehrten Geschöpfte sich geschickt anzueignen wußten. Denn bisher waren Plagiate gegen Deutsche bequem und mit ziemlicher Sicherheit auszuüben. Deutschland, wiewohl nicht bloß geographisch, sondern auch in intellektueller Hinsicht im Herzen Europa's gelegen, ist immer noch selbst für die nächsten Nachbarn eine terra incognita. Diese Art zu sein hat gleichwohl ihre Vortheile: reisen doch auch die Souveräne incognito, weil sie es anziehend finden, die Menschen kennen zu lernen, während sie von ihnen unerkannt bleiben. Wir sind, darf ich wohl behaupten, die Kosmopoliten der europäischen Kultur: wir fragen gar wenig darnach, in welchem Lande zuerst eine neue Wahrheit an's Licht gefördert worden ist; wir werden durch keine Parteilichkeit oder Beschränktheit gehindert, jeden irgendwo gemachten Fortschritt in der Wißenschaft sofort anzuerkennen und zu benutzen. Die Ausländer

haben uns nicht durch übertriebene Bewunderung zur nationalen Eitelkeit verwöhnt, wie es unsern westlichen Nachbarn zu ihrem Nachtheile widerfuhr; hierüber können wir am wenigsten Klage führen. Auf der andern Seite sind wir auch unbekümmert um ihren Tadel: denn wir wißen schon im voraus, daß er meistens aus Unbekanntschaft, oder aus eingewurzelten Vorurtheilen und einseitigen Gewöhnungen herrührt. Stolz könnte man wohl einigen deutschen Schriftstellern Schuld geben, indem sie, im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit, allzusehr auf die Leistungen des Auslandes in manchen Fächern, als ganz unbedeutend, herabsehen. Es ist allerdings schwer, sich zuweilen kurz abweisender Erwiderungen zu enthalten; denn die Urtheile über uns, welche uns von auswärts zukommen, lauten oft so, als wenn ein Goldschmied, der aus dem schon geläuterten Metall allerlei artige Kleinigkeiten zu hämmern verstände, aber niemals einen Schacht gesehen hätte, die Arbeiten des kühnen Bergmannes, der in der Tiefe des Gebirgs nach edeln Erzen gräbt, meistern wollte. Wenn zum Beispiel, wie es vor einiger Zeit in Schottland geschehen ist, ein berühmter Lehrer dessen, was man in seinem Lande, nicht eben paßend, Philosophie nennt, über die neueren deutschen Philosophen von Kant bis auf unsere Zeit wegwerfend aburtheilt, ohne die Sprache zu kennen, ohne die Schriften gelesen zu haben, ohne auch nur das Bedürfniß ächter Spekulation zu ahnden, welches jene große und merkwürdige Bewegung der Geister hervorgerufen, so haben wir nichts weiter darauf zu antworten, als daß er noch gar nicht weiß, wovon die Rede ist, und daß diese Dinge weit über seinen Horizont hinausliegen.

Die Mängel unserer wißenschaftlichen Litteratur bin ich nicht gesonnen abzuläugnen: es war immer meiu Bestreben,

mich zu einem europäischen Gesichtspunkte für alle Erscheinungen des Jahrhunderts zu erheben. Die Gründlichkeit des gelehrten Sammelns wird oft nicht von einem gewandten Talent der Mittheilung begleitet; die Masse der Gelehrsamkeit hat zuweilen den Geist niedergedrückt, so daß er sie nicht zu einer edeln und zierlichen Form verarbeiten konnte; bei dem unverkennbaren Tiefsinn des Gedankens vermißt man nicht selten anschauliche Klarheit der Darstellung. Die deutschen Schriftsteller, wie ihre Landsleute überhaupt, wenden meistens nicht genug Sorgfalt auf die äußere Erscheinung dem Publikum gegenüber, und deswegen gleicht ihr Vortrag der vernachläßigten typographischen Ausstattung ihrer Bücher. Das Bestreben neu zu sein, was bei der allgemein verbreiteten Aufklärung, bei der regen wißenschaftlichen Thätigkeit nicht leicht ist, hat zuweilen zu absichtlicher Paradoxie verleitet; manchmal hat sich auch angeborne Originalität, verstärkt durch eine eingezogne Lebensweise, mit phantastischer Seltsamkeit kund gegeben, und der Enthusiasmus für das Schöne und Erhabene, wozu unsre Nation einen vorwaltenden Hang hat, ist in Schwärmerei ausgeartet.

Ueberhaupt hat der Geist der Deutschen mehr eine spekulative, als praktische Richtung genommen. Dieß hat seinen Grund theils in ihren natürlichen Anlagen, theils in äußern Umständen, in gesellschaftlichen und nationalen Verhältnissen. Vielleicht könnte daher die Bekanntschaft mit unsrer Litteratur für eine Nation, bei welcher gerade das Gegentheil stattfindet, als ein heilsames Gegengewicht betrachtet werden. Denn die bei jeder Gelegenheit ungehörig wiederholte Frage 'wozu läßt sich dieß in der Staats- oder Hauswirthschaft, in den Gewerben und mechanischen Künsten oder im Handel gebrauchen?' ist ertödtend für die Philosophie, für dieses uneigennützige und von

keiner Rücksicht abhängige Streben des Geistes, überall die Principien in ihrer Einheit zu begreifen. Ich weiß jene Redensarten nicht beßer als mit Falstaffs Rede über die Ehre zu vergleichen. Wenn man eine formlose Anhäufung wirklicher oder vermeinter Erfahrungen mit dem Namen der Wißenschaft adelt, so entflieht aus ihr unvermeidlich der philosophische Lebensfunke; sie sinkt zum rohen Empirismus herab, und die Verachtung der Spekulation muß am Ende nachtheilig auf die praktischen Anwendungen zurückwirken.

Das heutige Europa ist mündig geworden durch die Besitznahme von der reichen geistigen Erbschaft, welche Griechenland und Rom uns hinterlaßen hatten; durch die Reformation und den dadurch veranlaßten und Jahrhunderte lang fortgesetzten Kampf der Meinungen, auch solcher Meinungen, welche auf den ersten Blick nicht an die Religion und kirchliche Verfaßung geknüpft zu sein scheinen; durch die außerordentliche und in allen vorhergehenden Zeitaltern beispiellose Entfaltung der beobachtenden und berechnenden Naturwißenschaften; endlich durch die seit Vasco de Gama und Kolumbus begonnene, und jetzt beinahe zur Vollendung gebrachte Entdeckung der Welttheile und Oceane, und die dadurch möglich gemachte Bekanntschaft, ja den thätigen Verkehr mit den gesammten menschlichen Bewohnern unsers Planeten.

Welche bedeutende Rolle Deutschland bei der Entwickelung der drei ersten charakteristischen Bestandtheile europäischer Kultur gespielt hat, bedarf kaum einer Erinnerung. Zum Welthandel, und folglich zur Weltumseglung waren die Deutschen durch ihre geographische Lage weniger berufen; jedoch haben sie keine Begünstigung der Umstände versäumt, um auch zur Erforschung der Länder und Meere ihren Bei=

trag zu liefern; und ein einziger Weltumsegler der Wißenschaft, wie Alexander von Humboldt, wiegt manche berühmte Namen auf.

So erfindsam die Deutschen bei den ersten Fortschritten der Physik auf dem Wege des Experiments sich gezeigt haben, so muß man es doch eingestehen, daß die neueste Zeit an wichtigen und folgereichen Erfindungen und Entdeckungen für manche Fächer, namentlich für die Chemie und ihre Anwendung auf Technik und Mechanik, in andern Ländern fruchtbarer war, als bei uns; und wo dieß der Fall ist, wird es sich auch jedesmal aus dem Mangel an Mitteln und Anregungen erklären laßen. Auf die Gestaltung anderer Theile der Naturwißenschaft haben deutsche Forscher sich einen überwiegenden Einfluß erworben, wie zum Beispiel sogar die deutsche Kunstsprache der Mineralogie und Geologie als klassisch überall eingeführt worden ist.

Zu den glänzendsten Seiten und Leistungen gehören die philologischen und historischen Untersuchungen aller Art: ein Gebiet von unermeßlichem Umfang. In der Kritik und Auslegung klassischer Texte haben sich nach der Reihe italiänische, französische, holländische und englische Gelehrte hervorgethan: niemand wird jedoch in Abrede sein, daß dieß gelehrte Geschäft gegenwärtig in Deutschland mit der regsten Thätigkeit und anerkannt glücklichem Erfolge betrieben wird. Noch mehr: aus der Verbindung gründlicher Kritik des Einzelnen mit einer philosophischen Betrachtungsart des Ganzen ist uns seit Winckelmann und Lessing ein tieferes Verständniß des klassischen Alterthums aufgegangen, und der wieder erweckte Geist jener kräftig und harmonisch ausgebildeten Menschheit spricht vernehmlicher und eindringlicher zu dem unsrigen.

Vormals, da unser Horizont kaum über die Säulen des Herkules, und über die Küsten des mittelländischen Meeres hinausreichte, genoß die alte Weltgeschichte das traurige Vorrecht, beschränkt und mager sein zu dürfen: mit dem Anwachs unsrer Länder- und Völker-Kunde sind die Anforderungen an sie in demselben Maße gesteigert. Denn die Aufgabe ist keine geringere, als die gegenwärtigen Zustände des Menschengeschlechts in allen Welttheilen aus der Vergangenheit, und zwar so viel möglich aus der entferntesten Vergangenheit zu erklären. Viele von den kümmerlich vollgeschriebenen, gehaltleeren, oft nur mit Namen und Jahreszahlen angefüllten Blättern der ehemals sogenannten Universal-Geschichte müßen überdieß noch als apokryphisch durchstrichen werden. Hierin übt die historische Kritik ihr Amt unerbittlich aus. Man kann wohl sagen, diese sei eine Kunst von ganz neuer Erfindung; wenigstens ist sie nie mit solcher Schärfe und Umsicht zugleich ausgeübt worden, wie jetzt. Aber die historische Kritik ist keineswegs bloß negativ, sie ist auch auf die Entdeckung des bisher Verborgenen oder für ganz verloren Geachteten gerichtet: und eben in der Zusammenstellung vereinzelter Bruchstücke, und in der Restauration eines historischen Ganzen aus ihnen, legt sie die stärksten Proben ihrer Meisterschaft ab. Jener scheinbare Verlust an ehemals wahr geglaubten Thatsachen, die sich nun einmal nicht retten laßen, wird reichlich aufgewogen durch die Hoffnung, mit Hülfe sonst verwahrloster oder nicht gehörig benutzter Mittel, tiefer in die Geschichte der Urwelt einzudringen, und ihr geheimnißvolles Dunkel aufzuhellen. Solche Mittel sind: die Erforschung und Deutung der Denkmale; die Vergleichung der Sprachen, welche von der Herkunft und Verwandtschaft der Völker Zeugniß geben; endlich

die Vergleichung der Sagen, um zu entscheiden, ob und in wie fern ächte, nur in's Wunderbare und Sinnbildliche umgekleidete Erinnerungen der Vorzeit in ihnen niedergelegt sind. Alles Obige gilt nicht bloß von den äußerlichen Ereignissen und Umwälzungen, womit sich die politische Geschichte vorzugsweise beschäftigt: den Wanderungen der Völker, ihren Ansiedelungen, Kriegen und Eroberungen, der Entstehung, dem Wachsthum und dem Untergange der Staaten; sondern in noch weit höherem Grade von der Geschichte der Kultur überhaupt, von der Geschichte der Religionen und Gesetzgebungen, der Wißenschaften, der mechanischen und bildenden Künste, des Gewerbfleißes und des Handels. Für alle diese Gegenstände, durch deren Aufnahme in ihre Darstellungen die Weltgeschichte erst einen Gehalt bekömmt, ist in einem kurzen Zeitraum viel geleistet worden, vornehmlich in Deutschland. Jedoch bleibt unübersehlich viel zu thun übrig, und mehrere Menschenalter werden nicht hinreichen, um die jetzt von allen Seiten herbeigeschafften Materialien zu sichten und zu ordnen. Die Aufgabe, das Menschengeschlecht über seine bisherige irdische Laufbahn aufzuklären, bleibt immer eine der edelsten und würdigsten für den denkenden Geist, sollte sie auch in aller Folgezeit nur approximativ gelöst werden können.

Die historische Kritik muß, wenn sie gedeihen soll, einer vollkommenen Autonomie genießen; das heißt, sie muß keiner fremden Autorität gehorchen, sondern über das Glaubwürdige nach den von ihr selbst ausgemittelten Beweisgründen entscheiden dürfen. Dieses gilt freilich von allen Wißenschaften, und man sollte denken, es verstände sich von selbst. Indessen haben sich hier und da auffallende, im neunzehnten Jahrhundert ganz unerwartete Erscheinungen hervorgethan,

welche allerdings Versuche, das Zeitalter wieder zur Unmündigkeit zurückzuführen, und Hemmungen der intellektuellen Freiheit besorgen laßen. Wir hoffen zwar, kein Astronom werde künftig das Geschick Galileis erfahren, aber wir möchten den Geschicht- und Natur-Forschern in andern Fächern, dem Geologen zum Beispiel, nicht überall die gleiche Sicherheit zusagen. Die, welche von Seiten der Wißenschaft Gefahr für ihnen theure Ueberzeugungen befürchten, sind in einem Mißverständnisse befangen. Die Wahrheit ist nur Eine, und kann nie mit sich selbst in Widerspruch gerathen. Wer aber die freie Prüfung, es sei auf welchem Gebiete es wolle, untersagt, der muß eingestehn, er sei entschloßen, angeerbte Meinungen blindlings für Wahrheit anzunehmen.

Wir Deutsche haben Ursache, uns wegen des bei uns bestehenden Verhältnisses der Wißenschaft zum Staat und zur Kirche glücklich zu schätzen. Durch die schon im westphälischen Frieden auf immer festgesetzte politische Gleichheit der verschiedenen Religionsparteien war die Toleranz längst gesichert. Die Preßfreiheit ist bis jetzt nur in wenigen Staaten des deutschen Bundes als ein verfaßungsmäßiges Recht anerkannt: aber der größte Theil Deutschlands ist, der That nach, im Besitz einer sehr ausgebreiteten Denk- und Lehr-Freiheit. Ein unsterblicher Monarch, Friedrich der Große, hat hierin den Ton angegeben. Er behauptete für sich selbst das königliche Recht, seine Meinungen freimüthig zu äußern: aber er wollte es nicht allein besitzen, er gestand es jedem seiner Unterthanen zu. Er hat dadurch auch auf unsre Litteratur, die er nicht kannte, die er sogar zu kennen verschmähte, entschieden fördernd gewirkt. Glücklicher Staat, wo man es, wie ein Märchen aus dunkler Ferne, erstaunt und zweifelnd vernimmt, daß die Schriften eines weisen und rastlos

thätigen Fürsten, dem das Land die Gründung seines Ruhmes, und den größten Theil seines Flores verdankt, anderswo in dem Index verbotener Bücher aufgeführt werden! Nach solchen Beispielen muß es in Deutschland altfränkisch und lächerlich erscheinen, die freieste Erörterung theoretischer Meinungen durch Machtsprüche hemmen zu wollen. Ein, wenn ich so sagen darf, friedlicher Konflikt der abweichendsten Ansichten ist daher der auszeichnende Charakter unsrer Litteratur geworden. Dabei dürfen wir es aber mit Wahrheit rühmen, daß diese große wißenschaftliche Freiheit nur äußerst selten leichtsinnig, und mit einem gewissen, dem öffentlichen Anstande trotzenden Cynismus gemißbraucht worden ist.

Diese flüchtigen Umriße, womit ich den heutigen Zustand des litterarischen und wißenschaftlichen Deutschlands und sein Verhältniß zu dem Geiste des Zeitalters zu schildern versucht habe, machen keinen Anspruch darauf, ihren Gegenstand zu erschöpfen. Sie sollen nur dazu dienen, ein bibliographisches Repertorium unsrer Litteratur bei dem englischen Publikum einzuführen. Ich versprach dieß dem achtungswürdigen Sammler, dem jüngst verstorbenen Buchhändler Bohte, dessen frühzeitiger Tod für den litterarischen Verkehr beider Länder ein wahrer Verlust ist. Die Auswahl der Bücher ist großentheils zweckmäßig, der Druck der Namen und Titel korrekt; wo es thunlich war, sind kurze Urtheile aus dem beredten und geistvollen Werke der Frau von Staël über Deutschland, aus geschätzten englischen Zeitschriften, oder auch aus deutschen Bibliographien beigefügt. Allen Freunden der deutschen Litteratur in England darf ich dieses Repertorium als ein brauchbares Handbuch empfehlen.

Der gegenwärtige Zeitpunkt ist vielleicht günstig, um den Erzeugnissen des deutschen Geistes einen allgemeinern

Eingang in England zu verschaffen. Vor einer Anzahl Jahre hat man die Sache dort von der unrechten Seite angegriffen. Populare Romane und Schauspiele wurden durch Uebersetzungen und Vorstellungen auf der Bühne nach England verpflanzt. Nun erhoben sich, nicht ganz mit Unrecht, Klagen über deren Unsittlichkeit; aber der Schluß davon auf die gesammte deutsche Litteratur war sehr übereilt. Man wußte nicht, daß diese nun vergeßenen Erscheinungen des Augenblicks in Deutschland zwar bei gewissen Lesern und Zuschauern beliebt, aber keineswegs von der Nation hochgeachtet seien. Hierauf kam die Sperre des Kontinental-Systems, wodurch Napoleon das Wort des alten Dichters, toto divisos orbe Britannos, an seinen standhaftesten Gegnern zu verwirklichen suchte. Seit der Herstellung des europäischen Friedens hat eine große Anzahl gebildeter Engländer Deutschland bereiset, und manche haben vielleicht eine gewisse Neigung dazu gefaßt. Der zu früh verewigte Lieblingsdichter Englands (der auch die herrlichen Rheingegenden, in welchen ich dieses schreibe, so malerisch gepriesen) und unser Goethe haben sich, wiewohl ohne persönliche Bekanntschaft, gegenseitig Zeichen der Anerkennung und Bewunderung gegeben. Von verschiedenen unsrer dichterischen Original-Werke sind geistreiche und gelungene Uebersetzungen erschienen, unter denen die des Faust von Lord F. Leweson Gower ein ausgezeichnetes Talent bei einem sehr schwierigen Unternehmen bewährt. Die Vertheurung deutscher Bücher durch den darauf gelegten Zoll scheint für eine begüterte Nation ein geringes Hinderniß zu sein; sie erschwert aber dennoch den litterarischen Verkehr, weil der Buchhändler Bedenken tragen muß, ohne besondere Bestellung Bücher kommen zu laßen, deren Absatz ungewiß ist, und die er nicht ohne großen Verlust auf das feste Land

zurücksenden kann. Es ist nicht zu läugnen, ein Zoll auf die Einfuhr fremder Gedanken, welche frei sein sollte, wie Licht und Luft, hat immer etwas Barbarisches; und man darf wohl die Hoffnung hegen, diese, so wie manche andre aus einem engen System hervorgegangenen Beschränkungen des Handelsverkehrs nächstens aufgehoben zu sehen.

XII.

Berichtigung einiger Mißdeutungen.

1.

Beleuchtung eines Vorgebens der französischen Zeitschrift: der Katholik.

In einer Zeitschrift, betitelt: Le Catholique, ouvrage périodique publié sous la direction de M. le Baron d'Eckstein, welche in Paris monatlich erscheint, heißt es Tome VI. No. 18. Juni 1827. pag. 607:

M. A. G. de Schlegel est à moitié catholique.

Es ist nicht meine Sitte, das Publikum mit meinen persönlichen Angelegenheiten zu belästigen. Als Schriftsteller gebe ich meine Arbeiten der öffentlichen Beurtheilung Preis, wie sie auch ausfallen möge; sogar gegen sehr gehäßige und leidenschaftliche Angriffe auf meinen Charakter erachtete ich nicht für nöthig, mich zu vertheidigen. Auf mehrere eigens gegen mich gerichtete Schriften, auf unzählige in Deutschland und Frankreich gedruckte Zeitungs-Artikel habe ich nicht Eine Zeile der Erwiderung verwendet. In dem vorliegenden Falle aber könnte mein Stillschweigen mißverstanden werden. Es ist mir nicht um eine Rechtfertigung, sondern um eine Berichtigung zu thun. Der ungenannte Verfaßer des angeführten Aufsatzes meint es gar nicht übel mit mir. Er

nennt mich neben sehr berühmten Namen, neben Schiller und Herder. Er ist geneigt, mich unter die mit ihm gleichgesinnten zu zählen. Er irrt sich. Ich muß die mir zugedachte Ehre ablehnen.

Uebrigens mag der Verfaßer selbst zusehen, ob er durch den Ausdruck 'à moitié catholique' der Sache, die er zu verfechten unternimmt, nichts vergiebt. Denn ich sollte meinen, vor einer geistlichen Obergewalt, welche unbedingte Unterwerfung fordert, würde 'halb' so viel als 'gar nicht' gelten. Wenn er aber sagen will, ich sei im Uebergange begriffen, und habe nur noch die Hälfte des Weges zurückzulegen, um zu seiner Denkart überzugehn, so ist auch dieses durchaus ungegründet.

In unserer an befremdlichen Schwankungen und unerwarteten Uebertritten so fruchtbaren Zeit könnte jedoch eine bloß verneinende Erklärung immer noch einigermaßen zweideutig und ausweichend erscheinen. Ich ergreife daher gern diese an sich unbedeutende Gelegenheit, um das gerade Gegentheil von dem, was in jener Zeitschrift behauptet wird, ausdrücklich zu erklären.

Ich schätze mich glücklich, in einer evangelischen Gemeinde erzogen worden zu sein, und von meinem Vater, einem gelehrten, frommen und würdigen Geistlichen, den ersten Unterricht in den Lehren des Christenthums empfangen zu haben. Ich bin weit davon entfernt, mich von der Gemeinschaft meines Vaters, meines älteren Bruders, und so vieler Vorfahren, welche nicht nur Anhänger, sondern seit mehr als zweihundert Jahren Prediger des evangelischen Glaubens waren, trennen, sie als verderbliche Irrlehrer verdammen, und ihre Gebeine aus der christlichen Begräbniß-Stätte hinauswerfen zu wollen. Ich betrachte das durch die Re-

formatoren so heldenmüthig wieder errungene Recht der eignen freien Prüfung als das Palladium der Menschheit, und die Reformation, dieses große Denkmal des deutschen Ruhmes, als eine nothwendige weltgeschichtliche Begebenheit, deren heilsame Wirkungen, durch mehr als hundertjährige Kämpfe nicht zu theuer erkauft, seit drei Jahrhunderten sich als jeder Erweiterung der Erkenntniß, jeder sittlichen und geselligen Verbeßerung förderlich bewährt haben. Diese Wirkungen haben sich unläugbar sogar auf Länder erstreckt, wo die Reformation die ihr entgegengestellten Hindernisse nicht hat besiegen können. Wiewohl in der letzten Hälfte des fünfzehnten und zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, an der Gränze des Mittelalters und der neueren Zeit, vieles zusammentraf, was dem menschlichen Geiste einen mächtigen Aufschwung gab, so muß doch nach meiner Ueberzeugung der Reformation an der gegenwärtigen, in der Geschichte beispiellosen Höhe der europäischen Bildung ein sehr bedeutender Antheil zugeschrieben werden. Europa ist wenigstens theilweise mündig geworden; und alle Versuche, noch so künstlich angelegt, den mit dem Marke wißenschaftlicher Forschung genährten und zur Männlichkeit herangewachsenen Geist wieder in die alten verlegenen Kinderwindeln einzuschnüren, werden hoffentlich vergeblich sein.

Will nun jemand mir einwenden, daß manche Stellen meiner früheren Schriften mit dieser Erklärung nicht übereinzustimmen scheinen, so bin ich nicht gesonnen, wie jener Römer zu antworten: 'Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben'. Es sollte mir leid thun, wenn mannichfaltige Welterfahrung in einer vielbewegten, ja stürmischen Zeit, wenn anhaltende innere Thätigkeit des Geistes, ernste Betrachtung und Selbstbeobachtung in verschiedenen Lebensal-

tern mich gar nichts gelehrt hätte. Wer also in meinen früheren Schriften hier und da Unreifes, Einseitiges und Uebertriebenes findet, dem werde ich bereitwillig beitreten. Wenn ich es der Mühe werth halte, eben jetzt meine in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze zu sammeln, so geschieht es hauptsächlich, um eine Auswahl zu treffen, eine Durchsicht vorzunehmen, und mich feierlichst dagegen zu verwahren, daß man nicht, was ich zur Vergeßenheit verurtheilt habe, nach meinem Tode wieder an's Licht ziehe und mir aufbürde*).

Uebrigens meine ich doch, ich hätte nur wenige Behauptungen ganz zurückzunehmen, andere bloß genauer zu bestimmen und zu beschränken. Man kann den Aeußerungen eines Schriftstellers leicht einen ganz andern Sinn unterschieben, als den er beabsichtete, wenn man sie, abgesondert von ihren nächsten Beziehungen und Anläßen, bei ganz veränderter Lage der Sachen wiederholt. Hiemit soll nicht gesagt sein, daß die Ueberzeugungen und Ansichten mit den Zeitläufen wechseln müßten. Ich denke, niemand wird mir Schuld geben, den jedesmaligen Lieblingsmeinungen des Tages gehuldigt zu haben, mit denen ich mich ja fortwährend im Widerspruch befand. Aber je nachdem ein vorwaltender Hang, eine einseitige Richtung sich kund giebt, kann es nützlich sein, bald an diese, bald an jene allzusehr verkannte Wahrheit nachdrücklich zu erinnern; und ein Schriftsteller, der es thut, beweist eben dadurch die Festigkeit seiner Denkart, und seine Unabhängigkeit von augenblicklichen äußern Einflüßen.

Das Schöne, Gute und Große habe ich nach meiner besten Einsicht freudig anerkannt, wo es sich auch vorfinden

[*) Vgl. meine Vorrede. Bg.]

mochte. Wenn dieß mich der Abtrünnigkeit verdächtig macht, so weiß ich mir nicht zu helfen. Große Dichter, deren begeisterte Darstellungen den katholischen Glauben verherrlichen, einen Dante, einen Calderon, habe ich bewundert und geliebt; ich liebe und bewundere sie noch.

Zwar den Dante dürfen wir, eben so wohl, als die beiden andern Stifter der italiänischen Litteratur, den Petrarca und Boccaccio, wie einen Vorläufer der Reformation betrachten. Seine Theologie ist innigst verbunden mit seiner Philosophie. Wo die kirchlichen Lehren seinem Gefühl zu stark widersprachen, wie bei der ewigen Verdammniß der vor der Taufe gestorbenen Kinder, und der tugendhaften weisen Heiden, da hat er eine leidliche Auskunft zu treffen gesucht; und den letztgenannten Bewohnern seiner Hölle beweiset er eine fast kindliche Ehrerbietung. Die Mißbräuche der Hierarchie, die damalige Sittenverderbniß der Geistlichkeit, rügt er mit niederschmetternder Beredsamkeit: Luther konnte in seiner Freimüthigkeit nicht weiter gehen. Dantes Werk, wenn es nicht im Besitz der Oeffentlichkeit und des Ruhmes wäre, dürfte im heutigen Italien zuverläßig nicht zum ersten Male an's Licht treten.

Calderon lebte seit der Reformation, aber in einem Lande, wo die Inquisition herrschte. Wenn er zu Gunsten der National-Ehre die Gräuel verschweigt, wodurch die Eroberung Amerikas geschändet worden ist; wenn er jene rohen und habsüchtigen Wüthriche, die Verheerer Perus, als christliche Helden schildert (in seiner Aurora in Copacavana): so können wir ihn entschuldigen; denn die Sittlichkeit eines dramatischen Werkes muß nach der Darstellung selbst, nicht nach der außerhalb liegenden historischen Wahrheit, beurtheilt werden. Wenn er aber religiöse Verfolgungen gut heißt, so

ist der Zauber seiner Poesie verschwendet, weil jedes menschliche Gefühl sich empört. Daß vor anderthalb Jahrhunderten ein wißenschaftlich unterrichteter, gesellschaftlich gebildeter Spanier, wie Calderon war, die Vorurtheile des Pöbels gegen die Protestanten theilen konnte, erinnert an den heutigen Zustand Spaniens, und eins wird aus dem andern begreiflicher.

Nach solchen Namen kann ich nicht ohne Beschämung von meinen Gedichten reden. Die, welche hier in Betracht kommen, beziehen sich meistentheils auf das Verhältniß des äußerlichen Gottesdienstes, der Ceremonien und Feste, der heiligen Geschichten, und der späteren Ueberlieferungen, welche die katholische Kirche, wo nicht ausdrücklich anerkennt, doch ungehindert in Umlauf setzen läßt, zu den bildenden Künsten. Dieser Gesichtspunkt liegt zu Tage; zum Ueberfluß habe ich ihn noch ausdrücklich, und damals nicht ohne einen gewissen jugendlichen Leichtsinn aufgestellt (Athenäum, B. II. S. 134 u. f.)*). Ich konnte besorgen, durch jene Gedichte eher strengen Katholiken, als meinen Glaubensgenoßen, Anstoß zu geben. Mein Gedicht 'der Bund der Kirche mit den Künsten', ist nichts anders, als ein Ueberblick der neueren Kunstgeschichte seit dem Mittelalter in einer allegorischen Einkleidung.

Man erzählt, der Pabst Adrian der fünfte, ein gelehrter Mann, aber ohne Kunstsinn, habe, da man sich beeiferte ihm bei seiner Ankunft in Rom die Schätze des vatikanischen Museums zu zeigen, sich nach einem flüchtigen Blicke gleichgültig davon abgewendet, und gesagt 'sunt idola paganorum.' Müßen wir, um ächte Protestanten zu sein, es nun unsererseits mit den Meisterwerken katholischer Künstler eben so hal-

[*) In dem Gespräche 'Die Gemälde'.]

ten? Ich denke nicht. Kunstliebende Fürsten haben niemals so gedacht. Gemälde, die sonst als Altarblätter dem Gottesdienste gewidmet waren, zieren jetzt, um theure Preise erworben, die Galerien, und erregen meistens nur eine ganz andere Art der Begeisterung. Ich gehe noch weiter. Warum sollten wir uns nicht beim Anblicke einer Darstellung, die auf der Grundlage uns ganz fremder Voraussetzungen ruht, religiösen Rührungen überlaßen dürfen, wenn das fromme Gemüth des Künstlers sich in den Gesichtszügen und Geberden der an der Handlung theilnehmenden Personen spiegelt? Je unglaubhafter die Legende, je anstößiger vielleicht sie uns ist, desto weniger hat es damit Gefahr. Wenn ich den milden und kindlichen Sinn preise, worin Johann von Fiesole die Lebensgeschichte seines Schutzheiligen Dominicus in einer Reihe von Bildern aufgefaßt (den blutigen Auftritten des Albigenser-Krieges hat der Pinsel des frommen Mönches sich weislich entzogen), folgt daraus, daß ich an die Wunder des Ordensstifters glaube, und alle seine Thaten gut heiße, wie die Geschichte sie urkundlich darlegt? Eben so wenig, als der Bewunderer des Alterthums für einen Anbeter der olympischen Götter gilt, weil er entzückt anerkennt, daß die griechischen Künstler aus den dunstigen Regionen des Aberglaubens sich in die ätherische Sphäre sittlicher Urbilder emporgeschwungen, und dadurch die Religion ihres Volkes verklärt haben.

Ich glaube, in Obigem alles erörtert zu haben, was in meinen gedruckten Schriften den Verfaßer des Aufsatzes bewogen haben mag, mich 'den hohen protestantischen Intelligenzen' beizuzählen, welche neuerdings, ganz oder halb, katholisch geworden seien.

De hautes intelligences protestantes se sont faites der-

nièrement catholiques*): tels sont les Stolberg, Fr. Schlegel, Werner, Adam Muller, Schelling, Tieck, Schlosser. Tout homme de génie dans les contreés protestantes, penche aujourd'hui, à son insu ou autrement, vers le catholicisme: tel est l'ascendant irrésistible de la vérité. Citons W. Burke, W. Jones, Jean de Muller, le poëte Claudius, Lavater et plusieurs autres. Goethe s'est décidé fort tard en faveur du panthéisme. Jamais il ne fut protestant, et l'on trouve dans quelques-uns de ses ouvrages une tendance catholique prononcée. Schiller, lorsque son talent se perfectionna, entra de plus en plus dans des conceptions catholiques. Dans Wallenstein, Marie Stuart, Guillaume Tell, rien ne rapelle l'auteur déréglé de don Carlos, le violent déclamateur dont la jeunesse composa cette histoire boursoufflée de la Révolution des Pays-Bas. M. A. G. de Schlegel est à moitié catholique: jamais Herder ne fut hostile.

Das Irrige und Grundlose vieler von den obigen Angaben werden die Leser ohne mein Zuthun berichtigen. In der ersten Aufzählung stehen ein Paar Namen von Männern, die meines Wißens nicht übergetreten sind; andre sind vielleicht keine hohen Intelligenzen. Mit Sir William Jones, das ist ganz aus der Luft gegriffen. Eine so entgegengesetzte Meinung war über ihn in England verbreitet, daß sein Biograph, Lord Teignmouth, sich's zum eignen Geschäft macht, aus noch ungedruckten Aeußerungen von ihm zu beweisen, er sei wirklich ein Christ gewesen; aber diese Aeußerungen

*) Durch diesen seltsamen Ausdruck, den die französische Akademie gewiß nicht billigen wird, verräth sich der Verfaßer als einen Ausländer in Frankreich. Er hat sagen wollen: Des hommes d'un esprit supérieur parmi les protestants, se sont faits etc.

15*

sind ganz im protestantischen Sinne abgefaßt. Auch Burke gehört nicht hierher; aber es ist unnöthig dabei zu verweilen. Wie es sich mit den deutschen Dichtern, Denkern und Gelehrten verhält, die hier in der zweiten Reihe aufgeführt sind, wißen wir Alle.

Schillers Geschichte der Niederlande mußte freilich herabgewürdigt werden, denn hier liegt die protestantische Gesinnung allzusehr am Tage. Wenn wir dem Verfaßer des Aufsatzes halbweg gute Worte geben, so übernimmt er die Vertheidigung Philipps des zweiten und des Herzogs von Alba. Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges wird mit Stillschweigen übergangen: sie war doch ein Werk seiner reiferen Jahre. Und was die Schauspiele betrifft, denen noch die Jungfrau von Orleans beigefügt werden konnte, so ist die daraus gezogene Folgerung ganz unstatthaft. Die dramatische Kunst wäre unmöglich, wenn es dem Dichter nicht erlaubt sein sollte, sich in die Denkart des Zeitalters und der aufgeführten Personen zu versetzen, ja die Macht eines ihm fremden religiösen Glaubens oder Aberglaubens über die Gemüther in ihrer vollen Stärke zu schildern. Für die Reden seiner Personen kann der Dichter also nicht verantwortlich gemacht werden, so lange sie aus der Lage und dem angenommenen Charakter natürlich hervorgehn. Allerdings kann er in der Anlage des Ganzen und in einzelnen Stellen Parteilichkeit und persönliche Absichten verrathen, eben so wohl wie der Geschichtschreiber: aber in den genannten Werken dürfte dieß schwerlich nachzuweisen sein.

Wenn der Verfaßer des Aufsatzes aus seiner Verworrenheit heraus verstände, Dichter gehörig zu lesen, so hätte er in Mortimers Erzählung von seiner Reise nach Rom vielmehr eine Satire auf gewisse phantastische Uebertritte finden können.

Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenstieg, des Kolosseums Herrlichkeit
Den Staunenden empfieng;

Ja ja! Antike Marmorsäulen, Triumphbogen, die Ruinen des Koliseums, das sind in der That unwiderlegliche Beweise für die Richtigkeit der von Rom ausgegangenen Entscheidung theologischer Streitfragen! Nun mußte sich Mortimer der siegreichen Gewalt der Wahrheit gefangen geben, und die anglikanische Kirche abschwören! Derselbe Mortimer sagt nachher:

Alle Frevel sind
Vergeben im Voraus. Ich kann das Aergste
Begehen, und ich will's. — —
Und müßt' ich auch die Königin durchbohren,
Ich hab' es auf die Hostie geschworen.

Die schreckliche, aber auf so vielen Blättern der Geschichte beurkundete Wahrheit, daß fanatische Verblendung zu jeder Frevelthat hinreißen kann, ist wohl niemals eindringender anschaulich gemacht worden, als in diesen kurzen Zeilen, worin der treffliche Dichter seine Meisterschaft in der dramatischen Kunst glänzend bewährt hat.

Indem ich den Sprecher im Katholiken verabschiede, sei es mir erlaubt, eine Zusammenstellung zu machen, die zwar etwas Lächerliches hat, woraus aber meine Leser sehen mögen, was für seltsame Anfechtungen ein Schriftsteller erleiden muß. Während ich hier ein halber Katholik heiße, werde ich von einem Italiänischen Autor für einen halben Renegaten angesprochen, weil ich in meiner Schrift über dramatische Kunst und Litteratur gesagt, Voltaire habe in seinem Mahomet einen großen historischen Charakter entstellt. Wie ich dieß meinte, habe ich dort zur Genüge erklärt:

Kühnheit, Beharrlichkeit, ausgezeichnete Gaben zum Volks- und Heerführer, machen zusammen einen großen Charakter aus. ‘Wie mich dünkt’, sagt Herr Pagani-Cesa *) ‘hat diese Rede des Herrn Schlegel den Anschein der Vor‘liebe für die Sekte der Muselmänner. — — — — Alles ‘dieses würde sich beßer im Munde eines Türken ziemen, als ‘eines Mannes, der an Voltaire Aergerniß genommen’, u. s. w. — Es scheint wohl, daß die Türken nicht so bereitwillig sind, als Hr. von Eckstein und seine Mitarbeiter, einen Ungläubigen unter die Muselmänner zu zählen. Wenigstens habe ich von dem Mufti in Konstantinopel noch kein Belobungsschreiben empfangen.

2.

Beleuchtung

der Beschuldigungen in der Anti-Symbolik von J. H. Voß.

Ich wende mich nun zur Widerlegung von Beschuldigungen, die mir von der entgegengesetzten Seite her gemacht worden sind: ich meine die in der Anti-Symbolik von Jo-

*) *Sovra il teatro tragico Italiano, considerazioni di G. U. Pagani-Cesa.* Firenze 1825. Pag. 16. „A me sembra che questo discorso del Sig. Schlegel, a prima vista, abbia l’apparenza di amore alla Setta Musulmana. — — — — Tutto ciò starebbe meglio in bocca di un Turco, che in quella di un uomo, che si mostra scandalizzato, perchè Voltaire abbia etc.“

hann Heinrich Voß enthaltenen. Wer das Folgende liest, wird wohl begreifen, welche Ueberwindung es mich kostet. Mich dünkt, ich bin berechtigt, von einem Gegner, mit dem ich mich einlaßen soll, den Ton der edeln Sitte zu erwarten, welcher in den Kreißen der gebildeten Gesellschaft, sogar bei einem Zweikampfe auf Leben und Tod, niemals verletzt wird. Den Ton der Anti-Symbolik aber brauche ich nicht näher zu bezeichnen: meine Leser werden ihn aus den beigebrachten Proben hinreichend kennen lernen. Ein unüberwindlicher Ekel wandelte mich jedesmal an, wenn ich dieses Buch in die Hand nahm; um nur alle mich betreffenden Stellen aufzufinden, mußte ich das Ganze wenigstens durchblättern. Gern hätte ich mich also überredet, eine Widerlegung des an sich schon Unglaublichen sei überflüßig. Ueberdieß fand ich mich hier in der besten Gesellschaft verunglimpft, mit berühmten und in Deutschland verehrten Namen den meinigen gepaart: und ich erfuhr nicht, daß irgend einer der angegriffenen Männer, die ich zum Theil wegen ihrer Schriften, zum Theil aus persönlicher Bekanntschaft hochschätze, wie die Herren Creuzer und Daub, oder die ich meine Freunde nennen darf, wie Ludwig Tieck und Schelling, ich erfuhr nicht, sage ich, daß einer von ihnen nöthig gefunden habe, sich gegen solche Angriffe zu vertheidigen. Was meinen Entschluß zu einer Erklärung über das mich Betreffende entschieden hat, ist folgender Umstand. Voß hat aus einem anonymen Aufsatze, einer Recension, Aeußerungen angeführt, die wirklich von mir herrühren, und die, so aus dem Zusammenhange gerißen, wie er sie stellt, bei ununterrichteten Lesern seinem Vorgeben einen gewissen Schein geben können. Meine freimüthigen Urtheile über Voß als Dichter und Uebersetzer, lange Jahre zuvor öffentlich

mit Nennung meines Namens gefällt, sichern mich vor dem Verdacht, als hätte ich mich vor einem solchen Gegner gefürchtet, und bei seinen Lebzeiten nicht zu antworten gewagt. Auch ist ja der zweite Theil der Anti-Symbolik, worin dieselben Beschuldigungen erweitert wiederholt werden, erst nach dem Tode des Verfaßers an's Licht getreten. Wenn die Lüge noch von einem Grabe her erschallt, so kann durch den Tod des Urhebers die Wahrheit ihrer unverjährbaren Rechte keineswegs verlustig werden. Endlich hat Voß so eifrige Lobredner gefunden, daß es ihm auf keinen Fall an einem Vertreter fehlen wird, falls ich ihm Unrecht thun sollte.

Die Anklagen lauten wörtlich folgendermaßen.

Anti-Symbolik. Th. I. S. 25.

'Natürlich rühmt der Symboliker (Hr. Creuzer) aus 'inniger Zuneigung die „geistreichen Gebrüder Schlegel," 'von welchen Wilhelm durch Wort, Friedrich durch 'Wort und That, zum Zweck „einer unsichtbaren Gemeinschaft" 'sich bekannte: man lese, was Wilhelm in der Jen. A. 'L. Z. 1807. N. 220 offenherzig darüber aussagt.'

S. 156.

'Eure sündhaften Mitbündner zur Herstellung des für 'Fürsten und Volk unerfreulichen Nachtsonnenthums, die 'werdet ihr selbst ermahnen, vorzüglich (denn das kleinere 'Geschmeiß laßt im Dunkeln) die thätigen Brüder Schlegel, nicht nur Friedrich, den offenen Pabstritter vom 'Sporn, sondern auch den hinterhältigen Sir Wilhelm. 'Dem wünschen wir zu seiner indischen Buchdruckerei noch 'mehrere des barbarischen Morgenlandes', u. s. w.

S. 353. 354.

'Mit solchem Anwachs voraussetzender und sich selbst „construierender" Idealdenker verbrüderten sich anwachsende 'Idealdichter, deren Ideal, Urschrei der Wildniß, und Ur- 'kunst des wildkräftigen Mittelalters, unter dem Namen der 'Romantik römelte. Wie den alten Kant jene kräftigen 'Voraussetzer abgesetzt, so erhuben die kräftigen Romantiker 'einen Urschrei, um Deutschlands altende Gesangmeister, Zög- 'linge des klassischen Alterthums, bis auf Einen von un- 'altender, und etwas bedenklicher Jugendkraft, mitsammt den 'altgriechischen und altrömischen Heiden, herabzuschreien. 'Selbst Idealdenker befiel einst idealpoetische Wuth; nicht nur 'den Denkmann der Lucinde, auch Beßere drängte es, Kraft- 'Verse zu construieren. Man lud öffentlich junge Männer 'von Kraft, sich anzuschließen; Schutzbedürftige folgten im 'Troß; und endlich im Jahr 1807 verkündete der Rottmei- 'ster Wilhelm Schlegel mit lautem Ruf: „eine unsicht- 'bare Gemeinschaft edler Menschen", zur Verjüngung der 'kräftigen Pfaffenzeit'.

S. 379.

'Was soll die Versicherung (des Hrn. Creuzer) die Re- 'formation habe doch auch Erfreuliches bewirkt, und aus 'Dankbarkeit, für seine Ausbildung als Mensch und Gelehr- 'ter, gedenke er im evangelisch-protestantischen Glauben fer- 'ner zu leben und auch zu sterben? So redeten Stark und 'Haller; so reden Tieck und Wilhelm Schlegel, und 'alle mystischen Pabstverehrer, die Haller unter hohen und 'niedrigen Protestanten, sogar unter Gelehrten und 'Geistlichen, in Menge, und beinah sprungfertig bemerkt 'haben will'.

Th. II. S. 239...241.

'Neben den älteren Pflanzschulen des römischen Nacht-'sonnenthums entstand in den Neunzigern die Schule der 'Romantiker; welcher Name zugleich auf Dichtformen des 'Mittelalters und auf Rom anspielen sollte. Sie auch un-'terwarf die Vernunft dem freien Spiele der Fantasie, zur 'Auffrischung des alten Glaubens. Sie versprach, aus der 'Kälte der Vernunft in die Wärme der Fantasie zu retten, 'aus nüchterner Beschränktheit in zwanglosen Rausch der 'Willkür, aus gemeinen Ansichten und Gesinnungen in ent-'zückten Geistesflug, aus der Prosa des wirklichen Lebens in 'die erhebende Poesie, die eins sei mit — Religion.

'Solche Lehren der Romantiker wiederholte Wilhelm 'Schlegel ungescheut bei dem Rostorfischen Dichter-'garten in der Jen. A. L. Zeitung 1807. Nr. 220. 'Ihm ist die Poesie nun wieder eine freie Kunst. „Der „Fantasie", sagte er, „werden die größten Rechte eingeräumt, „und sie verwendet die übrigen Kräfte und Antriebe der „menschlichen Natur zu sinnreichen Bildungen gleichsam nur „in ihrem eignen Dienste, und mit keinem anderen Zweck, „als sich ihrer gränzenlos spielenden Willkür bewußt zu „werden". 'Aber mehr als lustige Fantasiespiele, dünkt 'ihm, bedarf der Weltlauf, man sucht „eines begeisterten „Glaubens festen Halt, man sucht Erquickung des Gemüths „und Stärkung". 'Die Poesie muß ans Herz greifen, und 'Gegenständen huldigen, „um welche Liebe und Verehrung „eine unsichtbare Gemeinschaft edler Menschen „versammelt."

'Und was sind die Gegenstände der Huldigung? Wil-'helm läßt ein Sonett seines Bruders Friedrich sie aus-'sprechen: „Die lichten Zeiten, als Rittermuth der Andacht

„sich verbunden-" Also die vom hildebrandischen Sonnen-
'thum erleuchteten Zeiten durch poetische Künste zu empfehlen,
'verband sich eine unsichtbare Gemeinschaft edler Romantiker.
'Bald hatte Friedrich Schlegel, und ein Trupp der
'Edlen, auch mit der That gehuldigt.'

S. 252.

'Wilhelm Schlegels edle Geheimbündner zur Her-
'stellung der hildebrandischen Domherrnzeit, von welchen ein
'Klupp im Jahr 1805 sich bei uns (in Heidelberg) einge-
'nistet, übten zumeist nur Sang und Klang für die geahn-
'ten Anschauungen des karfunkelnden Orients und des süd-
'lichen Sonnenthums. Sie pilgerten nach Rom, meistens
'in poetischer Fantasie, zum Theil auch wirklich.'

S. 315.

'Noch früher, gewiß schon im Jahr 1804 gehörte
'Creuzer*) zum Geheimbunde der Romantiker, dessen Zweck,
'Herstellung des Mittelalters, der eitele Wilhelm
'Schlegel in einer Recension der Jen. Litt. Zeitung 1807.
'Nr. 220. unbedacht ausplauderte. Friedrich Schlegel
'und mehrere bekannten sich öffentlich zum Pabst; Wil-
'helm glaubt, wie Creuzer, noch Protestant zu sein; und
'Ludwig Tieck verhehlt seine Abschwörung, Siehe Bestät.
'v. Stolberg. Umtriebe, S. 113—118.'

Ich glaube keine der Stellen, wo von dem vermeinten geheimen Bunde die Rede ist, übersehen zu haben. Der

*) Erst im J. 1818 hatte ich das Vergnügen, nähere persönliche Bekanntschaft mit Hrn. Creuzer zu stiften. Vorher hatte ich ihn nur ein einziges Mal bei einer Durchreise im J. 1808 auf kurze Augenblicke besucht.

einzige Scheinbeweis, welchen Voß dafür aufzutreiben wußte, war die Stelle in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung; deswegen kommt er unaufhörlich darauf zurück. Meine Leser werden sehr erstaunt sein, wenn ich ihnen die angeführten Worte im Zusammenhange des Aufsatzes vorlege, über dessen Veranlaßung ich nur Weniges im Voraus zu erinnern habe.

Ein liebenswürdiger und gebildeter Mann, mit dem ich ohne lange fortgesetzten Umgang in einem freundschaftlichen Verhältniße stand, ein jüngerer Bruder meines verewigten Freundes Novalis, Freiherr von Hardenberg, hatte unter dem Titel Dichtergarten, und unter dem Namen Rostorf eine Sammlung von Gedichten als Taschenbuch auf das Jahr 1807 herausgegeben. Diese Sammlung enthält eine beträchtliche Anzahl Stücke von meinem Bruder Friedrich, theils Lieder, theils Spruchgedichte. Mir war besonders darum zu thun, auf diese die Aufmerksamkeit des Publikums zu lenken, wegen ihrer Beziehung auf die Zeitereignisse, und wegen der vaterländischen Gesinnung, welche sie athmeten. Es war Grundsatz bei der Litteratur-Zeitung, nahe Verwandte und vertraute Freunde der Verfaßer nicht als Beurtheiler auftreten zu laßen. Indessen trug man kein Bedenken, hier eine Ausnahme zu machen. Die Herausgeber mochten wohl sich überzeugt haben, daß das den Gedichten meines Bruders ertheilte Lob nicht aus einer verzeihlichen brüderlichen Parteilichkeit entsprungen, sondern in der Wahrheit gegründet war.

Der Aufsatz ist mit W. unterzeichnet. Ich bemerke im Vorbeigehen, daß Voß widerrechtlich handelte, indem er eine förmliche Denunciation gegen mich auf eine anonyme Schrift gründete. Dieses darf man nur dann thun, wenn

man den gerichtlichen Beweis führen kann, daß der Angeklagte wirklich der Verfaßer sei, welches Voßen schwer gefallen sein möchte. In dem freien und freimüthigen England wird das Recht der Anonymität, sowohl von Herausgebern politischer und litterarischer Zeitschriften als von andern, nachdrücklich behauptet. Wo keine Censur ist, muß freilich irgendwer verantwortlich sein; der Verleger kann nach Befinden der Umstände in Strafe genommen werden, aber den Verfaßer braucht er niemals zu nennen. Indessen bestehe ich nicht auf meinem Rechte. Voß hat ganz richtig gerathen. Ich habe die Anzeige des Dichtergartens wirklich geschrieben. Wie ich damals erkannt zu werden wünschte, so rühme ich mich dessen noch jetzt.

Der Anfang lautet so:

„Wenn nüchterne Beschränktheit sich der Poesie an„maßt, wenn die gemeinen Ansichten und Gesinnungen, über „welche uns eben die Poesie erheben soll, aus der Prosa „des wirklichen Lebens sich verkleidet nnd unverkleidet wieder „in ihr einschleichen, ja sich ganz darin ausbreiten, durch „ihre Schwerfälligkeit ihr die Flügel lähmen, und sie zum „trägen Element herunterziehn: dann entsteht ein Bedürfniß, „das Dichten wiederum als eine freie Kunst zu üben, in „welcher die Form einen vom Inhalte unabhängigen Werth „hat. Der Fantasie werden also die größten Rechte ein„geräumt, und sie verwendet die übrigen Kräfte und An„triebe der menschlichen Natur zu sinnreichen Bildungen „gleichsam nur in ihrem eignen Dienste, und mit keinem „andern Zweck, als sich ihrer gränzenlos spielenden Willkür „bewußt zu werden. Diese Richtung ließ sich vor einigen „Jahren in Deutschland spüren. Man gieng den kühnsten „und verlorensten Ahndungen nach; oft wurde mehr eine

„dichterische Melodie der Gefühle leise angegeben, als daß „man sie in ihrer ganzen Kraft und Gediegenheit ausgesprochen hätte, die Sprache suchte man zu entfesseln, während „man die künstlichen Gedichtformen und Sylbenmaße aus „anderen Sprachen einführte, oder neue ersann; man gefiel „sich vorzugsweise in den zarten, oft auch eigensinnigen „Spielen eines fantastischen Witzes. Unstreitig ist hiedurch „manches zur Entwickelung gekommen, und die Einflüße da„von dürften sich selbst in den Hervorbringungen solcher „Dichter nachweisen laßen, die unmittelbar an jener erneuer„den Bewegung am wenigsten Antheil genommen. Die „Ausartungen in eine leere mühselige Gaukelei sind gleich„falls nicht unterwegs geblieben.

„Andre Umstände schaffen andre Bedürfnisse: denn „der Sinn der Menschen wechselt, wie Homer sagt, mit „den Tagen, welche die waltende Gottheit herauffführt. „In einer Lage, wo man nur an einem begeisternden Glau„ben einen festen Halt zu finden wüßte, wo dieser Glaube „aber durch den Lauf der weltlichen Dinge gar sehr gefähr„det wäre: da würde in der Poesie jenes luftige Streben, „das wohl der Erschlaffung dumpfer Behaglichkeit mit Glück „entgegenarbeiten mochte, nicht mehr angebracht sein. Nicht „eine das Gemüth oberflächlich berührende Ergötzung sucht „man alsdann, sondern Erquickung und Stärkung; und diese „kann die Poesie nur dann gewähren, wenn sie in ungekün„stelten Weisen ans Herz greift, und, ihrer selbst vergessend, „Gegenständen huldigt, um welche Liebe und Verehrung eine „unsichtbare Gemeinschaft edler Menschen versammelt. Den „letzten Gedanken spricht ein Gedicht von Friedrich Schle„gel am Eingange mit würdigem Nachdrucke aus:

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laßt in Hochmuth sich aufblähen,
Sich um den eignen Geist bewundernd drehen,
Beseligt, daß so Einz'ges ihm gelinge.

Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eur Herz umwinden sehen;
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunst Höhen,
Wer fühlt, wie heilig das sey, was er singe.

Den Heldenruhm, den sie zu spät jetzt achten,
Des deutschen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht sich verbunden,

Die alte Schönheit, eh sie ganz verschwunden,
Zu retten fern von allen Eitelkeiten:
Das sei des Dichters hohes Ziel und Trachten.

„Die ganze Sammlung ist in diesem Sinne gedacht."

Man sieht, das Erste bis zu dem Absatze ist rein litterarisch: es sind allgemeine Betrachtungen über die poetischen Erzeugnisse des letztverfloßenen Zeitraumes. Daß sie Voßen nicht gefallen konnten, glaube ich gern: in den ersten Zeilen sind ja, ohne Nennung seines Namens, seine eignen Gedichte unverkennbar geschildert. In dem Folgenden würdigte ich nicht ohne Tadel das, was man damals 'die neuere Dichterschule' nannte, und wozu mehrere meiner Freunde mit mir durch Einführung italiänischer und spanischer Formen in die deutsche Sprache, oder durch erweiterten Gebrauch der schon eingeführten die Anregung gegeben hatten.

Der zweite Abschnitt bezieht sich auf die damalige Lage der öffentlichen Angelegenheiten: deutlich genug denke ich, um von allen verständigen Lesern verstanden zu werden. Deutlicher konnte ich nicht sprechen, sonst hätten die Her-

ausgeber der Litteratur-Zeitung es gar nicht einrücken dürfen. Mein aus der Schweiz eingesendeter Aufsatz erschien im September des Jahres 1807. Der Tilsiter Friede war geschloßen. Nach den unglücklichen Feldzügen der Jahre 1805, 1806 und 1807, nachdem die größten Mächte des festen Landes, Oesterreich und Rußland wiederholt, zuletzt Preußen, vergeblich und mit dem unglücklichsten Erfolge Alles aufgeboten hatten, um der um sich greifenden Weltherrschaft Napoleons einen Damm entgegenzusetzen, schien alle Hoffnug verloren zu sein. Die eroberten oder sonst deutschen Fürsten entrißenen Länder wurden an napoleonische Dynastien ausgetheilt. Bald darauf erstreckte sich das französische Reich von der Gränze Dänemarks bis an die Gränze von Neapel. Die Bundesgenoßen Napoleons, denen er augenblickliche Vortheile gewährte, konnten sich ihr künftiges Schicksal voraussagen. Deutschlands politische Unabhängigkeit war dahin; es war bestimmt, nach und nach dem französischen Reiche einverleibt zu werden. Aber etwas noch weit Höheres, das kostbarste Eigenthum der Menschheit, die geistige Bildung und die nationale Tugend, war dringend gefährdet. Wenn der Eroberer, der Länderverwüster Napoleon, unwiderstehlich schien, so war der Despot, der Tyrann Napoleon noch weit furchtbarer als ein Menschenverderber. Er bot der Eitelkeit, dem Ehrgeize, der Habsucht die glänzendsten Lockungen aus; er belohnte mit beispielloser Freigebigkeit alle Talente, alle Eigenschaften, die ihm brauchbar waren. Nur Eine Bedingung war dabei: sein Herrscherwille, ja seine nur errathenen Winke mußten an die Stelle des Gewißens treten. In dieser Art stellte er seine Diener auf die härtesten Proben; er gab ihnen Aufträge, die mit ihrer früheren Denkart im stärksten Widerspruche standen: wenn sie sich dann

nicht weigerten, so war er ihrer Ergebenheit gewiß. Die Poesie und Beredsamkeit schätzte er als Organe der Schmeichelei; die Künste, weil sie seine Thaten und den Glanz seines Hofes verherrlichten; die Mathematik und Naturforschung mußten zur Förderung der Kriegskunst und des Gewerbfleißes angebaut werden. Aber die Philosophie, das heißt der freie Gedanke, und die wahrhafte Geschichtschreibung waren ihm ein Gräuel: die Bücher des Tacitus hätte er gern aus der Welt geschafft. Alle Erzeugnisse des menschlichen Geistes in dem Bereich seiner Macht mußten die Liverei der Knechtschaft tragen.

Die durch einen solchen Despotismus bei dessen Werkzeugen bewirkte Verwandlung des französischen Nationalcharakters hatte ich schon Gelegenheit gehabt, aus der Nähe zu beobachten. Bonaparte's Günstlinge und Vertraute sprachen von Patriotismus, Menschenliebe und Gerechtigkeit wie von alten Weibermärchen. Sie wußten keinen Unterschied zwischen Gut und Böse, als was dem Kaiser gefiel oder mißfiel. In Deutschland zeigten sich ähnliche Wirkungen: schon wurde der niedrigste Ton der Schmeichelei angestimmt; schon gab es Menschen genug, welche Napoleon als den Schöpfer eines neuen wiedergebornen Deutschlandes priesen.

In dieser namenlosen Trauer, unter so verzweiflungsvollen Aussichten, was blieb den Geistern übrig, die nicht bloß an der Erdscholle hafteten, den Herzen, welche noch deutsches Blut durchströmte, als ein begeisternder Glaube; der Glaube an eine allgütige und allweise Vorsehung, die über die Schicksale der Menschheit waltet; der Glaube, daß der Triumph des Bösen nicht auf die Dauer bestehen könne? Dann die Zuversicht, Deutschland sei noch nicht tief genug

gesunken, um die Schmach eines ausländischen Joches geduldig zu ertragen; fremder Waffenruhm und fremdes Kriegsglück habe nur einen Theil seiner Bewohner geblendet, und es gebe noch Männer, denen die besiegte Partei gefalle; das nicht erloschene, nur eingeschläferte Selbstgefühl werde bei der ersten günstigen Gelegenheit erwachen, und mit seiner stolzen Kraft die künstlich geschmiedeten Bande zerreißen. Es war Pflicht, in der hoffnungslosesten Lage zu hoffen, und diese Hoffnung in Andern zu nähren: denn eine große Nation ist nur dann von aller Hülfe verlaßen, wenn sie sich selbst aufgiebt. Und welches waren die Gegenstände, um welche Liebe und Verehrung eine Gemeinschaft edler Menschen versammelte? Das Vaterland, seine lange sicher beseßene Unabhängigkeit und Würde; der alte Ruhm des deutschen Volkes, die kühnen Heldenthaten, die biedern männlichen Tugenden, die es, unter den verschiedenen Namen seiner einzelnen Stämme, seit beinahe zwei Jahrtausenden, seit den Cimbern und Teutonen, seit Julius Cäsar und Ariovist, seit den Legionen des Varus, in die Jahrbücher der Welt eingezeichnet hat. Unsichtbar mußte diese Gemeinschaft freilich sein, denn man war überall von Spähern umgeben. In einer Zeit, wo der Buchhändler Palm hingerichtet ward, weil er die Schrift 'das erniedrigte Deutschland' gedruckt hatte, und den Verfaßer nicht nennen wollte, war es unmöglich öffentlich und unverkleidet zu sprechen. Aber die Gleichgesinnten verstanden sich aus der Ferne und auf das halbe Wort. Welchen höheren Zweck konnte sich die Poesie vorsetzen, als den, das heilige Feuer der Vaterlandsliebe unter der Asche glimmend zu erhalten, bis es einmal wieder in helle Flammen auflodern könnte?

Auch ich, kaum von einer schweren Krankheit genesen,

dichtete damals vaterländische Lieder: eines bei der Eröffnung des Feldzuges im Jahr 1806, ein anderes bei der allgemeinen Entwaffnung. Aber ich war entfernt: Freundschaft und Dankbarkeit hielten mich in Frankreich fest. Diese Gedichte konnten also nicht an ihre Bestimmung gelangen: sie nur schriftlich aufzubewahren, hätte schon die Freunde, bei denen ich lebte, in Gefahr gebracht. Noch sind sie mir zum Theil im Gedächtnisse; der Aufruf wäre auf empfängliche Gemüther vielleicht nicht unwirksam gewesen; aber für diese friedlichen Zeiten sind die damals gesprochenen Worte zu flammend: sie haben meinem Vaterlande nichts genützt, so mögen sie in Vergeßenheit begraben bleiben.

Ich weiß mir Voßens Mißdeutung nicht anders zu erklären, als durch die Annahme, daß er von allen den Begebenheiten, welche damals und in den folgenden Jahren die Schicksale Europas entschieden, nichts erfahren hatte. Er saß ruhig zwischen seinen vier Pfählen, hinter seinem Gartenzaun, über welchen hinauszublicken er niemals verstanden hat. Die anrückenden Heere hatten seine Kohlpflanzen noch nicht zertreten: folglich stand noch Alles gut. Das Kriegsgetümmel, wovon die Erde dröhnte, der prahlende Triumph der Sieger, die Wehklagen der Völker drangen nicht bis zu seinem Ohr. Er hatte ganz andre Beschäftigungen. Er sammelte Stoff zu seiner Anti-Symbolik; er wiederkäuete die Zurücksetzungen und Beleidigungen, die er von seinem ehrwürdigen Lehrer und Wohlthäter Heyne vor etlichen dreißig Jahren erlitten zu haben vermeinte, um sie nach einem halben Jahrhundert dem Publikum abermals der Länge und Breite nach zu erzählen; er klaubte aus einem Aufsatze, worin ich mein überwallendes Herz mit Gewalt zurückhielt, eine Stelle heraus, wodurch er mich eine An-

zahl Jahre nachher meinen evangelischen Mitbürgern verdächtig zu machen hoffte.

Aber in dem abgeschriebenen Sonett, worin ich meine eignen Gesinnungen wiederfand, hatte doch mein Bruder die deutsche Vorzeit gelobt: also die Priesterherrschaft, den Aberglauben, die Unwißenheit, die Barbarei des Mittelalters! Welche Art zu folgern! — Die Dichter werden aufgefordert, große Gegenstände mit allem Ernste eines davon ergriffenen Gemüths zu besingen:

Den Heldenruhm, den sie zu spät jetzt achten,
Des deutschen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht sich verbunden.

'In den lichten Zeiten', das heißt, in den ruhmvollen, glorreichen Zeiten; das Vorhergehende, was Voß ausgelaßen, läßt nicht der mindesten Zweideutigkeit Raum. Es konnte meinem Bruder nicht einfallen, in Bezug auf Wißenschaft und Gelehrsamkeit dem Mittelalter vor der heutigen Zeit den Vorrang zuzuschreiben. In einem andern Gedichte derselben Sammlung, 'Deutsche Sinnesart', preiset er ja, daß der Deutsche jede ausländische Entdeckung und Erfindung sich sofort aneigne.

Was in Kunst und Wißenschaft
Fremder Himmel Hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.

Dort aber ist bloß von der Thatkraft der Vorzeit die Rede. Waren die Zeiten eines Otto des Großen, eines Friedrich Rothbart etwa nicht glorreich für Deutschland? Was konnte mehr geeignet sein, das Nationalgefühl der Deutschen zu wecken, als die Vergleichung jener Zeiten, wo ihr frei erwähltes Oberhaupt seine Oberherrlichkeit weit über die Län-

der deutscher Zunge hinaus, sein schiedsrichterliches Ansehen fast über Europa walten ließ, mit dem damaligen Zustande, wo Deutschland ein militärisch vorgeschriebenes neues Staatsgesetz von Frankreich empfing?

Als Rittermuth der Andacht sich verbunden.

Was hat nur in dieser Zeile Voßens Unwillen so gewaltsam erregt? Die Erwähnung des Muthes? oder der Andacht? oder des Ritterthums? Ja! tapfer waren die alten Ritter: das hat ihnen noch niemand abgestritten. Andächtig waren sie auch meistens, nach ihrer einfältigen schlichten Weise, nach den Lehren und Formen der römischen Kirche, weil es im europäischen Abendlande keine andere gab. Daran thaten sie nun nach Voßens Meinung schon sehr übel: aber wie konnten sie anders? Endlich vollends waren sie Ritter: das war abscheulich! Allerdings, der Unterschied der Stände war im Mittelalter stark bezeichnet; dieß gieng mit Nothwendigkeit aus der damaligen Stufe der Kultur hervor: sobald der Gewerbfleiß der Städte emporkam, fühlten auch die Bürger sich stolz neben dem Adel, und erwarben sich Rechte und Freiheiten. Der Adel war, was er längst zu sein aufgehört hat, ein erblicher Kriegerstand. Wenn aber irgend etwas die Härte der geselligen Verhältnisse mildern, den Mißbrauch der Waffengewalt hemmen konnte, so waren es die Grundsätze des Ritterthums, welches vorschrieb, die Hülfsbedürftigen zu beschützen, der Wehrlosen zu schonen, und den Kampf ohne Hinterlist mit gleichen Waffen zu führen.

Nichts kann die Menschheit mehr adeln, als die Verbindung der Tapferkeit mit ächter Frömmigkeit. Der bloß weltlich gesinnte Krieger mag für irdischen Besitz und Ruhm sein Leben muthig daran wagen; dieser Muth kann durch

Leidenschaft bis zur Tollkühnheit gesteigert werden; der ungerechteste Eroberer und seine raubsüchtigen Krieger können in der Lust der Gefahr gleichsam schwelgen. Aber zur besonnenen freiwilligen Aufopferung gehört uneigennützige Vaterlandsliebe, das Vertrauen auf die gerechte Sache, das Bewußtsein einer erfüllten Pflicht, vor Allem der Glaube, das irdische Dasein habe nur in Bezug auf höhere und unvergängliche Güter einen wahren Werth. Wie sehr sittliche Antriebe den männlichen Muth stärken, das wußte schon Homer, als er den Hektor sagen ließ:

Ein Wahrzeichen vor allen, dem Heimatlande zur Wehr stehn!

Von den übrigen dem 'Dichtergarten' eingerückten Gedichten meines Bruders habe ich in dem oft erwähnten Aufsatze ausführlich gesprochen. Unter anderen sagte ich:

'In Friedrich Schlegels früheren Gedichten ist zuweilen 'der Ausdruck nicht bis zur völligen Klarheit gediehen; die 'hier mitgetheilten hingegen sind, ohne Anstrengung oder 'Bewußtsein irgend eines Kunstbestrebens, unmittelbar aus 'dem Gemüth gefloßen. So wie die Gesinnungen, sind 'die gewählten Weisen der meisten Stücke ächt national. In 'den Liedern geht Schlegel ganz auf der Bahn eines Opitz, 'Flemming, und andrer unsrer gediegenen und vollherzigen 'alten Dichter, in den Sprüchen (einer den Deutschen vor'züglich eigenen, und mit Recht ehemals unter ihnen beliebten 'Gattung) schließt er sich an noch ältere, z. B. den Verfaßer 'des Freigedank und ähnliche an.'

Diese Stelle hat Voß nicht abgeschrieben: sie hätte seinen ganzen Handel verdorben. Die Anpreisung unsers Opitz und Flemming schmeckt nicht nach einem geheimen Plane zur Herstellung des Pabstthums und der Geistesknecht-

schaft. Beide waren eifrige Protestanten: sie haben sich in den wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges als vaterländisch gesinnte Männer bewährt, und die Helden der Religionsfreiheit gepriesen. Ich verglich ferner die Sittensprüche meines Bruders mit denen im Freigedank, einem Werke des Mittelalters. Aber Voßens düstres und knechtisches Mittelalter ist ein wesenloses Phantom, dem nie etwas in der Wirklichkeit ähnlich gesehen hat. Er focht mit Gespenstern, in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart. Ich habe in andern Schriften das Mittelalter von manchen Seiten gelobt; das hat auch Johannes Müller gethan, der größte Kenner dieses Theils unserer Geschichte. Die verkehrten Vorstellungen vom Mittelalter, welche aus dem Dünkel einer seichten Aufklärung, und aus der tiefsten historischen Unwißenheit hervorgegangen waren, sind nun schon längst in der öffentlichen Meinung berichtigt. Nur Voß ist starr daran hängen geblieben. Möchten wir nur mit der Kraft unserer Väter auch etwas von ihrer Freimüthigkeit geerbt haben! Der Freigedank, zum Beispiel, entspricht seinem Namen vollkommen. Das Buch enthält zwar theologische Sprüche nach dem katholischen Lehrbegriff; aber auch Sinnsprüche voll philosophischen Tiefsinns; aber auch Aeußerungen über die kirchlichen Mißbräuche, deren Kühnheit in Erstaunen setzen muß *). Diese, so wie manche Lieder unserer Minnesänger und Meistersänger, sind Vorboten der Reformation.

---

*) Ich setze aus dem wenig bekannten Buche, wovon wir noch keine kritische Ausgabe, sondern bloß einen fehlerhaften unlesbaren Abdruck haben, [W. Grimms Ausg. von Vridankes Bescheidenheit, aus welcher ich im Folgenden Einiges verbeßere, ist 1834 erschienen. Bg.] einige Proben her, der leichteren Verständlichkeit wegen

Die meisten Gedichte meines Bruders in der von mir beurtheilten Sammlung sind, wie gesagt, patriotischen In-

---

mit erneuerter Schreibung, und Auslaßung der Zeilen, worin nicht zu enträthselnde falsche Lesearten vorkommen.

Mancher hin zu Rome fährt, (W. Gr. Ausg. S. 149. f.)
Der von Raub dar und dannen zehrt,
Und gicht, der Pabst habe ihm vergeben
Was er gesündet habe sein Leben;
Und wem er Schaden habe gethan,
Des habe er ihn alles ledig gela'n.
Wer das gicht, der ist betrogen,
Und hat den Pabst angelogen....
Alle Ablåße liegen nieder,
Man gelte dann und gebe wieder
Nach Gnaden und nach Minnen:
So soll man Sühne gewinnen....
Der Ablaß dünket Thoren gut,
Den ein Gauch dem andern thut....
Die Gnade einem Esel wohl ziemt,
Daß er einem Ochsen Sünd' abnimmt....

— — — — — — — — —

Der Pabst hat ein schönes Leben: (W. Gr. S. 151.)
Möchte er Sünde ohne Reu vergeben,
So sollte man ihn steinen,
Ob er der Christen einen
Oder keiner Mutter Barn
Ließe hin zur Hölle fahr'n.

— — — — — — — — — —

Alle Schatzes Flüße gehn (W. Gr. S. 148.)
Zu Rome, daß sie da bestehn;
Und doch nimmer wird es voll:
Das ist ein unseelig Hohl!
So kommt auch alle Sünde dar,
Die nimmt man da den Leuten gar.
Wo sie die behalten,
Des muß Glück walten.
Zu Rome ist alles Rechtes Kraft, (W. Gr. S. 153.)
Und aller Falschheit Meisterschaft.
Römisch Segen und sein Gebot (W. Gr. S. 148.)
Die sind Pfaffen und Laien Spott.

— — — — — — — — — — —

Wer auch falscher Eide gehrt,
Der findet ihrer gute Pfennigwerth.

halts *). Die wenigen religiösen sind allgemein; eins darunter, das 'Gebet':

Wie könnt' ich, Vater, noch wohl zagen,
Da deine Hand mich sichtbar führt? u. s. w.

könnte, ganz wie es ist, in unsre Gesangbücher aufgenommen werden, wie wir denn auch ein Lied des gleichfalls von Voß angefeindeten Novalis mit großer Erbauung in unsern Kirchen singen.

Der Uebertritt meines Bruders Friedrich von Schlegel, zur römisch-katholischen Kirche ist erst im Sommer des Jahres 1808 in Deutschland bekannt geworden. Gesetzt aber auch, ich hätte diesen Uebertritt schon im vorhergehenden Jahre vorausgesehen, oder vermuthet, oder gewußt: war es mir nicht erlaubt, aus seinen öffentlichen Aeußerungen diejenigen hervorzuheben, womit ich vollkommen einverstanden war: die Ansicht der Zeitereignisse, die vaterländischen Gesinnungen? Sind nicht die Geister frei? und bin ich für die Ueberzeugungen und Lehren meiner Freunde solidarisch ver-

---

Was zu Rome Feiles ist; (W. Gr. S. 153.
Da sieht man manchen falschen List.
Weib' und Pfaffen leben da wohl:
Die zwei da niemand schelten soll.

*) Da den meisten Lesern das Taschenbuch wohl nicht zur Hand ist, so setze ich das Verzeichniß her, damit jeder in der Sammlung der Gedichte meines Bruders nachschlagen, und sich selbst hievon überzeugen könne: An die Dichter. An Viele. Im Walde. Frankenberg bei Achen. Das Gedicht der Liebe. Calderon. An Camoens. Spruch. Gesang. Sinnbild. Spruch. Wechselgesang. Das versunkene Schloß. Spruch. Eulenspiegels guter Rath. Mahomets Flucht. An den Befreier. Spruch. Spruch. Gebet. Friede. Spruch. Spruch. Das Alte und das Neue. Im Spessart. Deutsche Sinnesart. Eintritt in die deutsche Schweiz. Auf dem Feldberge. Weihe des Alten. Spruch. Fortunata.

antwortlich? Kann mir zugemuthet werden, gegen einen Bruder, mit dem ich so lange in inniger Gemeinschaft und Verbrüderung der Geister wißenschaftlich und litterarisch gewirkt, mich ausdrücklich und öffentlich zu erklären? Ich sollte nicht meinen, wiewohl ich mir das Recht dazu vorbehalte. Wenn seitdem, nicht bloß über die Religion, sondern auch über viele andre Gegenstände unsere Ansichten und Meinungen sich noch viel weiter, ja unvereinbar getrennt hätten: ist es nicht genug, wenn ich fortfahre zu lehren und zu schreiben, was mir nach der redlichsten Prüfung für Wahrheit gilt?

Im Jahr 1807 war jener Aufsatz geschrieben; siebzehn Jahre nachher gründete Voß darauf seine Anklage gegen mich. Wenn nach allem Obigen sein anfängliches Mißverständniß noch einigermaßen begreiflich wäre, hätte nicht mein nachheriger Lebenslauf, der ihm unmöglich ganz unbekannt bleiben konnte, ihn aus dem Irrthume ziehen müßen? Volle vierzehn Jahre, vom Frühlinge 1804 bis 1818, lebte ich mit Ausnahme eines halbjährigen Besuchs und der im Hauptquartiere der Nord-Armee zugebrachten Zeit, entfernt von Deutschland; und es war mir schon physisch unmöglich, die Wirksamkeit des eingebildeten Bundes zu leiten. Aber, in Wahrheit! der Druck des weltlichen Despotismus lastete zu schwer auf mir, als daß ich Lust und Muße gehabt hätte, für die Herstellung eines geistlichen Despotismus zu arbeiten. Ich lebte im Hause der Frau von Staël, der edlen Frau, welche wegen ihres festen Sinnes, der sich durchaus zu keiner schmeichlerischen Huldigung verstehen wollte, wegen der Wärme, womit sie sich der Unterdrückten annahm, wegen ihres europäischen Ruhmes und ihrer unwiderstehlichen Beredsamkeit schon vom Consul Bo-

naparte, nachher dem Kaiser Napoleon vor allen verdächtig war, und immer mehr das Ziel seiner Verfolgungen ward. Nachdem Napoleon erklärt hatte, es gebe politische Verbrechen, welche die Staatsraison nicht erlaube zur öffentlichen Kenntniß gelangen zu laßen, welche man deswegen ohne Gericht und Urtheil in aller Stille beseitigen müße; nachdem er, in Folge dieses Considérant, sechs Bastillen für eine in Frankreich eingerichtet hatte: so konnte man sich ohne einen allzu kühnen Schwung der Einbildungskraft die Einschließung in ein Staatsgefängniß ganz natürlich vorstellen. Platz genug war da. Es ist thöricht, unnützer Weise der Tyrannei eine Art von Recht gegen sich zu schaffen. In Frankreich legte mir die Rücksicht auf meine Freundin die größte Vorsicht und Zurückhaltung auf; aber gleichgesinnten Landsleuten mich zu eröffnen, versäumte ich keine Gelegenheit. Es geschah in Wien im Jahre 1808 am Schluße meiner Vorlesungen vor dreihundert Zuhörern. Unter dem Vorwande, Gegenstände der deutschen Geschichte zu großen dramatischen Darstellungen zu empfehlen, sprach ich die vaterländische Erinnerung, den Schmerz über die Gegenwart, und den Glauben an eine beßere Zukunft aus. Der französische Gesandte und mehrere von verbündeten Staaten waren gegenwärtig: einige meiner Freunde fanden, ich hätte mich zu weit gewagt. Meine Worte mochten wenig Beredsamkeit haben; aber in der damaligen Lage, unter so dringenden Besorgnissen, so zweifelnden Hoffnungen bewirkten sie eine sichtbare Rührung und ungewöhnliche Bewegung der Gemüther; ich erhielt viele Beweise des Beifalls und der Theilnahme.

Von Wien aus machte ich eine Reise nach dem Norden von Deutschland, um meine Mutter und meine Geschwister zu besuchen. Hier sah ich meinen Geburtsort in eine

Landstadt des westphälischen Königreichs verwandelt. Ich fand viele Kurzsichtige, welche glaubten, die Ruhe der Staaten sei nun für immer gesichert; Begünstigte der neuen Macht, denen Alles in rosenfarbenem Lichte erschien; aber auch freigesinnte Männer, welche die Schmach eines solchen Joches, eines so läppischen Provincial-Despotismus unter der Vormundschaft des eisernen europäischen, tief empfanden, und auf Herstellung hofften: unter diesen meine Brüder, den Rechtsgelehrten in Hannover und den Geistlichen in Göttingen. Unvergeßlich bleibt mir das Gespräch mit meinem ehrwürdigen Lehrer Heyne. Hoch bejahrt, in einer körperlichen Verfaßung, die ihn seinen nahen Tod voraussehen ließ, sprach er von der Lage Deutschlands mit der feurigen Indignation eines Jünglings. Besonders aber beschäftigte ihn die Gefahr der eindringenden Barbarei, indem bei der Verschwendung eines üppigen Hofes und den militärischen Anstrengungen von den erpreßten Staatseinkünften nichts für den öffentlichen Unterricht übrig blieb, den man auch geflißentlich herunterbringen wollte. Er hat die Stiftungen für Wißenschaft und Gelehrsamkeit gegen die ausländischen Staatsminister mit dem beharrlichsten Muthe verfochten. Hierin stand ihm Johannes Müller bei, aber, wie mir Heyne schonend andeutete, nicht mit gleicher Festigkeit. Auch Johannes Müller besuchte ich in Cassel, und es entgieng mir nicht, daß er unter dem reichgestickten Rock, womit er täglich an jenem abgeschmackten Hofe erscheinen mußte, an einem gebrochenen Herzen sich verzehrte. Er unterhielt mich von seinem Lieblingsgedanken, ganz von den Geschäften zurückgezogen, wieder als Gelehrter zu leben. Im folgenden Jahre erfuhr ich den Tod des in seltenem Grade wohlwollenden, nur zu schwachen Mannes, ohne Befremden, aber mit tiefer Rührung.

Die zweite Ausgabe meiner Gedichte erschien im Jahre 1811, als Napoleons Weltherrschaft ihren höchsten Gipfel erreicht hatte. Hier sagte ich in einem Gedicht 'auf der Reise', auf dem Rückwege aus Frankreich nach der Schweiz bei Fort l'Ecluse:

Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt' ich üben her und hin;
Nicht im Herzen angeklungen,
Stärkten sie den deutschen Sinn.
Lang' ein umgetriebner Wandrer,
Wurd' ich niemals doch ein Andrer.

Theure Brüder in Bedrängniß,
Euch geweiht ist all mein Schmerz!
Was euch trifft, ist mein Verhängniß;
Fallt ihr, so begehrt mein Herz,
Daß nur bald sich mein Gebeine
Vaterländ'schem Staub vereine.

Die Beziehung der letzten Strophe hob ich noch bestimmter heraus durch die Angabe des Zeitpunktes der Abfaßung, es war im Frühlinge des Jahres 1807, vor Wiedereröffnung des Feldzugs. In einem andern Gedicht 'an die Irrführer' heißt es:

Helft nun! Die Riesenflügel spreizt der Geier,
Er facht im Lande der Verwüstung Lohe,
Und noch ruft Recht und Wahrheit tauben Ohren.

Welcher Leser konnte wohl in dem riesenhaften Geier das Feldzeichen Napoleons, den usurpierten römischen Adler, verkennen? Um die Aufmerksamkeit der Censur abzulenken, setzte ich darüber: 'Nach dem Propheten Jesaïas'; wie denn auch viele Ausdrücke und Gleichnisse aus dem heiligen Sänger entlehnt sind. Da mir mehr und mehr die Hoffnung verschwand, jemals wieder in Deutschland leben zu können, so

wünschte ich meinen Landsleuten in diesen und andern Gedichten wenigstens ein Zeugniß meiner Gesinnungen zu hinterlaßen.

Im Frühlinge desselben Jahres 1811 wurde ich auf eine Denunciation des Präfekten von Genf bei dem Polizei-Ministerium aus dem französischen Reiche verbannt. Nach dem Einzuge der Alliierten in Paris habe ich das Original dieser Denunciation in Händen gehabt. Sie lautete dahin: ein gewisser M. Chelègue, mehrjähriger Hausgenoße der Frau von Staël, sei anti-napoleonisch, anti-französisch, mit einem Worte deutsch gesinnt, und müße ferner nicht in Frankreich geduldet werden. Der Präfekt hatte wenigstens keine Unwahrheit gesagt: so verhielt es sich wirklich. Ich zog mich nach der Schweiz zurück, und bat in Bern den Kanzler des schweizerischen Bundes, Hrn. Mousson, mich offenherzig über meine Lage aufzuklären: ob die Schweiz mich beschützen könne, falls mein Aufenthalt der französischen Regierung verdächtig würde? Er erwiederte: die geringe Kraft des Widerstandes, welche die Schweiz noch besitze, müße für die öffentlichen Angelegenheiten aufgespart werden; für Privat-Interessen bliebe nichts übrig; selbst die Ansiedelung in der Schweiz, die Erwerbung des Bürgerrechtes in irgend einem Kanton, könne mir nach meiner Vertreibung aus Frankreich nicht mehr helfen.

Im Sommer 1812, eben bei dem Ausbruche des russischen Krieges, begleitete ich Frau von Staël auf ihrer Flucht vor Napoleon nach England, als dem Freihafen der Menschheit. Sie wurde wie eine Gefangene betrachtet, ihr Vorhaben mußte äußerst geheim gehalten werden, und um zum Ziele zu gelangen, mußte sie Europa umkreißen. Nach aller Wahrscheinlichkeit mußten wir, jeder von seinem Vaterlande,

für immer Abschied nehmen. Dieser Gedanke brachte meine verewigte Freundin beinahe zur Verzweifelung. Ich stärkte ihren wankenden Entschluß, ich suchte ihr Muth einzuflößen. — 'Faßen Sie sich! Dieser gewaltsame Zustand kann nicht 'dauern. Ich bin fest überzeugt, ich werde noch das Glück 'haben, Sie über Dover und Calais nach Paris zurück zu 'begleiten.' — Und so erfolgte es wirklich binnen weniger als zwei Jahren. Nach der Katastophe in Fontainebleau eilte ich sogleich, um mein gegebenes Wort zu lösen, aus den Niederlanden nach England, wohin ich mich mit dem ersten großbritannischen Paketboot einschiffte, das in Calais gelandet war. —

Nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten und Beschwerden, zuletzt noch der Gefahr eines Schiffbruchs während der Aequinoktial-Stürme auf dem bothnischen Meerbusen, langten wir glücklich in Stockholm an. Hier, zum ersten Mal mit freier Hand, entwarf ich die Schrift Sur le système continental, welche zu Anfange des Jahres 1813 erschien. Diese Schrift war zunächst dazu bestimmt, die öffentliche Meinung in Schweden aufzuklären*). Sie wurde in das Schwedische, Rußische, Deutsche und Englische über-

*) Der Eigenthümer der einzigen Druckerei in Stockholm, welche auf den Druck eines französischen Buches eingerichtet war, wagte nicht meine Schrift zu drucken, bis er die eigenhändige Versicherung des Hofkanzlers hatte, daß sie mit voller Genehmigung der Regierung erscheine. Er war bisher ein Bewunderer Napoleons gewesen, und hatte mehrere Anpreisungen seines politischen Systems verlegt. Nachdem er aber aus dem Absatz meiner Schrift, wovon er das Manuskript unentgeltlich erhielt, beträchtliche Summen gelöst hatte, so fieng er an, seine Meinung zu verändern, und Napoleons wahre Größe zu bezweifeln.

setzt; im Originale in England, Deutschland, zuletzt in Paris wieder gedruckt. Während des Feldzuges begleitete ich den Kronprinzen, jetzt regierenden König von Schweden als sein Sekretär, um für die Zwecke des europäischen Bundes Schriften in französischer und deutscher Sprache auszufertigen. Ich hatte das Glück, naher Zeuge großer Thaten und denkwürdiger Begebenheiten zu sein. Ich lief dabei keine andre Gefahr als die, wenn ich in die Gefangenschaft des Feindes gerieth, wie ein aufrührischer Unterthan des westphälischen Königreichs, und wie ein Hochverräther behandelt zu werden. So hatte Napoleon mit dem General Winzingerode, ebenfalls aus Hannover gebürtig, gegen alles Kriegsrecht verfahren wollen, und hätte es gethan, wenn der General nicht durch Czernischeff befreit worden wäre. Hätte ich über Napoleons Grundsätze des Staatsrechts noch irgend einen günstigen Zweifel gehegt, so konnte ein heftiger Ausfall von ihm in der Leipziger Zeitung, der einzigen, welche nach dem Rückzuge von Dresden noch in seiner Gewalt war, gegen den Kronprinzen von Schweden und dessen Umgebungen, worunter auch ich bezeichnet und genannt war, mich hinreichend in's Klare setzen*).

---

*) Kurze Zeit vor der Leipziger Schlacht besuchte ich den General Woronzoff in seinem Lager, der in starken Eilmärschen von einem Streifzuge jenseits der Saale zurückkam. Verspätet durch die Ermüdung meiner Pferde in grundlosen Wegen, hatte ich der schwedischen Kanzlei nicht folgen können, und mußte noch in der Nacht allein mehrere Meilen zurücklegen, um das Hauptquartier zu erreichen. Als ich im Winter darauf mit dem General Woronzoff in Hannover zusammentraf, sagte er mir bei der ersten Begrüßung: 'Als Sie an jenem Abend von mir Abschied nahmen, glaubte ich 'nicht anders, als Sie würden unterwegs von einer Streifpartei 'aufgefangen werden.'

Ich übergehe die nächsten Jahre, während welcher ich mich bemühte, die hergestellte Ruhe für meine Lieblings-Studien zu benutzen, dabei aber theils durch öffentliche Ereignisse, wovon ich wiederum Zuschauer war, theils durch Schicksale, die mich schmerzlich betrafen, vielfältig gestört ward. Ich bemerke nur, daß ich die ganze Zeit bis zum Frühlinge des Jahres 1818 entfernt von Deutschland abwechselnd in Frankreich, der Schweiz und Italien zubrachte. Mein letztes Geschäft vor meiner Rückkehr war die Herausgabe des Werkes: Considérations sur les principaux événements de la Révolution française, ouvrage posthume de Madame de Staël, welche ich gemeinschaftlich mit dem Sohne der unsterblichen Verfaßerin und ihrem Schwiegersohne, dem Herzoge von Broglie, besorgte*). In zwei Abschnitten dieses Buchs (De l'inauguration du Concordat à Notre-Dame, und Du mélange de la religion avec la politique) wird von dem Verhältnisse der römischen Kirche zum Staat gehandelt: von dem angemaßten und angestrebten, und von dem Verhältnisse, welches zum Besten des Staats und der Religion stattfinden sollte. Hier ist das Aergerniß mit dem napoleonischen Katechismus authentisch in's Licht gestellt. Das Benehmen vornehmer Prälaten bei den politischen Umgestaltungen Frankreichs wird geschildert: ihre bis zur Entweihung getriebene Schmeichelei gegen den Kaiser Napoleon; ihre so ganz veränderte Sprache nach dem Glückswechsel; die Einschärfung entgegengesetzter Bürgerpflichten durch dieselben Geist-

*) Mein Name ward nicht auf den Titel gesetzt, weil ich als ein Ausländer in Frankreich dem Buche keine Gewährleistung schaffen konnte, falls die Staatsbehörden einen Versuch gemacht hätten, es zu unterdrücken. Mein Antheil an der Herausgabe ist aber in der Vorrede bestimmt angezeigt.

lichen, auf denselben Kanzeln, mit Berufung auf dieselbe geheiligte Autorität, mit Androhung derselben ewigen Höllenstrafen. Es ließ sich hierauf anwenden, was König Lear beim Shakspeare sagt: 'Ja und Nein zugleich, das war keine gute Theologie!' — Doch fände sich noch wohl eine Ausrede. Man möchte etwa erwidern: 'Keineswegs! Nicht zugleich Ja und Nein; nicht ganz zugleich: sondern gestern Ja und heute Nein!' — Die geschichtliche Darstellung in dem genannten Werke der Frau von Staël geht nur bis zum 5ten Julius 1815, sonst hätte das seitdem in Frankreich Vorgefallene einen reichhaltigen Nachtrag zu dem Kapitel von der Vermengung der Religion mit der Politik liefern können.

Entweder ich bin über die Ultramontanisten und Kongreganisten ganz irrig berichtet, oder dieses Buch steht bei ihnen in der entschiedensten Verdammniß; und einen Antheil an dessen Herausgabe gehabt zu haben, wenn auch einen bloß litterarischen, kann mich bei ihnen nicht sonderlich empfehlen.

Ich wiederhole meine Frage: war alles dieß Voßen unbekannt geblieben? Ihm, der so genaue Erkundigung über die Tritte und Schritte seiner selbstgewählten Gegner einzuziehen pflegte? Und hätte nicht die Kenntniß auch nur von einem kleinen Theile der angeführten Thatsachen ihn vermögen müßen, seine Hypothese als unhaltbar aufzugeben? — Aber weit gefehlt! In dem wißenschaftlichen Beruf, dem ich mich seit dem Jahre 1818 ausschließend gewidmet, fand er eine neue Bestätigung. Ich habe das Sanskrit erlernt; mich bemüht, die Denkmale der alt-indischen Litteratur an's Licht zu ziehen; von einer Regierung, welche jede Erweiterung der Wißenschaft fördert, bin ich dabei bereitwillig un-

terstützt, und besonders beauftragt worden, dieses Studium in Deutschland einheimisch zu machen. Ich habe meinerseits mich weder Mühe noch Kosten verdrießen laßen, Reisen bloß zu diesem Zweck nach Paris und London gemacht. Es ist auch ziemlich gut damit gelungen: gründliche Gelehrte sind als meine Mitarbeiter in diesem Fache aufgetreten; schon haben sich talentvolle Schüler gebildet, und das Studium hat an Herrn Wilhelm von Humboldt einen warmen Freund und Gönner gefunden.

Wer sollte es denken? Ich that Alles nur für die Zwecke des bewußten geheimen Bundes. Die Brahmanen waren von jeher, so weit die Geschichte reicht, ein erblicher Priesterstand, welcher große Vorrechte genoß; aus der Religion, die sie lehrten, ist die Gesetzgebung und gesellschaftliche Verfaßung Indiens hervorgegangen. Unter dem Scheine einer bloß gelehrten Beschäftigung mit der Litteratur und den Alterthümern dieses Landes wollte ich eigentlich die Priesterherrschaft in unserm Europa fördern; durch die Darstellung der Mythologie einen mystischen Aberglauben vorbereiten; und was ich von den Brahmanen erzählt, wollte ich mit den Jesuiten zur Wirklichkeit gebracht wißen.

Wenn dem so ist, so muß ich nur besorgen, daß meine Winke zu verstohlen waren, und daß die meisten Leser meiner indischen Bibliothek sie gar nicht gefaßt haben werden. Man muß gestehen, ich wußte ehemals nachdrücklicher gegen Napoleon zu schreiben, der doch noch ziemlich mächtig war, als für die Jesuiten, die doch schon ziemlich mächtig sind. Man muß gestehen, ihr Orden hat an französischen Schriftstellern und Rednern ganz anders rüstige Verfechter gefunden, die der Sache gerade auf den Leib rücken. Was bin ich gegen einen Vicomte de Bonald? gegen

einen Abbé de La Mennais? gegen einen Bischof von Hermopolis? Während ich noch mühselig den Rückweg von Benares nach dem päbstlichen Rom suche, rücken die Jesuiten triumphierend in ihre ehemaligen Kollegien wieder ein, und bemächtigen sich der Kanzeln, der Beichtstühle, der Schulen. Meine orientalischen Hülfstruppen vom Ganges werden dabei keine beßere Figur machen, als jener alte zum Sprichworte gewordene Entsatz von Mantua, welcher erst vierzig Tage nach Einnahme der Festung anlangte. Die guten Väter werden mich auslachen, wenn ich nun komme und meinen Lohn begehre. Sie hören sonst, wie man zu sagen pflegt, das Gras wachsen; aber von meinen Bemühungen zu ihren Gunsten haben sie gewiß nichts verspürt.

Bei dieser unvergleichlichen Hypothese hat Voß mir jedoch eine große Unkunde der Geschichte und der Alterthümer Asiens zugetraut, oder er ist selbst darin befangen gewesen. Die Brahmanen waren und sind ein erblicher Priesterstand, folglich heirateten sie, ja die Ehe wird ihnen schon im Gesetzbuche des Manus zur Pflicht gemacht. Ferner haben sie durchaus keine Hierarchie: von Geburt sind sie alle gleich; nur Wißenschaft, Weisheit und ausgezeichnete Frömmigkeit kann einen Vorrang unter ihnen begründen. Es ist keine besondere Würde an den Tempeldienst geknüpft: sie halten die äußerlichen Verrichtungen bei den Festen, Processionen und Opfern, das ganze Ceremonienwesen, für eine sehr untergeordnete Bestimmung. Sie schätzen den Anbau der Geisteskräfte so hoch, daß ihnen jede wißenschaftliche Beschäftigung für eine Art von Gottesdienst gilt. Sie lieben die Philosophie: es gab von jeher Philosophen unter ihnen; und alle Systeme der Metaphysik, nicht bloß solche, die mit den Lehren ihrer geoffenbarten Bücher übereinstimmen und sie

bestätigen, sondern auch verneinende und freigeisterische Systeme konnten unter ihnen aufkommen, und ungestört von Verfolgungen sich in Indien verbreiten.

Alles dieß taugte ausgemacht nicht in meinen Kram, und ich konnte etwas weit Beßeres finden. Mit einem Schritt über den Ganges, mit dem zweiten über das Himalaya-Gebirge, wäre ich nach Tibet gelangt. Hier hatte ich in der Person des Dalai-Lama einen Pabst, so zu sagen, unter der Hand. Und was für einen Pabst! Nicht etwa bloß einen Nachfolger des vornehmsten Apostels des Buddhismus: sondern eine Verkörperung des Religions-Stifters selbst, dessen Seele von Patriarchen zu Patriarchen in den heutigen übergegangen. Ferner eine sehr vollkommen geordnete Hierarchie, welche ihre Verzweigungen durch ganz China, durch das centrale Asien, und westlich bis zu den Kalmücken an der Wolga erstreckt; allgemeine Ehelosigkeit der Priester, Litaneien, Gebets- und Segens-Formeln in einer fremden, ausgestorbenen und dem Volke unverständlichen Sprache; die Verehrung der Reliquien; Mönchs- und Nonnen-Klöster; Fasten, wogegen die Karthäuser noch gelinde sind; überhaupt einen Kultus, dessen Formen und Ceremonien denen der römischen Kirche so auffallend ähnlich sehen, daß mehrere Gelehrte vermuthet haben, diese seien aus der Nachahmung jener entsprungen; wogegen der scharfsinnigste und gelehrteste Kenner der ostasiatischen Sprachen, Litteraturen und Alterthümer, Herr Abel Rémusat, behauptet, der tibetanische Gottesdienst sei nach christlichen Vobildern gemodelt.

Es war einfältig von mir, mich bei den Brahmanen aufzuhalten. Für den Buddhismus hätte ich mich erklären sollen; damit war noch etwas auszurichten!

Ich habe allerdings von der Wißenschaft und Weisheit

der Brahmanen mit Achtung gesprochen. Das thaten schon die Griechen. Das that in neueren Zeiten Voltaire ebenfalls, wiewohl er dabei nur aus äußerst mangelhaften, zum Theil entstellenden Berichten schöpfen konnte. War es dem scharfsinnigen Manne etwa auch darum zu thun, die theokratische Verfaßung in Europa herzustellen und zu befestigen? Noch hat sich kein Voß in Frankreich gefunden, der ihn dessen angeklagt hätte.

Um keine Seite der voßischen Beschuldigungen zu übergehen, setze ich die auf meine gelehrten Arbeiten bezüglichen Stellen der Anti-Symbolik her.

Th. I. S. 105. Anm.

'Er (Herr Creuzer) konnte es (das Buch von Ward) 'leicht bekommen durch seinen Freund A. W. von Schle-'gel, Mitglied des geheimen Bundes zur Herstellung des 'Mittelalters. Auch er in der indischen Bibliothek I. '1. (Bonn 1820) bekennt sich also: „Der Zusammenhang „der alten priesterlichen Lehre und Verfaßung Indiens mit „der frühesten Bildungsgeschichte der Westwelt ist, in „Hinsicht der Zeit, der Weise, der Richtung, worin die Mit„theilungen erfolgt sein mögen, weit räthselhafter, gleichwohl „sehr wahrscheinlich, ja durch so viele auffallende „Uebereinstimmungen wird er fast unläugbar." 'p. XII. Zu Wegweisern in die indische Mythologie empfiehlt 'er p. 34. die weisen Männer Jones, Robertson und 'Maurice; nicht Wilford, nicht Polier, ein Wohlkun-'diger. Wir andern, meint er, wißen nicht, daß Maurice 'bloß nacherzählt: nach Jones, des Dionysus Geburtsberg 'Meros bei Nysa sei Meru bei Naischada; nach Wilford, 'der wahre Dionysus sei Dewa-Nahuscha oder Deo-'nausch, ein Eroberer bis Waraha-Dwip, und so fort.

"Aber, sagt Hr. von Schlegel, „wen es vergnügt, ein Paar „Bände hindurch auf das verruchte Heidenthum schimpfen zu „hören, der mag das Buch von Ward lesen, welches jedoch „in England viele Leser zu finden scheint."

S. 120.

'Ehe der Artillerie-Leutnant Wilford im Jahre 1792 'die gediegensten Grundwahrheiten der symbolischen Offenba-'rung, genannt Indomanie, von seinem Pandit durch gar 'verständige Fragen herauslockte, hatte bereits 1789 der Prä-'sident Jones, oder, wie der Indoman Hr. A. W. von 'Schlegel ihn betitelt, Sir William Jones*), in Neben-'stunden der rühmlich verwalteten Staatsgeschäfte, mit der 'vergleichenden Mythologie, wie er sagt, durch Pomeys 'Hülfe gespielt.'

S. 136.

„Sir William Jones, der weise Menschen- und Völ-

*) Ich betitle den berühmten Gelehrten, wie jedermann in England thut. Sir, als Anrede, ist von ganz allgemeinem Gebrauch; dem Taufnamen vorgesetzt, ist es der Titel eines Ritters oder Baronets, und so unzertrennlich damit verbunden, daß man wohl den Familien-Namen weglaßen kann, wenn die Person schon sonst hinlänglich bezeichnet ist, niemals aber den Taufnamen, z. B. Sir Isaac Newton, und wenn der Name in derselben Rede öfter vorkommt, bloß Sir Isaac. So wenig verstand der Mann, welcher den Shakspeare zu übersetzen unternahm, den gemeinsten englischen Sprachgebrauch! Daß Voß, nachäffend, mich 'Sir Wilhelm von Schlegel' nennt, soll vermuthlich ein Spott darauf sein, daß ich mich A. W. von Schlegel unterzeichne. Mich berechtigt dazu ein Diplom, wodurch Kaiser Ferdinand der Dritte meinem Urältervater für sich und seine männliche Nachkommenschaft zugleich den Reichs- und ungarischen Adel verliehen, und wovon das Original in meinen Händen ist.

„ker=Kenner, hat mit anderen seiner Art,“ ‘nach der Bemer‘kung des Sir Wilhelm von Schlegel (Ind. Bibl. I. 1. p. ‘34.), „das Große und Schöne in jenen uralten Ueberliefe„rungen gefühlt und in einem menschlichen und philosophi„schen Sinne darüber gesprochen. Jetzt aber ist eine Par„tei —“ Nun, die laßen wir gehn, oder wünschen ihr mit‘zupilgern in das Land, wo der Pfeffer wächst.’

Wenn es Voßen bloß um die Wahrheit, um die Berichtigung wißenschaftlicher Irrthümer, zu thun war, so begreife ich nicht, wie ich dazu kam, von ihm aus eigenem Antriebe in den Streit hineingezogen zu werden. Hrn. Creuzers Schriften handeln von vielen Dingen, die weit außerhalb des Kreißes meiner Forschungen liegen. Deswegen habe ich mich nie darüber ausgesprochen, weder in der indischen Bibliothek, noch anderswo. Hr. Creuzer behauptet einen großen Zusammenhang zwischen den Religionen der alten Völker. Diese Meinung hat im Allgemeinen viel für sich. Im Einzelnen aber kann man bei der Herleitung eines Kultus aus einem fremden Lande nicht behutsam genug zu Werke gehn, wo es uns an geschichtlichen Zeugnissen fehlt, und wo wir die Mittelglieder und Wege der Mittheilung nicht nachweisen können. Die vielgestaltigen polytheistischen Religionen sind dennoch aus Einem und demselben Princip entsprungen: aus einer höchst lebendigen Anschauung der Natur. Die magische Gewalt, welche die Naturkräfte über sinnliche Gemüther ausübten, verdunkelte die reinere Erkenntniß der großen einfachen Religionswahrheiten, in deren Besitz wenigstens ein Theil des ältesten Menschengeschlechtes gewesen zu sein scheint. Dagegen wurde durch eben diese magische Gewalt der unbewußt spielenden Einbildungskraft der Glaube an ihre eignen Schöpfungen aufgenöthigt: so entstand Mythologie,

ein räthselhaftes unauflösliches Gewebe von kühnen, ungeheuern, furchtbaren und lieblichen Dichtungen; die bunte Hülle der Erfahrung, der Ueberlieferung und der ahndungsvollen Betrachtung. In den Religionen der alten Völker bemerkt man allgemeine Aehnlichkeiten, welche daraus entstanden sein können, daß überall dieselben Triebe, Bedürfnisse und Anlagen der menschlichen Natur wirksam waren; und wiederum besondere Uebereinstimmungen, welche uns berechtigen, auf eine vorgefallene Mittheilung zu schließen. Jene muß man sorgfältig von diesen unterscheiden. Wenn der alte gottbegeisterte Gesetzgeber bei den Indiern Manus heißt, bei den Griechen Minos; der erste König bei den Aegyptiern Menes, bei den Lydiern Manes; wenn wir bei den Aegyptiern genau dieselbe Erblichkeit der Stände, dieselbe Kasten-Eintheilung der ganzen geselligen Verfaßung finden, wie bei den Indiern; hier und dort die Lehre von der Unsterblichkeit mit der besondern Bestimmung der Seelenwanderung; hier und dort die Verehrung und Schonung der Kuh als eines geheiligten Thieres; hier und dort dasselbe Verbot gewisser Speisen; wenn Manus in seinen Sprüchen eben so wie die alten griechischen Dichter lehrt, durch vier Weltalter hindurch sei das Menschengeschlecht, von der ursprünglichen Vollkommenheit immerfort ausartend, allmälich zu dem gegenwärtigen Zustande der Verderbtheit und des Unheils herabgesunken: dürfen wir diese Uebereinstimmungen so geradezu für zufällig erklären? Wird nicht der besonnenste und vorsichtigste Forscher sich bewogen finden, einen vorgeschichtlichen Zusammenhang anzunehmen? Die Religionen haben sich örtlich und national bis zu einer erstaunlichen Verschiedenheit entwickelt; gewisse Grundzüge aber scheinen die Völker aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, und in

die Wohnsitze, wo wir sie kennen lernen, schon mitgebracht zu haben. Dazu kommt nun die Verwandtschaft der Sprachen (z. B. des Sanskrit, des Griechischen und des Lateinischen), welche eine ursprüngliche Verwandtschaft sehr weit von einander entfernt wohnender Völker unwiderleglich beweiset.

Voß hat in der zuerst angeführten Stelle mehrere meiner Ausdrücke unterstrichen, als ob Wunder was Verdächtiges dahinter steckte. Jedem in diesen Untersuchungen nicht ganz unbewanderten Leser war es wohl klar, daß ich bei 'der frühesten Bildungsgeschichte der Westwelt' hauptsächlich das alte Aegypten vor Augen hatte. Robertson, Sir William Jones und Maurice habe ich wegen ihrer allgemeinen Ansicht von den indischen Alterthümern gelobt, nicht wegen der kritischen Genauigkeit im Einzelnen. Zwar hat Robertson die Geschichte des Handels mit Indien vortrefflich behandelt; er hat die hohe Kultur dieses Landes, so weit unsere geschichtlichen Nachrichten hinaufreichen, in's Licht gesetzt: von der Religion und Mythologie handelt er nur nebenbei. Es konnte mir nicht einfallen, die von Jones angestellte Vergleichung der indischen Mythologie mit der griechischen und römischen anzupreisen. Sein unkritisches Verfahren hiebei hat schon vor vielen Jahren Heyne gerügt*), so daß Voß darüber gar nicht einmal etwas Neues sagt. Aber wer wird nicht einem um die Gelehrsamkeit und um die Menschheit so hochverdienten Manne die Schwäche eines voreiligen und mißlungenen Versuchs gern zu gute halten? In jenem Aufsatze sprach ich von der dichterischen Seite der indischen Mythologie, und diese hat Jones in seinen Hymnen auf die indischen Götter sehr geschmackvoll hervorgehoben.

---

*) Vergl. Göttingische Anzeigen 1790. Bd. III. S. 1459.

Ich habe ferner Wards Buch getadelt. Voß giebt zu verstehen, es sei mir deswegen zuwider, weil darin der brahmahnische Aberglaube nachtheilig geschildert wird, da ich hingegen diesen in einem günstigen Lichte zeigen wolle, um einen europäisch-christlichen Aberglauben zu befördern *). Wie solche Kombinationen in den Kopf eines Menschen kommen können, ist schwer zu begreifen. Von einem Missionar, und vollends von einem Missionar, welcher den Verdruß gehabt hat, niemand zu bekehren, kann es nicht sonderlich befremden, wenn er den vergeblich bekämpften Götzendienst mit den schwärzesten Farben malt; dem philosophischen Forscher ist es aber auch nicht zu verargen, wenn er einem so einseitigen Berichte sein Zutrauen versagt. Wird wohl jemand behaup-

*) Ein deutscher Missionar im südlichen Indien hat mir auch in einem Briefe Ungerechtigkeit gegen Ward vorgeworfen. Der wackre Mann hatte mich so mißverstanden, als ob ich das Werk der Missionen herabsetzen wollte, vor welchem ich vielmehr die größte Achtung hege, wenn es aus wahrer Frömmigkeit unternommen und mit dem gehörigen Verstande betrieben wird. Ward hat sich aber selbst als den Missionar geschildert, wie er nicht sein soll. Zweierlei mißfiel mir nicht nur, sondern empörte mich in seinem Buche. Erstlich die Anschwärzung einer Nation von hundert und zwanzig Millionen Menschen bei ihren ausländischen Beherrschern; dann die unzweideutige Anmahnung, den Götzendienst durch gewaltsame Maßregeln zu unterdrücken. Das Buch ist in England fleißig gelesen worden, von einer Religionspartei, welche das Bekehrungsgeschäft auf solche Weise betrieben wißen will, wie es schwerlich etwas Heilsames wirken, zuverläßig aber die brittische Herrschaft in Indien stürzen würde. Ich hatte mir vorgesetzt, den Brief des deutschen Missionars mit meiner Antwort zusammen drucken zu laßen; unter so vielen andern Arbeiten ist aber die letzte halb vollendet liegen geblieben. Hier ist es meinem Zwecke fremd, den interessanten Gegenstand weiter abzuhandeln: es kann aber ein andermal geschehen.

ten, man müße die Religion und Mythologie der Griechen und Römer, mit Uebergehung ihrer eignen Dichter, ihrer Geschichtschreiber, ihrer Kunstwerke, ausschließlich aus den Streitschriften des Arnobius und anderer Kirchenväter adversus paganos kennen lernen? Freigebig zugestanden, Alles, was sie sagen, sei wahr: so ist es doch nicht die ganze Wahrheit; sie haben nur Eine Seite der Sache gefaßt. Es fällt schon an sich schwer genug, sich in die Denkart der Vorzeit zu versetzen; wenn man mit leidenschaftlicher Parteilichkeit an das Werk geht, und sogleich zur Verurtheilung schreitet, so wird es damit gewiß nicht gelingen. Die Aufgabe für den Denker ist vielmehr, zu begreifen, wie solche Meinungen, Sitten, Gebräuche haben entstehen und so tief wurzeln können, daß sie ein auf Jahrtausende hin unvertilgbares National-Gepräge hervorgebracht? Wie es kam, daß die Menschen tausendfache Hemmungen ihrer natürlichen Freiheit vermöge einer religiösen Gesetzgebung sich so willig gefallen ließen? Endlich zu bestimmen, welchen Einfluß die Religionen auf die moralische, intellektuelle und imaginative Ausbildung gehabt? Wo man dann vielleicht mit Erstaunen würde eingestehen müßen, daß trotz dem verkehrtesten Aberglauben, ja zum Theil aus ihm, viel Schönes, Gutes und Großes sich entwickelt hat.

Es ist nicht im mindesten zu tadeln, daß Voß Hypothesen bestritt, die nach seiner Meinung gewagt und grundlos waren. Aber dieses Bestreben hätte ihn vermögen sollen, die Erforschung der alt-indischen Sprache und Litteratur als verdienstlich anzuerkennen. Denn je mehr die Wißenschaft sich erweitert, desto enger wird das Gebiet der Hypothese beschränkt. Sind erst die einheimischen Urkunden der Indier vollständiger an's Licht gezogen, gründlich ausgelegt, nach

ihrem Alter und ihrer Aechtheit kritisch beleuchtet: dann wird es nicht mehr erlaubt sein, bei Untersuchungen über den Zusammenhang der brahmanischen Religion und Mythologie mit der Religion und Mythologie anderer alter Völker bei den vielleicht verfälschten, auf jeden Fall mittelbaren Berichten ausländischer Zeitgenoßen stehen zu bleiben; man wird auf die Quellen zurückgehn müßen. Daß der Pater Paulinus und Anquetil du Perron sich schlecht auf die indischen Alterthümer verstanden, habe ich schon im ersten Bande meiner indischen Bibliothek bemerkt. Im ersten Hefte des zweiten, welches gleichzeitig mit dem ersten Bande der Anti-Symbolik erschien, und also von Voß für den zweiten Band noch benutzt werden konnte, habe ich ausführlich von Wilford gesprochen. Ich habe es in das hellste Licht gesetzt, wie seine bereitwillige Selbsttäuschung, verbunden mit einer künstlich angelegten Mystification, eine solche Masse des Apokryphischen durch alle seine Schriften verbreitet hat, daß sie völlig unbrauchbar sind. Wer künftig noch nach meiner Warnung Wilford als Gewährsmann anführt, wird eingeständig sein müßen, daß er sich selbst geflißentlich verblenden will. Herr Creuzer hat sich, wie vor ihm andre Gelehrte, häufig auf Wilford berufen; ich zweifle nicht, er wird bei einer künftigen Ausgabe seiner Symbolik alle diese Anführungen ausstreichen, und andre Beweisgründe suchen. In einem der letzten Hefte meiner indischen Bibliothek habe ich gegen Hrn. Creuzer behauptet, die Fabel von dem Erobe-rungszuge des Bacchus nach Indien sei erst seit Alexander dem Großen, und durch ihn, aufgekommen. Hätte man mich über die Herleitung des Bacchusdienstes aus Indien befragt, so würde ich viele Zweifel und Bedenklichkeiten geäußert haben.

Vor langer Zeit erfuhr Voß, wie er selbst erzählt (Anti-

Symbolik, Th. II. S. 104.), von Hrn. Schütz, dem Herausgeber der jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung, ich habe die Recension seiner mythologischen Briefe übernommen gehabt, nachher aber das Buch zurückgegeben. Mir war dieß gänzlich entfallen: doch erinnere ich mich nun, daß ich bei Lesung der mythologischen Briefe den allgemeinen Ansichten des Verfaßers gar nicht beistimmen konnte; daß ich jedoch einsah, zu deren Widerlegung müße ich neue und sehr in's Einzelne gehende Studien machen, wozu es mir damals an Muße gebrach. Ich versäumte also eine sehr günstige Gelegenheit, in der angesehensten kritischen Zeitschrift Einwürfe gegen Voßens Lehren vorzutragen.

Was bewog nun den Verfaßer der Anti-Symbolik, mich für seinen Gegner, für einen Bundesgenoßen des Herrn Creuzer, und, was ihm als einerlei galt, für einen Mitverschwornen gegen die Rechte der menschlichen Vernunft zu erklären? Mir kommt es nicht zu, Vermuthungen hierüber aufzustellen: die Leser, denen mein sonstiges litterarisches Verhältniß zu ihm bekannt ist, mögen selbst seine Triebfedern errathen.

Den Lobrednern dieses Mannes aber stelle ich anheim, ob sie seine Redlichkeit und Wahrheitsliebe auf Kosten seines Verstandes retten wollen, oder seinen Verstand auf Kosten seiner Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Wenn sie beides zu retten wißen, werde ich ihre Geschicklichkeit rühmen; wenn sie beides aufgeben ihre Vorsicht.

3.

Nachschrift.

Ich habe mich in den beiden Abtheilungen der obigen Erklärung eines zudringlich freundlichen Katholiken und eines abstoßend zänkischen Protestanten zu erwehren gehabt. Ich hoffe, es ist auf solche Weise geschehen, daß weder meine protestantischen, noch meine katholischen Mitbürger und Landsleute sich dadurch verletzt finden können. Wenn ein katholischer Gelehrter sich in demselben Falle befände, daß ihm protestantische Denkart und verdeckte Begünstigung des Protestantismus durch seine Schriften angedichtet worden wäre, so würde er wahrscheinlich dasselbe thun, und jedermann würde es gut heißen. Dem deutschen Publikum kann es wohl gleichgültig sein, wie unter so vielen gelehrteren und tiefsinnigeren Schriftstellern ein Einzelner über Religionssachen gesinnt ist, wovon in den meisten seiner Schriften gar nicht einmal gehandelt wird. Aber mir liegt daran, von den Zeitgenoßen und der Nachwelt, wenn anders das nächste Menschenalter noch Kenntniß von mir nimmt, nicht mißgedeutet zu werden. Mir liegt daran, das gegen mich erregte Mißtrauen zu heben, als ob unter dem, was ich in meinen litterarischen Hervorbringungen und wißenschaftlichen Forschungen so redlich und offen darlege, noch etwas anderes im Hinterhalte versteckt liege.

Da nicht nur mir selbst ein beabsichteter, oder schon halb vollbrachter, oder vielleicht verheimlichter Uebertritt, sondern auch das Bestreben angedichtet worden ist, den Uebertritt Anderer zu bewirken, so konnte ich freilich nicht umhin,

die notorischen Uebertritte unserer Zeit im Allgemeinen zu erwähnen. Man wird mir leicht glauben, daß es sehr ungern geschehen ist. Viele Uebertritte sind in dem Kreiße meiner Beobachtung vorgefallen. Einige darunter haben mich sehr nahe berührt. Aber gerade dieser Umstand machte mich zurückhaltend, und ich habe nur nothgedrungen mein Stillschweigen gebrochen. Wenn die Uebergetretenen in meiner Erklärung, daß ich nicht gesonnen bin, ihrem Beispiele zu folgen, schon einen Angriff und einen Anfang der Feindseligkeiten sehen, so wird dieß ohne Zweifel nur ihrer neu angenommenen Denkart zuzuschreiben seyn. Ich meinerseits wünsche, daß sie, bloß ihres Uebertrittes wegen, nicht im mindesten beeinträchtigt werden mögen.

Wir können es unmöglich als einen allgemeinen Grundsatz aufstellen, jeder solle bei der Religion verharren, die von seinen Vorfahren und Vätern auf ihn vererbt worden ist. Die Befolgung dieses Grundsatzes hätte die Verbreitung des Christenthums, und wiederum in neueren Zeiten die Verbreitung der Reformation unmöglich gemacht. Ferner behaupten wir als Protestanten das Recht der freien Prüfung. Dieses Recht wäre aber illusorisch, wenn wir nicht zugeben wollten, daß ein redlicher Prüfer, nach Maßgabe seiner Geisteskräfte, Kenntnisse und Einsichten, auf ein dem unsrigen entgegengesetztes Resultat geführt werden könne. Das Verhältniß der heiligen Schriften zu einem systematischen Lehrbegriff ist ein sehr verwickeltes; noch verwickelter wird es dadurch, daß ja eben auch über den Grad und Umfang der Gültigkeit gestritten wird, welche man neben den schriftlichen Urkunden der Ueberlieferung und den Beschlüßen des christlichen Gemeinwesens zugestehen soll. Es ist, so zu sagen, eine irrationale Gleichung. Daß hiebei keine streng wißen-

schaftlichen Demonstrationen möglich sind, welche jedem einleuchten müßen, sobald er nur die Begriffe gefaßt hat, beweiset der Erfolg. In der Geometrie giebt es keine Sekten. In der Christenheit hat die Abweichung der Meinungen von den Zeiten der Apostel her angefangen. Vollkommene Einheit der Lehre hat nur durch künstliche und gewaltsame Mittel behauptet oder hergestellt werden können. Bei der allgemeinen Annahme festgesetzter Formeln steht es noch dahin, was jeder sich dabei denkt: weil für den metaphysischen Theil der Dogmatik die Ausdrücke aller menschlichen Sprachen inadäquat sind.

Indessen sind solche theologisch gelehrte Uebertritte, vorbereitet durch ein kritisches Studium der Schrift in den Ursprachen, der Kirchenväter, der Kirchen- und Dogmengeschichte, endlich der neueren Polemik, wohl die seltensten unter allen. Aber die geistigen Bedürfnisse der Menschen und ihre daher entspringenden Neigungen und Abneigungen sind gar mannichfaltig; nach ihrer individuellen Richtung kann diese oder jene Form des Christenthums eine stärkere Anziehungskraft auf den Einzelnen ausüben. Die römisch katholische Kirche unterscheidet sich von der evangelischen nicht bloß in ihren Lehren; sondern auch durch die Hierarchie und kirchliche Verfaßung, und durch die Gestalt des Gottesdienstes. Wer wollte es läugnen, daß diese Dinge mächtig auf die Einbildungskraft wirken können? Was die Hierarchie betrifft, so erwähne ich sie nicht in Bezug auf das Bündniß des weltlichen Ehrgeizes mit dem geistlichen. Die Geschichte zeigt uns allerdings Beispiele von berühmten und berüchtigten Uebertritten, welche erfolgt sind, quia honor sacerdotii firmamentum potentiae adsumebatur. In einem benachbarten Lande sehen wir vor Augen, wie sich ein solcher politischer

Religionseifer bis in Regionen hinunter verbreiten kann, wo man es gar nicht mehr erwarten sollte. Nein, ich rede hier bloß von dem Eindrucke, den die Stufenleiter der geistlichen Würden bis zu dem gemeinsamen Mittelpunkte und Gipfel hinauf, die metaphorische Genealogie der Weihungen bis auf den Stifter zurück, zu machen vermögend ist. Bei allen solchen Zuthaten und Umgebungen der Religion, die einzig und allein im Geiste und im Herzen wohnt, kommt noch dieses in Betracht, daß das den bisherigen Gewöhnungen Entgegengesetzte eben durch seine Neuheit um so stärker wirkt. Die Anziehungskraft kann hier also in beiden Richtungen stattfinden.

In den Drangsalen des Lebens vollends glaubt wohl ein geängstetes Herz in einem neuen Gelübde Trost und Halt zu finden. Wer nahe daran ist, in den Wellen unterzugehen, ergreift wohl auch einen brüchigen Ast als den Anker seiner Rettung. Wozu nun eine vorübergehende Gemüthsstimmung hingerißen hat, das will man bei einer ruhigeren Verfaßung nicht wieder zurücknehmen, um nicht mit sich selbst in offenkundigen Widerspruch zu gerathen. Ob aber jene gehoffte Befriedigung in der Fremde gefunden wird, die man zu Hause vielleicht nie in vollem Ernste gesucht hatte, das ist eine andere Frage.

Zur freien Religionsübung gehört auch die Freiheit der Uebertritte. Es dürfen ihnen also keine äußern Hindernisse in den Weg gelegt werden, die wenigen Fälle ausgenommen, welche die Gesetzgebung allerdings voraussehen muß, um Zwiespalt und Zerrüttung in den Familien zu verhüten. Wo Christen verschiedener Bekenntnisse in einem Staate beisammen leben, ist vollkommene Gleichheit der bürgerlichen Rechte das beste Mittel zur Bewahrung der Eintracht. England,

so groß durch die Festigkeit seiner gesetzlichen Einrichtungen, ist noch nicht bis zu diesem glücklichen Verhältnisse gelangt. In einigen Ländern Europas haben die neuesten Ereignisse Fortschritte herbeigeführt. In den vereinigten Niederlanden fanden alle unterdrückten Religionsparteien eine sichre Zuflucht; auch einzelne wegen ihrer Meinungen verfolgte Gelehrte; Spinozas und Bayles Schriften wurden dort gedruckt. Die Freiheit war so groß, daß ungehindert neue Sekten gestiftet werden konnten. Jedoch waren Alle, die sich nicht zu der herrschenden Kirche bekannten, von Staatsämtern ausgeschloßen. Dieß war eine natürliche Folge davon, daß in Holland wie in England die freie Verfaßung aus dem siegreichen Kampfe gegen den aufgedrungenen Katholicismus hervorgegangen war. Aber die Sicherheits-Maßregel hatte in Holland die Gefahr lange überlebt, und überlebt sie in England in gewissem Grade noch jetzt. In Deutschland war, seit dem westphälischen Frieden, die Gleichheit der Rechte beider Religionsparteien in dem unvollkommnen Staatenbunde, der noch das deutsche Reich hieß, anerkannt; sogar durch das Jus discedendi in partes auf eine für die gemeinsame Wirksamkeit nach Außen sehr nachtheilige Weise. Indessen war es ein immer bewaffneter Friede, wo jeder eifersüchtig darüber wachte, daß kein Eingriff in seine Rechte geschähe. Deutschland zerfiel großentheils in katholische und protestantische Staaten. Wo sich eine kleine Minderzahl von Bürgern der in dem einzelnen Staate bloß geduldeten Kirche fand, blieb sie von öffentlichen Aemtern ausgeschloßen. Durch die Aufhebung der geistlichen Fürstenthümer, durch die neue Umgränzung der Staaten, wo nunmehr die Bevölkerung beinahe bis zur Gleichheit oder wenigstens in einem starken Verhältnisse aus beiden Religionsparteien zusammengesetzt ist,

mußte jene Ausschließung wegfallen. Wie könnte ein Staat wohl gedeihen, der sich selbst der Kenntnisse, der Talente, der thätigen Tugenden eines so großen Theils seiner Angehörigen bei der Führung seiner Geschäfte beraubte, und dadurch ein gerechtes Mißvergnügen über eine solche Zurücksetzung nährte? Wie gleiche Pflichten, so haben auch Alle gleiche Rechte und Ansprüche.

Diesen Grundsätzen scheint es gemäß zu sein, daß durch die gesetzlich erlaubte Handlung des Uebertrittes hieran nichts eingebüßt werde. Es ist aber auch in anderer Hinsicht wünschenswerth, daß einem Uebergetretenen von Staats wegen nichts Nachtheiliges widerfahre. Dieß könnte gar leicht zum Märterthum umgedeutet werden; und das Märterthum, weiß man schon, lockt zur Nachfolge: vollends so ein gelindes Märterthum, wobei man sich im Spiegel der Eigenliebe mit einem Nimbus um das Haupt, mit einem Palmenzweige in der Hand erblicken kann, und dabei doch ein ziemlich behagliches irdisches Dasein genießt.

An den angenehmen Verhältnissen des geselligen Lebens mögen die Uebergetretenen oft eine Einbuße erleiden: das liegt in der Natur der Sache, und steht nicht zu ändern. Wenige Freundschaften sind so fest gegründet, daß sie nicht durch einen hervortretenden Widerstreit der Meinungen über einen wichtigen Gegenstand erschüttert werden sollten. Seine eigene Denkart und die abweichende des Freundes gleichsam von oben herab in ihrem ganzen inviduellen Zusammenhange unparteiisch zu betrachten: dazu gehört philosophischer Geist, und dieser ist sogar unter den gebildetsten Ständen sehr selten. S e i n e Empfindlichkeit, s e i n e Aufwallungen, sein eignes Unrecht macht man dem Freunde zum Vorwurf; so stellt sich bald von der einen Seite, bald von der andern

zuerst, Kälte, Gleichgültigkeit und Abneigung ein. Ach! es ist nur zu wahr, was der große Dichter sagt:

Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Jeder, der in der menschlichen Gesellschaft lebt, muß es sich gefallen laßen, daß seine Bekannten und Mitbürger über seine einigermaßen bedeutenden Handlungen hin und her sprechen, daß sie die Triebfedern zu errathen suchen, und darnach ihr Urtheil fällen. Wie vielmehr muß dieses bei einem so auffallenden Entschluß, als ein Uebertritt ist, erfolgen! Die christliche Gemeinschaft, worin der Uebergetretene auferzogen worden, worin die übrigen verharren, war ihm nicht gut genug. Ist es nicht natürlich, daß die letzten die Erinnerung an seinen bisherigen Lebenslauf prüfender aufwecken, ihn in seinem ferneren Lebenslaufe mit einer genaueren Beobachtung begleiten? Allen Menschen gilt die Sittlichkeit, die thätige Tugend für den Prüfstein des Ernstes in der Religion. 'Opfer, Andacht, Almosen, Buße', sagt ein indischer Dichter, 'können auch aus Heuchelei geübt 'werden; Wahrheit, Ausdauer, Geduld, Uneigennützigkeit, 'wohnen nur in großen Seelen.' — Man ist begierig zu sehen, ob unzweideutige Beweise einer neuen Heiligung zum Vorschein kommen. Das gewöhnliche Resultat wird wohl sein, daß Alles beim Alten bleibt, sowohl in Bezug auf die guten Eigenschaften, als auf die Schwächen, Fehler und unregelmäßigen Neigungen. Doch kommen auch rührende und erhebende Ausnahmen hievon vor. Mag der Uebergetretene immerhin seinen Aufenthalt unter den neuen Glaubensgenoßen wählen: ich bezweifle sehr, daß er auch dort jener geschärften Sitten-Censur werde entgehen können.

So weit bleibt jedoch Alles noch in dem Kreiße des Privatlebens beschloßen. Nehmen wir aber an, der Uebergetretene habe eine öffentliche Laufbahn, zum Beispiel als Schriftsteller; er setze seine Wirksamkeit in diesem Fache fort, und rücke mit dem Eifer eines neu angeworbenen Soldaten, der gern das Kreuz der Ehrenlegion verdienen will, für die römische Kirche gegen uns in das Feld. Auch dieses muß ihm verstattet sein. Protestanten und Katholiken widersprechen einander durch die That; ihre Theologen sind im alten Besitz des Rechtes, sich gegenseitig zu widerlegen: sie könnten ohne das ihre Dogmatik gar nicht lehren; die Polemik ist ein integrierender Theil der Theologie. Dadurch wird das gute Verständniß nicht im mindesten gestört. Wenn niemand seine Argumente mit Gewalt durchsetzen kann, so bleibt es nur, wie ich mich anderswo ausgedrückt habe, ein friedlicher Konflikt der Meinungen. Ueberhaupt liegt die ausgedehnteste Freiheit der Erörterung in Religionssachen im Geiste des Protestantismus. Und dieses gilt nicht nur von den verschiedenen christlichen Parteien; sondern auch von dem Verhältnisse der Philosophie und der Geschichtforschung zur positiven Theologie.

Können wir es je vergeßen, daß die Reformation nur vermöge der Preßfreiheit zu Stande gekommen ist? Die unschätzbare Kunst der Buchdruckerei, seit einem halben Jahrhundert erfunden, wurde bereits mit Leichtigkeit ausgeübt; aber noch hatten die geistlichen und weltlichen Gewalthaber die Kraft dieses Hebels der menschlichen Geister und Gemüther nicht durch die Erfahrung kennen gelernt. Es gab noch keine polizeiliche Aufsicht über den Buchhandel, keine Censur, keine Bücherverbote. Ohne diesen einzig glücklichen Umstand hätte Luther wahrscheinlich kein beßeres Schicksal gehabt, als

seine Vorgänger, und die Reformation wäre im Keime erstickt worden.

Es versteht sich, das Recht der Erwiederung behalten wir uns vor. Sonst aber laße man doch ja die Uebergetretenen frei ausreden, man laße sie ungehindert mitten in protestantischen Ländern die evangelische Lehre in Druckschriften bestreiten. Wir werden vielleicht etwas Neues vernehmen, und etwas sehr Ersprießliches. Etwas Neues: weil es gar wohl sein könnte, daß die Uebergetretenen, wiewohl sie den Lehrsätzen der katholischen Kirche unbedingt gehuldigt haben, dennoch vermöge ihrer früheren bei uns empfangenen Geistesbildung einen eigenthümlichen Gesichtspunkt dafür hätten; daß sie gewisse Folgerungen dreist aussprächen, welche die verständigsten unter den katholischen Theologen gern bei Seite schoben und in den Schatten stellten; und daß sie uns dadurch eine verstärkte Ueberzeugung von dem hohen Werth und der Wohlthätigkeit der Reformation gäben. Etwas sehr Erspießliches: wenn sich ergeben sollte, daß die zur römischen Kirche übergetretenen Schriftsteller, wie viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn sie auch mit hinzubringen mochten, nunmehr alle Freiheit und Unbefangenheit der wißenschaftlichen Forschung eingebüßt haben, und einbüßen mußten, um folgerecht zu bleiben. Mancher, der aus Regungen der Einbildungskraft und des Gefühls eine Anwandlung zum Uebertritt gehabt hatte, dem aber der Gedanke als ein edles Vorrecht der Menschheit theuer ist, wird durch diese Erscheinung am nachdrücklichsten von der Nachfolge abgeschreckt werden.

Als Bonaparte die Bücher-Censur verordnen wollte, und einer seiner Staatsräthe ihm vorschlug, sie auf die politischen Zeitschriften und Bücher zu beschränken, weil die

übrigen Fächer ja unbedenklich seien, erwiederte er: On peut faire de la politique sur tout. — Nach seinem Zwecke hatte er vollkommen Recht, und es war, wie so viele seiner Reden, ein treffendes Wort. Auf wie manchen Umwegen kann ohne ausdrückliche Aeußerung in der Philosophie, in der Geschichtschreibung und in der Litteratur das Streben nach einer gesetzlich freien Verfaßung angeregt, oder der Despotismus empfohlen werden! Eben so ließe sich nun wohl behaupten: On peut faire de la théologie sur tout. Mehrere unter den katholischen Neophyten in Deutschland bemühen sich bestens, dieß ins Werk zu richten. Diejenigen, welche geradezu polemisch auftreten, beweisen ihre Freimüthigkeit: wir wißen im voraus, was wir von ihnen zu erwarten haben, und werden uns vermuthlich mit der Widerlegung nicht stark in Unkosten zu setzen brauchen. Andere aber schreiben über eine Menge außerhalb der Theologie liegender Gegenstände: über die Zeitereignisse; über den Geist des Zeitalters, das heißt über den moralischen, intellektuellen und socialen Zustand des heutigen Menschengeschlechtes; über alte und neue Weltgeschichte; über Philosophie und Litteratur. Sie geben sich das Ansehen, als ob sie wirklich freie philosophische und historische Forschungen anstellten, und gleichwohl sind sie nur die Waffenträger einer auf diesem Gebiete ganz ungültigen geistlichen Autorität. Das Verfahren dabei ist ungefähr folgendes. Anfangs tritt man leise mit conciliatorischen Filzsohlen auf; wenn dieß ungerügt, und vieleicht von arglosen Lesern unbemerkt durchgegangen ist, dann wird man dreister; man holt aus der Rumpelkammer der Zeiten Sätze hervor, die wenigstens 'an dieser Seite der bewohnten Welt' längst abgethan waren; man stellt sie hin als ob sie sich von selbst verständen, und niemand etwas dagegen

einzuwenden hätte; die wißenschaftlichen Untersuchungen, welche den Zweifel und die Verneinung nothwendig herbeigeführt, verschweigt man als gänzlich ungeschehen, oder man erwähnt sie aus der Ferne als Verirrungen des menschlichen Verstandes; jedoch klüglich, ohne sich in irgend eine Erörterung einzulaßen.

Ich will für jetzt keine Beispiele anführen. Eine Satire zu schreiben, wäre leicht; oder vielmehr, wie der römische Dichter sagt: es ist schwer, keine Satire zu schreiben.

Daß die römisch-katholische Kirche ehemals, wie über alle weltlichen Angelegenheiten der Staaten und Völker, so über alle menschlichen Wißenschaften sich die oberste Gerichtsbarkeit angemaßt hat, ist unleugbar. Man denke nur an Galilei, seit dessen Verurtheilung vor dem Tribunale der Inquisition kaum zwei Jahrhunderte verfloßen sind. Aber diese Ansprüche schlummern in den Archiven der römischen Curie, wie so manche andere, die man wegen der ungünstigen Zeitläufe nicht geltend zu machen weiß. Die eben bezeichneten Schriftsteller ziehen sie unbesonnener Weise wieder an's Licht. Sie sollen auch hiemit willkommen sein: denn so sehen wir ja klar, daß es auf Feßelung des menschlichen Geistes abgesehen ist.

Jede wißenschaftliche Untersuchung muß nach den auf ihrem eigenen Gebiete gültigen Gesetzen ihren Gang ungehindert fortgehn. Wenn man sie von einer fremden Autorität abhängig machen, ihr im Voraus die Resultate vorschreiben will, welche sie finden soll, so ist ihr ganzes Wesen aufgehoben, und sie ist eigentlich vernichtet. Wer seiner Vernunft die Augen aussticht, um irgend eine wißenschaftliche Entdeckung nicht zu sehen, der wird nachher für die Unterscheidung des Wahren und Falschen überhaupt blind sein.

Mancher hat hiebei nicht viel zu verlieren, weil er schon zuvor blödsichtig war. Wenn aber einmal ein Adler, von der Natur bestimmt, gerade in die Sonne zu schauen, und mit ausgespreiteten Fittigen sich ihr entgegenzuschwingen, — wenn dieser sich mit seinen eignen Klauen blendete, das wäre in der That ein beklagenswerthes Schauspiel.

Unbefugte Eingriffe der Theologie in die Rechte der Wißenschaft, Hemmungen durch kirchliche Machtgebote, sind leider auch in protestantischen Ländern versucht worden. Neuerdings wieder auf eine sehr unerfreuliche Weise in England. In einem zunächst für das englische Publikum bestimmten Aufsatze habe ich unbefangen darüber gesprochen *). Meine Aeußerungen sind jenseit des Meeres wohl verstanden worden, und haben dort einige Aufmerksamkeit erregt. Wenn ein so reicher und mächtiger Clerus, wie der anglikanische ist, eine enge Denkart hegt; wenn eine so zahlreiche, so angesehene und durch die Strenge ihrer sittlichen Grundsätze so achtungswürdige Religionspartei, wie die Methodisten, mit ihm gemeine Sache macht, um die dem unwißenden Geistlichen unbequeme, dem Zeloten widerwärtige philosophische und historische Skepsis zu unterdrücken; wenn beide, gegen Bücher, wodurch nach ihrem Vorgeben die Staatsreligion gefährdet wird, die weltliche Obrigkeit zum Beistande aufrufen, und diese, so weit der Buchstabe der Gesetze reicht, ihn nicht verweigern darf: dann wird die Sache bedenklich. Eine Zeit lang kann dieß retardierend und sogar zurückdrängend wirken, wie es gegenwärtig in England der Fall ist. Auf die Dauer muß dennoch eine schon so weit gediehene intellektuelle und sociale Bildung die Oberhand gewinnen.

---

*) Abriß von den europäischen Verhältnissen der deutschen Litteratur.

Den Ursachen solcher Oscillationen in der religiösen Denkart der Völker oder eines großen Theils von ihnen nachzuspüren, ist eine interessante Aufgabe. Ueberhaupt muß man gestehen, keine Seite der Geschichte bietet so auffallende und unerwartete Erscheinungen dar, als eben die Religionsgeschichte. Nicht nur Reaktionen finden statt: diese sind natürlich, und sogar nützlich, damit die beiderseitigen Uebertreibungen, allmälich abgeschwächt, sich ins Gleichgewicht setzen; sondern plötzliche Sprünge von einem Aeußersten zum andern, vom Unglauben zur Schwärmerei, von der Gleichgültigkeit bis zum glühendsten Eifer, und umgekehrt, sowohl bei der Menge als bei einzelnen Menschen. Es wäre wohl vermeßen, wenn jemand versichern wollte, in irgend einem Lande, unter irgend einem Volke sei die Entwickelung der theoretischen und praktischen Vernunft so allgemein verbreitet und so fest gegründet, daß ein Rückfall in den Aberglauben und Fanatismus für alle Folgezeit unmöglich sei. Wie längst erloschene Vulkane können diese düstern Mächte aus ihren unterirdischen Tiefen einmal unversehens hervorbrechen, und die angebaute Landschaft in eine Wüstenei verwandeln.

Sorglos soll man also im Besitz der kostbarsten Güter niemals werden; aber eine allzu ängstliche Besorgniß könnte auch auf Irrbahnen leiten. Die Symptome, welche sich in Deutschland hervorgethan, kommen mir ziemlich unbedeutend vor. Zum Theil sind es Reaktionen. Ferner war das verkehrte Streben nach Originalität durch Paradoxie und Affektation eine alte Krankheit unserer Litteratur: nun ist es auch einmal in eine andre Sphäre übergegangen. Neben der Originalitätssucht ist die Kontagion der Nachahmung sehr stark bei uns. Es sind die bekannten Hämmel des Panurg, die sich unaufhaltsam in's Meer stürzen, weil der

Schelm Panurg einen mit Gewalt über Bord geworfen hatte. Einzelne Rücktritte sind seit der Reformation wohl immer vorgefallen: sie haben keinen Einfluß auf das Ganze gehabt, man hat sie vergeßen. Wenn sie in dem letzten Menschenalter, wie behauptet wird, wirklich häufiger in Deutschland geworden sind als ehedem, so müßen wir erwägen, daß die Weltgeschichte überhaupt seit einem halben Jahrhundert sehr raschen Ganges fortgeschritten ist, und daß das Gedränge großer Ereignisse auch mancherlei geistigen Gährungsstoff aufgeregt hat. Ich weiß wohl, was manche meiner evangelischen Landsleute bei dem Uebertritt einzelner Deutschen, bei den Bekehrungsversuchen und insbesondere bei der nur zu deutlich ausgesprochenen Richtung einiger übergetretenen Schriftsteller beunruhigt: es ist der Blick auf das westliche Europa. Sie denken: Jam proximus ardet Ucalegon! Ich ehre ihre Gesinnung ohne ihre Besorgnisse zu theilen. Wir haben viele und starke Bürgschaften. Das bei uns Vorgefallene scheint mir mit jenen Ereignissen nicht in dem mindesten Zusammenhange zu stehen, und nur zufällig in der Zeit zusammenzutreffen. Billigen mag es vielleicht dieser oder jener Fanatiker in Deutschland, daß in Frankreich, ungeachtet der beredtesten menschlichen und christlichen Gegenvorstellungen, ein blutdürstiges Gesetz über das Sakrilegium durchgeht; daß in Spanien ein von Mönchen verhetzter Pöbel schreit: ‘Es lebe die Inquisition!’ — Wenn er sich aber rühmte, er habe es bewirken helfen, so wäre dieß doch nur eine wahnwitzige Prahlerei.

XIII.

Ueber Friedrich Schlegel.

Brief an Windischmann. d. d. 29. Decemb. 1834.

Der König Chilperich besaß für einen Franken des sechsten Jahrhunderts eine bedeutende litterarische Bildung. Er machte lateinische Verse, und war ein Liebhaber der Theologie. Er hatte einen lateinischen Traktat über die Dreieinigkeit geschrieben, und schmeichelte sich, dieses Dogma wißenschaftlicher, als bisher geschehen war, behandelt zu haben. Er lud einige Bischöfe ein, denen er es vorlas; aber es gerieth ihm übel damit. Die Bischöfe mißbilligten einstimmig seine Abhandlung; indessen mochten die, welche aus römischen Familien abstammten, aus Scheu vor seiner Würde und Macht sich mit einiger Mäßigung äußern; der Bischof Bertram aber, ein Franke von Geburt, der in seinem geistlichen Stande sein angeerbtes Kriegergeblüt nicht ganz verleugnen konnte, riß dem Könige das Manuskript aus der Hand und warf es in den brennenden Kamin.

Ob eine Versammlung von gelehrten, besonnenen und gläubig bei den Lehren ihrer Kirche verharrenden katholischen Geistlichen, wenn sie zu einer Entscheidung berufen wäre, mit diesen fünf Heften 'zur Philosophie und Theologie' [von Friedrich Schlegel], die ja auch großentheils Materialien zu einer Abhandlung über die Dreieinigkeit enthalten, so ver=

fahren würde, das laße ich dahin gestellt sein. Nach meiner Denkart kann ich überhaupt keine vorgängige Censur billigen, geschweige denn eine so fränkisch-bischöflich ausgeübte. Ich meine, man müße jeden ungehindert reden und ausreden laßen, wie auch seine Bejahungen oder Verneinungen beschaffen sein mögen: ihm fällt ja die gesetzliche und sittliche Verantwortlichkeit anheim. Auch versteht es sich, daß die andern das Recht haben, nicht zuzuhören. Bei gedruckten Schriften ergiebt sich dieß glücklicher Weise schon aus der Sache selbst: Bücher wären ein bedenkliches Ding, wenn sie Leser erzwingen könnten.

Aus eignem Antriebe hätte ich gewiß diese Hefte nicht gelesen; denn ich sah voraus, daß ich weder in wißenschaftlicher, noch in psychologisch-biographischer Hinsicht etwas Neues daraus erfahren würde; ich sah voraus, daß die Lesung nur schmerzliche Empfindungen bei mir aufregen würde, die ich gern von meiner Erinnerung entfernt halte. Der in Ihrer Mittheilung liegenden Aufforderung gemäß habe ich sie jedoch gelesen, sofern sie für mich in der ziemlich verworrenen und mit Abbreviaturen und Chiffern überladenen Handschrift lesbar waren. Es sei mir erlaubt, Ihnen meine Ansicht vorzulegen, wobei ich nicht die Anmaßung habe, Ihre Vollmacht im mindesten zu beschränken. Sie haben in Ihrer Ankündigung am Schluße der ersten Seite den bei der Herausgabe eines handschriftlichen Nachlaßes zu befolgenden Grundsatz aufgestellt, womit ich ganz einverstanden bin.

Vieles von dem, was den Inhalt dieser Hefte ausmacht, hat mein Bruder in der langen Reihe von Jahren, die er seitdem in fast ununterbrochener Muße der Forschung und Betrachtung widmen konnte, auf andre Weise verarbeitet, bereits öffentlich vorgetragen. Das Uebrige besteht

großentheils offenbar in kombinatorischen Versuchen. Dahin rechne ich auch die Tabellen am Rande: es ist ein Würfelspiel, ein Kartenlegen mit hypostasierten Begriffen, die in allen möglichen Anordnungen wiederkehren; und gesetzt es läge ein tiefer Sinn darin, was ich bezweifle, so sind sie doch für Jeden ohne einen Schlüßel zu der abstrusen und willkürlichen Terminologie unverständlich.

Ferner erhellt aus den unzählig oft wieder kommenden 'Vielleicht, Wohl, Etwa, Es scheint, Oder, Sollte nicht, Könnte, Möchte, Dürfte' und den Fragezeichen, daß viele der aufgestellten Behauptungen bei ihm noch gar nicht zu einer festen Ueberzeugung gediehen waren. Aber auch solchen Sätzen, die er scheinbar entschieden ausspricht, wird an andern Stellen auffallend widersprochen.

Demnach bleibt nur Weniges übrig, wovon mit Sicherheit angenommen werden kann, daß er es selbst, und zwar in der grellen barocken Form, wie es hier steht, zur Bekanntmachung geeignet gefunden haben würde.

Die Auswahl steht Ihnen zu. Wann sie erst getroffen sein wird, dann möchte es rathsam sein, diese Hefte zu vernichten, damit nicht irgend einmal, wenn der Zufall sie in feindselige Hände brächte, ein Mißbrauch davon zum Aergerniß und zum Spott gemacht werde. Dieß wäre leicht; es ließe sich eine stattliche Blumenlese der Art aufstellen. Es wird nicht nöthig sein, daß ich Beispiele abschreibe; ich habe mir nicht einmal erlaubt, Stellen anzuzeichnen.

Ich war in einem Mißverständnisse befangen, welches sich erst neulich durch unser Gespräch aufklärte. Ich glaubte, die Absicht sei, eine Ergänzung der sämmtlichen Werke zu liefern, deren Herausgabe ja durch zufällige Umstände unterbrochen worden war. Und hiezu wurde ich durch den

Brief meiner Schwägerin veranlaßt, indem sie schreibt: 'Was 'sonst noch zerstreut bei verschiedenen Anläßen oder Zeitblät-'blättern bereits in früherer Zeit gedruckt ist, was sich eig-'nen möchte, wieder aufgenommen zu werden, das weiß 'Niemand so gut, als Sie, da Sie ja früher mit allen 'seinen Arbeiten bekannt waren.' Von diesen seit vielen Jahren aus dem Umlauf gekommenen, und also für die jüngeren Zeitgenossen so gut wie neuen Schriften habe ich nun ein, soviel möglich, vollständiges Verzeichniß mit Anmerkungen aufgesetzt, wovon ich Ihnen, so wie meiner Schwägerin, eine Abschrift einhändigen werde *). Diese

---

*) [Das Original liegt vor mir; das Verzeichniß ist aber nicht ganz vollständig, sondern enthält nur Angabe 1) einiger in [Reichardts] Deutschland (Berlin bei Unger 1796. 8. 4 Bde.), welche Zeitschrift A. W. S. selbst nicht besaß, enthaltener Schriften Friedrich Schlegels; dann derer 2) im Lyceum (Berl. bei Unger 1797. 8.), 3) im Athenäum (Berl. 1798...1800. 8. 3 Bde.), 4) in den Charakteristiken und Kritiken (Königsb. 1801. 8. 2 Bde.), 5) in der Europa (F. a. M. 1803. 2 Bde. 8.), 6) Lessings Gedanken und Meinungen. 3 Thle., Lpzg. 1804. 8. 7) in dem Poet. Taschenbuch auf 1806. von Fr. Schlegel. Berl. Unger 1806. 16., 8) der Schrift 'Ueber d. Sprache u. Weisheit der Indier.' Heidelb. 1808. 8., 9) in den Heidelb. Jahrbüchern (1808. Abth. für Theologie und Philos. S. 129...159. Rec. Fichtescher Schriften, S. 266...90. Stolbergs Gesch. der Religion, unterzeichnet; Abth. f. Philologie, Historie u. s. w. S. 134...42. Büsching u. v. d. Hagen deutsche Volkslieder, anonym, wie die in die sämmtl. Werke aufgenommene Rec. v. Goethes Werken Bd. 1...4.), 10) des Deutschen Museums (Wien 1812. 1813. 8. 4 Bde.), 11) der Concordia, herausgeg. v. F. Schl. Wien 1823. 8. und 12) der Wiener Jahrbücher der Litteratur 1818. ff.

Von den hinzugefügten Anmerkungen hebe ich nur folgende heraus: Zu Nr. 1. über die Rec. des Woldemar von Jacobi:

Nachweisungen können, wo nicht jetzt, in Zukunft nützlich sein. Sie beiden mögen entscheiden, was aufgenommen und was ausgeschloßen werden soll.

"Meisterlich geschrieben und voller Witz; aber man fand sie damals hart, weil sie so tief in das Persönliche eingreift."

Zu Nr. 6. "Es versteht sich wohl von selbst, daß die Auszüge aus Lessings Werken nicht wieder gedruckt werden dürfen. Sie waren schon damals ein kaum verkleideter Nachdruck. Alles aber, was Friedrich beigefügt, wäre herauszuheben u. s. w."

Zu Nr. 8. "Diese Schrift hätte einer durchgängigen Umarbeitung bedurft, um dem gegenwärtigen Stande der Forschungen über das alte Indien und den unermeßlich erweiterten Kenntnissen zu entsprechen. Aber da Friedrich zu dem Studium der Quellen nicht zurückgekehrt war, so wäre er auch zu einer solchen Umarbeitung nicht gehörig gerüstet gewesen. Alle drei Bücher über Sprache, Philosophie und Poesie sind gleichermaßen mager und unbefriedigend. Indessen ist, von der Dürftigkeit der Materialien abgesehen, die Ausführung vortrefflich. Dem Verfaßer bleibt der Anspruch auf Priorität in manchen Stücken, und das Verdienst, eine neue Bahn betreten zu können. Alles muß so bleiben, wie es ist. Nur in dem ersten Buche, über die Sprache, ist die Schreibung der sanskritischen Wörter durchgängig zu reformieren, und die erweislich falschen etymologischen Zusammenstellungen sind auszustreichen. Das Resultat, das Sanskrit sei als die Muttersprache des lateinischen, griechischen und germanischen Sprachstammes zu betrachten, ist viel zu gewagt: hierin werden alle Kenner, Grimm, W. v. Humboldt, Bopp, Burnouf, Lassen, Friedr. Windischmann u. s. w. mit mir einverstanden sein. Ich bin erbötig, in einer Vorerinnerung den Standpunkt des Ganzen aufzustellen, und zu dem ersten Buche eine berichtigende und ergänzende Nachschrift zu geben."

Zu Nr. 9. die Rec. von Goethes Werken betreffend: "Vermuthlich hat sich Friedrich nicht genannt aus Schonung für Goethe; denn es ist eine Parodie auf Goethes Recension von des Knaben Wunderhorn [zuerst in der Jen. Allg. Lit. Z. 1806. N. 18. ff.] Daß dieser Aufsatz aber von ihm herrührt, weiß ich gewiß. Er ist

Die Ergänzung der sämmtlichen Werke schien mir deswegen das Dringendste, weil bis jetzt das Eigenthum des Schriftstellers, und besonders eines verstorbenen, in Deutschland durch eine allgemeine Gesetzgebung noch gar nicht gesichert ist. Es könnte also ein Nachdruck der in der Sammlung noch fehlenden Schriften veranstaltet werden, ohne eine solche Auswahl, wie Friedrichs Freunde sie wünschen mögen. Dieser Gefahr wäre einigermaßen vorgebeugt, wenn die Sammlung vervollständigt und ausdrücklich für geschloßen erklärt wäre: denn alsdann sind die Werke ein Bibliotheksbuch. Das deutsche Publikum scheint dergleichen Sammlungen zu lieben; wir haben viele Beispiele von sehr bändereichen, worin Schriften mit aufgenommen sind, welche bei ihrer ersten Erscheinung schon wenig Käufer fanden, und bei einem neuen besonderen Abdruck deren noch weniger gefunden hätten.

Freilich das einmal Gedruckte hat man immer unwiderruflich aus der Hand gelaßen, man kann es nicht wieder zurückholen. Vielleicht haben wir es nur der Vergeßlichkeit des deutschen Publikums zu verdanken, daß kein Nachdruck der Lucinde an's Licht getreten ist **). Ein sehr wohlwollender Mann, Herr Golbéry, Rath des königlichen Gerichtshofes in Kolmar, hat Artikel über Friedrich und mich in

---

voller Witz und verdient auf alle Weise einen neuen Abdruck. Ob sich in den folgenden Jahrgängen [der Heidelb. Jahrbücher] noch anonyme Recensionen von Friedrichs Hand finden, weiß ich nicht: es ist aber nicht glaublich. Er gieng schon im Sommer 1808 nach Wien, kurz darauf erfolgte der Krieg; nach dessen Beendigung hielt er in Wien Vorlesungen und gab dann eine eigne Zeitschrift heraus [das Deutsche Museum]." Bg.]

**) [Bekanntlich hat Herr Christern diesen Satz unrichtig gemacht.]

der Biographie universelle geschrieben; ferner eine ausführliche Nachricht von meiner litterarischen Laufbahn in der Revue germanique. Dasselbe wollte er nun auch in Bezug auf Friedrich thun, und schrieb mir, er habe sich dessen Schriften, auch die hier und da zerstreuten, so vollständig wie möglich verschafft, nur die Lucinde habe er nicht auftreiben können. Ich beschwor ihn, sie entweder ganz mit Stillschweigen zu übergehen, oder sie nur flüchtig zu erwähnen, und er versprach, es so damit zu halten. Wie ernst ich den Druck dieser thörichten Rhapsodie abgerathen, wiewohl ich noch ziemlich jung und tollkühn genug war, erhellet aus seinen Briefen, worin er mich den Antiroman nennt.

In Bezug auf die Hefte zur Philosophie und Theologie, deren ja nach Ihrer Angabe aus den späteren Jahren noch viele vorhanden sein müßen, bemerke ich noch Folgendes: Bei der durchgängig entgegengesetzten Richtung ist doch die Manier genau dieselbe, wie in den Fragmenten im Athenäum. Das Fragment war ihm schon früh ein hypostasierter Lieblingsbegriff geworden und ist es immer geblieben. Eine Jagd auf den Schein des Paradoxen ist unverkennbar. Auch in den mitgetheilten Heften habe ich hier und da meine eignen, längst gehegten Ueberzeugungen wieder gefunden, die jedoch unter der seltsamen Verkleidung mir selbst beinahe widerwärtig wurden. Wenn er aber zusammenhängend und ausführlich schrieb, dann verfuhr er ganz anders schon in der frühesten Periode. Vollends aber in der letzten versäumte er niemals, ehe er vor dem Publikum auftrat, conciliatorische Filzschuhe anzulegen. Mich konnte er freilich damit nicht täuschen; aber arglose Zuhörer und Leser haben wohl manche Sätze vorbeischlüpfen laßen, ohne zu merken, wohin sie führten. Diese Bemühung hatte sogar auf seine Schreibart einen

sichtbaren, sehr nachtheiligen Einfluß: sie wurde durch alle die Bevorwortungen, Limitationen und Kautelen schwerfällig und verworren.

Wiewohl er in die 'Sämmtlichen Werke' so manche Jugendschriften aufgenommen hat, unverändert, nur mit dem Korrektiv einer Einleitung oder Schlußbemerkung, so ist doch die Reihe an die Fragmente aus dem Lyceum und Athenäum nicht gekommen. Und hier hatte er ja nichts weiter zu thun, als das ihm anstößig Gewordene auszustreichen, und ihm wäre noch eine reiche Auswahl witziger Einfälle, treffender Urtheile und sinnreicher Gedanken übrig geblieben.

Aus allem Obigen schließe ich, daß er nur sehr Weniges aus diesen Heften in der Form oder Unform der ersten abgerißnen Aufzeichnung öffentlich ausgesprochen haben würde.

Da mir nun Frau Dorothee von Schlegel schreibt, die Hefte historischen, litterarischen und philologischen Inhalts hätten die Professoren Steingaß und Bock (mir ziemlich unbekannte Namen) übernommen, so bin ich eigentlich mit keinem Theil des ungedruckten Nachlaßes beauftragt. Selbst die neueren Studien über Indien, die Sie erwähnen, gehören ja zu dem philologischen Fach.

Was die bereits gedruckten Schriften betrifft, so kann nur bei einigen der frühesten ein Zweifel eintreten, ob er sie in die Sammlung seiner Werke aufgenommen oder davon ausgeschloßen haben würde. Denn das mußte er doch einsehen, daß es unmöglich sei, die mannichfaltigen Verwandlungen seiner Denkart der Welt zu verheimlichen. Die Bahn seines Geistes war von jeher mehr als kometenhaft. Die höchst excentrische Ellipse wechselte plötzlich ihre Neigung gegen die Himmelsgegenden, ihre Neigung gegen die Ekliptik und ihren positiven und negativen Brennpunkt.

Aus der späteren Zeit sind, ohne noch die zerstreuten Aufsätze zu rechnen, vier starke Bände vorhanden. Die sämmtlichen Werke würden folglich auf 16 bis 18 Bände anwachsen, und diese Vervollständigung scheint mir für seinen Ruhm das Ersprießlichste.

Friedrichs Briefe an mich habe ich nur eben angefangen durchzugehen und kann Ihnen meine Resultate und Bedenklichkeiten erst später vorlegen.

XIV.

Vorläufiger Entwurf

einer

neuen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen.

1844.

Bisherige Aufnahme.

König Friedrich der Zweite hatte schon in früher Jugend, mehrere Jahre vor seiner Thronbesteigung durch eine einnehmende Persönlichkeit und ein reges Streben nach jeder Art von edler Geistesbildung die günstigste Meinung von seinen Anlagen begründet, nicht bloß in seiner näheren Umgebung, sondern auch im Auslande, besonders in Frankreich. In seinen Briefen an zwei Veteranen der französischen Litteratur, den sinnreichen Fontenelle und den gründlichen und frommen Rollin, sprach sich zugleich seine Bescheidenheit und Wißbegierde aus, in dem eifrig fortgesetzten Briefwechsel mit Voltaire seine leidenschaftliche Neigung zur französischen Poesie.

Seine Laufbahn als Schriftsteller eröffnete er mit dem Anti-Machiavel, den er schon als Kronprinz ausgearbeitet hatte. Diese kleine Schrift erschien ungefähr gleichzeitig mit seiner Thronbesteigung. Sie erregte allgemeines Aufsehen, wurde in verschiedene Sprachen übersetzt und mehrmals wie-

der gedruckt. Man kann wohl sagen, daß der Beifall, womit sie aufgenommen ward, ein wahrhaft begeisterter war. Was konnte erhebender sein, als zu erfahren, daß ein Thronerbe das alte Erbtheil des Königthums, die Staats-Raison, entschieden verwarf und sowohl im Innern als in den äußern Verhältnissen keine andern Grundsätze der Regierungskunst und der Politik anerkannte, als die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit. Besonders jubelten der neu aufgehenden Sonne die Philosophen entgegen, die noch nicht so wie später zu einer politischen Partei gediehen waren, aber doch schon großen Einfluß auf die allgemeine Denkart in Frankreich gewonnen hatten, und sich schmeichelten, durch Annahme ihrer Lehren von Seiten der Machthaber ein neues goldenes Zeitalter, ja vielleicht den ewigen Frieden, herbeizuführen. Diese chimärischen Hoffnungen wurden zwar einigermaßen durch die Ereignisse gedämpft, welche der Tod Kaiser Karls des Sechsten veranlaßte. Aber auch während der schlesischen Feldzüge ließ König Friedrich II. in seinen früheren Bestrebungen nicht nach. Kaum waren die beiden schlesischen Kriege durch die Abtretung der Provinz beendigt, als er den früher gefaßten Plan, in Berlin eine Akademie der Wißenschaften zu stiften oder vielmehr zu erneuern, wieder aufnahm und außer den einheimischen mehrere französische Gelehrte dazu berief. In den folgenden Friedensjahren blieb die Poesie, neben einer heitern und geistreichen Geselligkeit, in Erholungsstunden seine Lieblingsbeschäftigung. Aber er bestimmte seinen Gedichten nur eine beschränkte Oeffentlichkeit; er ließ nur eine kleine Anzahl Exemplare in einer eigens dazu eingerichteten Druckerei im Schloße zu Rheinsberg drucken. Als Geschichtschreiber zeigte er sich zuerst in den Denkschriften der Akademie, wo seine Mémoires pour servir à l'histoire de la

maison de Brandebourg stückweise vorgelesen wurden. Später veranstaltete er davon eine verzierte Ausgabe in Quart. Die an litterarische Freunde vertheilten früheren Gedichte konnten nicht geheim bleiben; es erschienen davon, jedoch ziemlich spät, erst im Jahre 1760, in Frankreich und in Holland fehlerhafte und hier und da verfälschte Nachdrücke. Dieß bewog den König noch während des siebenjährigen Krieges eine authentische Ausgabe unter dem Titel 'Poésies diverses' zu veranstalten. Wie sehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Geisteswerke eines Mannes gerichtet war, den man als einen unüberwindlichen Helden kennen gelernt hatte, läßt sich aus dem einzigen Umstande schließen, daß die Offiziere des rußischen Heeres, ehe sie in ihr Vaterland nach geschloßenem Frieden zurückkehrten, 900 Exemplare der Poésies diverses bestellt hatten. Es wird behauptet, Friedrich der Große habe es zuweilen nicht unter seiner Würde gehalten, anonyme Artikel von seiner Hand in Zeitschriften einrücken zu laßen, um berichtigte Ansichten unter dem Publikum zu verbreiten. Andere Schriften theilte er gedruckt, in wenigen Exemplaren, oder abschriftlich nur vertrauten Freunden mit. Die einzige Schrift von einigem Umfange, die er einer uneingeschränkten Oeffentlichkeit unmittelbar übergab, war die über die deutsche Litteratur. Diese Schrift, die im Jahre 1780 erschien, rief lebhaften Widerspruch hervor, weil der Verfaßer Alles, was in einer Periode der regsten Entwickelung des deutschen Geistes seit vierzig Jahren geschehen war, entweder nicht kannte, oder verkannte, oder nicht kennen zu wollen schien, und eine ausschließende Vorliebe für die damals schon gesunkene französische Litteratur kund gab. Eine Menge Widerlegungen traten an's Licht. Noch bei Lebzeiten des großen Königs dichtete Klopstock eine Ode ge-

gen ihn, die er zwar nicht veröffentlichte, aber doch in wenigen Exemplaren gedruckt an seine Freunde vertheilte; nachher ist sie in der Sammlung seiner Oden erschienen. Jene Schrift kränkte im höchsten Grade das deutsche Nationalgefühl; dem Ruhme des Helden ließ sich zwar nichts abdingen, aber gegen den Dichter und Denker begründete sie eine oft leidenschaftliche Stimmung. Auch brachte sie eine gewisse Abneigung gegen die französische Litteratur hervor, deren Studium Friedrich II. in Deutschland auszubreiten sich bemüht hatte. Die Nachahmung, welche 40 Jahre früher auf dem tragischen Theater stattgefunden hatte, war schon längst aufgegeben worden, und deren Rückkehr war durch Lessings siegreiche Polemik unmöglich gemacht; überhaupt hatte die deutsche Litteratur begonnen, sich eine Sphäre zu bilden, die sie mehr und mehr von der Denkart der westlichen Nachbarn abschied.

Seine späteren dichterischen Hervorbringungen fuhr der König fort wenigen litterarischen Freunden mitzutheilen, aber es ergieng damit nicht so, wie mit den früheren, daß sie in die Hände der Nachdrucker gerathen wären. Außerdem hatte er während seiner Feldzüge beständig ein Tagebuch gehalten. Dieses arbeitete er nun von Neuem durch und schrieb es im Jahre 1775 eigenhändig ab, ergänzt durch einen kurzen Bericht über die in den Zwischenzeiten vorgefallenen politischen Verhandlungen *). Diese Arbeit erstreckte sich bis zum Schluße des siebenjährigen Krieges, so daß also damit die Geschichte seiner Zeit von dem Regierungsantritte bis zum Hubertsburger Frieden vollendet war. Diese hielt er aber

*) [Zu diesem letztern Satze hat der Verf. ein Zeichen gemacht, wahrscheinlich in Betreff der Zeitangabe.]

durchaus geheim, da ihm sehr daran gelegen war, daß sie nicht wider seinen Willen unzeitig erschiene, weil er sie nur für die Nachlebenden bestimmt hatte. Die späteren Ereignisse gaben ihm noch Stoff zu Nachträgen, die ebenfalls geheim blieben.

Man kann wohl sagen, daß die Thaten des Helden die Schriften des Denkers und Dichters in den Schatten zurückgedrängt hatten, was um so weniger zu verwundern ist, da nur ein sehr kleiner Theil davon bekannt geworden war.

Dieser Zustand dauerte unverändert fort, bis im zweiten Jahre nach dem Tode des Verewigten eine Ausgabe seiner nachgelaßenenen Werke an's Licht trat. Sie betrug nicht weniger als 15 Bände, denen im nächsten Jahre noch 4 Bände der schon früher gedruckten Schriften, dann zwei Supplement-Bände solcher Schriften beigefügt wurden, die man dem großen Könige zugeschrieben hatte, für deren Aechtheit aber die Herausgeber nicht Gewähr leisten wollten.

Diese Sammlung bot den reichsten Stoff dar, nicht nur für Befriedigung der Wißbegierde, sondern auch der Neugier: Geschichtbücher, abgefaßt von dem Manne, der in seinem Zeitalter die Hauptrolle gespielt hatte; Gedichte, voll von biographischen Zügen, die vielleicht in Bezug auf die Lagen, worin er seine innigsten Gefühle ausgesprochen hatte, in der ganzen Litteraturgeschichte als einzig da stehen; einen Briefwechsel mit den bedeutendsten und einflußreichsten Männern Frankreichs. Ist die Sammlung mit derselben Wärme aufgenommen worden, wie die früher erschienenen vereinzelten Schriften? Man wird wohl noch jetzt durch die Erben der Verlagshandlung erfahren können, wie stark die Auflage gewesen, und wie hoch sich der Absatz uumittelbar nach der Erscheinung belaufen hat. Wenn er auch beträchtlich war,

so ist es doch kaum glaublich, daß eine lebhafte Nachfrage lange angedauert habe. Denn seitdem sind ja einige funfzig Jahre verfloßen und bis auf den heutigen Tag sind noch immer vollständige Exemplare vorräthig.

Freilich möchte es auch schwer fallen, einen ungünstigeren Zeitpunkt für die Herausgabe dieser Sammlung auszusinnen, als der war, wo sie stattfand. Frankreich war schon in voller Gährung: im übrigen Europa war man auf die die dortigen Vorfälle gespannt. Die immer steigenden Besorgnisse wurden bei dem schnellen Wechsel der Ereignisse durch die Wirklichkeit noch überboten. Nun erfolgten in einem großen Theile Europas verwüstende Kriege; im Innern Frankreichs, nach dem Umsturz alles Bestehenden, eine unerhörte Epoche der Barbarei, wobei die Hervorbringung und der Genuß freier Geisteswerke ganz unmöglich war. Erst gegen Anfang des laufenden Jahrhunderts unter einer eroberungssüchtigen Alleinherrschaft, deren Kriege aber die Gränzen Frankreichs nicht berührten, erwachte die einheimische Industrie und zeigte sich besonders im Buchhandel rege. Man kehrte zu den ehemals bewunderten oder beliebten Schriftstellern zurück: man veranstaltete in Paris eine Menge berichtigter, verschönerter, zum Theil auch zusammengedrängter Ausgaben ihrer Werke. Die Kunst der Typographie sammt allem Zubehör machte die glänzendsten Fortschritte. Und dennoch ist in so langen Jahren die Reihe niemals an Friedrich den Großen gekommen; kein Litterator, kein Buchhändler, kein Drucker ist auf die so nahe liegende Spekulation verfallen, eine neue beßer geordnete und beßer ausgestattete Ausgabe zu ermäßigtem Preise zu liefern.

Hiernach muß man wohl vermuthen, daß diese so wichtigen Schriften in Frankreich und den übrigen französisch reden=

den Ländern in eine vorübergehende Vergeßenheit gerathen sind, und diese Vermuthung wird durch manche einzelne Züge bestätigt.

Laharpe hat in seinen bändereichen Vorlesungen dem großen Könige nirgends einen Platz eingeräumt. Nur ein einziges Mal hat er Stellen aus dessen Briefen angeführt: in dem Abschnitt über oder vielmehr gegen die Philosophie des Jahrhunderts. (Cours de littérature T. XV. p. 124.) Laharpe hatte sich früher gerühmt, ein Schüler Voltaires zu sein, was er doch von Seiten der Talente niemals war; in seiner letzten Lebensepoche trat er nun plötzlich verwandelt wieder auf und bekämpfte mit dem blinden Eifer eines Neubekehrten seine ehemaligen Meinungsgenoßen. Die angeführten Stellen stehen wirklich in den Briefen Friedrichs II. an Voltaire und d'Alembert; der König hat sie einmal bei einer besondern Gelegenheit zurecht gewiesen. Nichts desto weniger hat sich Laharpe hier eines groben Betruges schuldig gemacht, indem er die Sache so stellte, als wäre Friedrich II. überhaupt ein Gegner dieser Männer gewesen. Eine so unverschämte Behauptung konnte er nur in der Zuversicht vortragen, daß keiner seiner Zuhörer die Schriften des großen Königs gelesen habe; sonst hätte er sich der Gefahr ausgesetzt, förmlich einer Lüge geziehen zu werden.

Die Schrift über die Feldzüge Karls XII. in Rußland gewann im Jahr 1812 eine neue Bedeutung durch das riesenhafte Unternehmen Bonapartes und dessen kläglichen Ausgang. Bonaparte begieng alle die Fehler, welche ein großer Meister der Kriegskunst an Karl XII. gerügt hatte, und stürzte sich dadurch, wie der schwedische Held, in sein Verderben. Ich habe oft Staatsmänner und Generale ihr Erstaunen darüber aussprechen hören, daß Napoleon die Schrift nicht gelesen

zu haben scheine. Vielleicht ist sie ihm ganz unbekannt geblieben, da sie in der Ausgabe von 1789 ziemlich versteckt steht.

Lacretelle hat in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts mit Verleugnung der nationalen Eitelkeit die Thaten Friedrichs unparteiisch geschildert. Er hat auch dessen historische Schriften benutzt, und ein Paar Stellen aus den Gedichten angeführt. Wenn er aber in dieser Beziehung den König ziemlich unschicklich le métromane nennt, so muß ich behaupten, daß er die Gedichte entweder nicht gründlich gelesen, oder daß es ihm an allem Sinne für tiefe Gedanken und erhabene Gesinnungen gefehlt habe.

Beurtheilung der Ausgabe von 1788...89.

Wenn demnach die gesammelten Schriften nicht mit derselben Wärme aufgenommen worden sind, wie die früher einzeln erschienenen, wenn sie eine ihrem Werthe entsprechende Verbreitung nicht erlangt haben, so muß, außer den allgemeinen ungünstigen Zeitumständen, ein Theil der Schuld auch den sehr auffallenden Mängeln der Ausgabe beigemeßen werden.

Das Aeußere ist in hohem Grade vernachläßigt. Diese Bände, mit abgestumpften Lettern und blaßer Schwärze auf grauem Papier gedruckt, können keine Zierde prächtiger Bibliotheken sein.

Schon zeitig hat Gibbon nicht nur ein strenges Urtheil, sondern auch seinen Unwillen über diese unwürdige Behandlung eines solchen Denkmals der geistigen Hinterlaßenschaft eines glorreichen Monarchen ausgesprochen, dem der Staat seinen erhöheten Wohlstand, seine Stärke und seinen Ruhm verdankte.

Die Ausgabe leidet aber außerdem an vielen andern und wesentlicheren Gebrechen. Zuvörderst bemerke ich die fehlerhafte Anordnung, oder vielmehr den gänzlichen Mangel eines wohlgeordneten Planes in der Reihenfolge der verschiedenartigen Schriften.

Diese, wiewohl ungemein zahlreich, vertheilen sich doch bei einem allgemeinen Ueberblick wie von selbst in folgende vier Klassen: 1) die historischen Werke; 2) die übrigen Schriften in Prosa: philosophische, politische und moralische Abhandlungen, akademische Lobreden, scherzhafte Aufsätze, u. s. w. 3) die Gedichte, und 4) die Briefe.

Der Umstand, daß die Herausgeber zuerst die nachgelaßenen Werke (Oeuvres posthumes) angekündigt hatten, nachher aber die bereits bei Lebzeiten des Verfaßers erschienenen Schriften gesammelt zu einem Nachtrage verbanden, war Schuld daran, daß jene so natürliche Ordnung nicht überall befolgt werden konnte. Das Zusammengehörige ward auseinander gerißen, und das Gleichartige durcheinander geworfen.

Die Mémoires de Brandebourg, wiewohl früher und abgesondert geschrieben, sind dennoch offenbar dazu bestimmt, an die Spitze der übrigen geschichtlichen Bücher gestellt zu werden, da sie bis zum Schluße der Regierung König Friedrich Wilhelms I. fortgehen, wo sich dann die Zeitgeschichte (Histoire de mon temps) unter verschiedenen Titeln von 1740 bis 78 daran anschließt. Statt dessen sind sie unter die bei Lebzeiten des Verfaßers gedruckten Schriften verwiesen worden: ein Uebelstand, der um so schlimmer ist, weil sich viele Exemplare der Oeuvres posthumes ohne den Nachtrag in Bibliotheken vorfinden.

Wie gesagt, dieß war unvermeidlich; aber die Un-

ordnung geht noch viel weiter, besonders bei dem Briefwechsel, wo sich dann keine andere Entschuldigung für die Herausgeber aussinnen läßt, als die Annahme, sie seien nicht gleich anfangs im Besitze aller Materialien gewesen.

Aber es sind noch weit schwerere Beschuldigungen auf diese Männer gehäuft worden, welche doch das Zutrauen des erhabenen Verfaßers genoßen zu haben scheinen; sie sollen sich nämlich Verfälschungen erlaubt haben. Dieser Vorwurf, der sich nur auf die historischen Schriften bezog und beziehen konnte, ist jetzt durch die That widerlegt. Ich werde im Folgenden darauf zurückkommen.

Das Meiste, was man sonst den Herausgebern Schuld gegeben hat, besteht in Unterlaßungs-Sünden. Sie haben nirgends für die Beglaubigung ihrer Ausgabe gesorgt, wozu sie insbesondere ihre Vollmacht hätten darlegen müßen. Haben sie dieß in den vorausgeschickten Ankündigungen gethan, so sollten diese den Werken selbst wieder vorgedruckt sein. Sie haben ferner zwei Supplement-Bände gegeben, unter dem Titel: Supplément des Oeuvres posthumes —— contenant plusieurs pièces qu'on attribue à cet illustre auteur; sie haben aber die Leser in der Ungewißheit darüber gelaßen, ob diese Stücke mit einigem Grunde oder fälschlich dem Könige zugeschrieben worden seien. Endlich, da es nicht fehlen konnte, daß bei einer in Deutschland gedruckten Ausgabe französischer Schriften Druckfehler sich einschlichen, da diese Druckfehler zum Theil von der Art sind, daß sie den Sinn gänzlich entstellen, und in Ermangelung anderer Hülfsmittel nur durch divinatorische Kritik berichtigt werden können, so haben sie doch nirgends ein Verzeichniß (Errata) beigefügt. Dieß heißt in der That den Lakonismus zu weit treiben.

Prüfung der beiden Supplementbände.

Wir begegnen hier zuvörderst einer seltsamen und auffallenden Erscheinung. Man erkennt auf den ersten Blick, daß diese Abtheilung, betitelt: Pièces qu'on attribue à cet illustre auteur, aus derselben Druckerei hervorgegangen ist, wie die übrigen 19 Bände; aber auf dem Titelblatt ist der Name des Verlegers ausgelaßen, und ein falscher Druckort, Cologne, gesetzt. Man hat mir zwar gesagt, hierunter sei 'Köln an der Spree' zu verstehen. Allein dieß ist eine leere Ausflucht. Nur sehr wenige Ausländer wißen, daß ein Theil von Berlin diesen besondern Namen führt. Wenn Köln ohne Beiwort genannt wird, so denkt jedermann nur an die berühmte Metropole und ehemalige freie Reichsstadt am Rhein, um so mehr, weil Cologne als angeblicher Druckort auf dem Titel vieler Bücher steht, die in Frankreich nicht öffentlich erscheinen durften.

Wie kommt es, wird demnach jeder aufmerksame Leser fragen, daß eine Sammlung von Schriften, wovon die meisten unleugbar von der Hand des glorreichen Monarchen sind, in dessen eigner Hauptstadt sich unter der Verkleidung eines fremden Druckortes wie ein ungesetzmäßiger Nachdruck hat einschleichen müßen? Aus den persönlichen Verhältnissen der Herausgeber läßt sich dieß vielleicht begreifen, aber schwerlich rechtfertigen. Wenn sie diese Schriften des großen Mannes nicht würdig achteten, so hätten sie beßer gethan, dieselben ganz zu übergehen.

Da der Titel der beiden Supplementbände Schriften ankündigt, die man dem erlauchten Verfaßer zuschreibe, so erhellet hieraus, daß sie sämmtlich bereits früher in einem gewissen Grade bekannt geworden waren. Aber man findet nirgends eine Nachweisung, wo und wann sie im Druck

erschienen, und ob sie wirklich in den Buchhandel gekommen, oder nur in einer kleinen Anzahl Exemplare vertheilt worden sind.

Durch welchen Zufall, oder welche seltsame Fahrläßigkeit ein beträchtlicher Theil der Briefe des Königs an Voltaire, gegen deren Aechtheit nicht der mindeste Zweifel erhoben werden kann, abgetrennt von der übrigen Korrespondenz, sich in diese Abtheilung verirrt hat, weiß ich vollends nicht zu erklären.

Pensées sur la réligion.

Die so betitelte Schrift, die in dem zweiten Supplementbande nicht weniger als 170 Seiten einnimmt, ist, bloß nach innern Gründen zu urtheilen, offenbar unächt und muß von der neuen Ausgabe ausgeschloßen bleiben. Es ist weder die Schreibart, noch die Methode des Königs. Ohne Zweifel war der Verfaßer ein geborner Franzose, und war, wie die ganze Richtung seiner Polemik ausweist, in der katholischen Religion erzogen worden. Vielleicht war er sogar zum geistlichen Stande bestimmt, und hatte seine frühere Bildung in einem Priester-Seminar erhalten, denn er zeigt sich nicht unbewandert in den Kirchenvätern und den scholastischen Theologen. Was aber ganz entschieden gegen Friedrich II. als vermutheten Urheber spricht, ist der Umstand, daß er die Stellen der heiligen Schrift immer lateinisch nach der Vulgata citiert, mit welcher sich vertraut zu machen der in der protestantischen Kirche erzogene König nicht den mindesten Anlaß hatte. Hingegen ist es die Sitte der französischen Kanzelredner, ihren Predigten biblische Beweissprüche in den Worten der Vulgata einzuflechten.

Herr Preuß giebt in seinem Buche über Friedrich den

Großen (Th. I. S. 476) eine bibliographische Notiz von zwei Drucken, die im Jahre 1745 mit falscher Angabe des Verfaßers erschienen seien. Die Aussage eines Predigers in Mastricht: ein Offizier Namens de la Serre habe sich auf dem Todbette dazu bekannt, hat nach allem Obigen wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Aus einer Stelle (Pensées, p. 70), wo von der Verfolgung der Protestanten in den Cevennen als einem gegenwärtigen Ereigniße die Rede ist, läßt sich sogar schließen, daß die Schrift beträchtlich früher abgefaßt worden, und schon deswegen dem großen Könige nicht zugeschrieben werden darf. Der unbekannte Urheber zeigt hier und da Scharfsinn; andre Male hat ihn seine Leidenschaftlichkeit zu starken Fehlschlüßen hingerißen. Seine Ansichten sind beschränkt: es fehlt überall an einem philosophischen Ueberblick.

Anforderungen an die beabsichtete neue Ausgabe.

Aus der Nachweisung der wichtigsten Mängel, welche in der Ausgabe von 1788...89 so störend auffallen, ergeben sich schon die Vorzüge, wodurch sich die neue Ausgabe wird auszeichnen müßen, um der großen, in ganz Europa erregten Erwartung zu entsprechen: 1) eine würdige typographische Ausstattung; 2) eine zweckmäßige und leicht überschauliche Anordnung; 3) vollkommene grammatische und orthographische Korrektheit, und Reinheit von Druckfehlern. Hieraus erhellet zugleich, welche schwierige Aufgabe den mit der Ausführung des königlichen Geschäftes beauftragten Akademikern gestellt worden ist, zu deren glücklicher Lösung außer der vertrautesten Bekanntschaft mit der Zeitgeschichte eine gründliche Kenntniß der französischen Sprache, verbunden mit einer

ner geschmackvollen Kennerschaft der französischen Litteratur, wie der verewigte Ancillon beides besaß, unerläßlich gefordert wird.

Die oft erwähnten Herausgeber haben nur sehr wenige und zum Theil ungenügende Anmerkungen beigefügt. Die Sparsamkeit und Kürze ist an sich nicht zu tadeln, da bei Werken, die nicht bloß für Gelehrte, sondern für das allgemeine europäische Publikum bestimmt sind, der Schein eines fortgehenden Kommentars möglichst vermieden werden muß. Vielleicht war auch in dem Zeitpunkte der Erscheinung das Bedürfniß der Erklärungen nicht so fühlbar, wie jetzt nach dem Verlauf von einigen funfzig Jahren. Aus den Stürmen, die kurz darauf losbrachen, ist erst nach einem Viertel-Jahrhundert durch den allgemeinen Frieden ein vielfach verwandeltes Europa hervorgegangen. Auch unterrichteten jüngern Lesern fällt es schwer, sich in den Gesichtspunkt jenes Zeitalters zu versetzen. Manche Ereignisse, die damals in lebhaftem Andenken standen, sind durch gewaltigere Glückswechsel verdunkelt worden; viele Namen, die einen gewissen litterarischen oder politischen Ruf erworben hatten, sind in Vergeßenheit gerathen. Wenn ich die Bedürfnisse anderer Leser nach den meinigen beurtheilen darf, so werden viele Anspielungen und Andeutungen, besonders in den Briefen und den Gedichten, ihnen als Räthsel erscheinen, worüber ein Aufschluß sehr willkommen gewesen wäre, aber vergeblich gesucht wird. Je beßer die Schriften des großen Königs verstanden werden, desto höher wird auch ihre Schätzung steigen. Die Worte bedürfen keiner Auslegung, da der Vortrag von großer Klarheit ist, wohl aber die Sachen. Die Ueberhäufung mit Anmerkungen läßt sich sehr leicht vermeiden, wenn man andre Formen, z. B. kurze Vorerinnerun-

gen, chronologische Anzeichnungen, und Namen-Register zu den erforderlichen Aufklärungen benutzt.

Die historischen Schriften.

Daß diese die ganze Sammlung eröffnen müßen, darüber ist man allgemein einverstanden. Auch die Herausgeber vom Jahre 1788 haben dieß eingesehen. Aber weil sie ihre Ankündigung auf die nachgelaßenen, noch nie zuvor gedruckten Werke beschränkt hatten, so entstand hieraus, wie ich schon oben bemerkte, der Uebelstand, daß sie das Werk, welches offenbar dazu bestimmt ist, den übrigen zur Einleitung zu dienen, in einen später erschienenen Nachtrag verweisen mußten.

Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg.

Ein Theil von dem ersten Entwurfe dieses Werkes ist zuerst unter den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wißenschaften T. II....IV. erschienen. Der Verfaßer hat es kurz nachher wieder durchgearbeitet, und hierauf das Ganze im Jahre 1751 in Quart drucken laßen. Hierauf folgte noch im Jahre 1767 eine mit Bildnissen verzierte Quartausgabe, welche dem neuen Abdrucke wird zum Grunde gelegt werden müßen. Da nun dieses Werk in seiner letzten Gestalt den höchsten Grad der Beglaubigung darbietet, so hat die sprachliche Kritik nichts weiter zu thun, als die Orthographie nach dem heutigen klassischen Gebrauch zu ordnen, und die etwa eingeschlichenen Druckfehler wegzuräumen.

Histoire de mon temps.

Dieser Titel, im Wesentlichen auf die ganze folgende Reihe paßend, pflegt besonders den ersten beiden Bänden

zugeeignet zu werden, welche die beiden schlesischen Kriege bis zum Dresdener Friedensschluß umfaßen.

Der Herausgeber der historischen Werke, namentlich der Staatsminister Graf von Hertzberg, der die Oberaufsicht führte, während der Prediger Moulines den Druck besorgte, ist der Verfälschung beschuldigt worden, und zwar von Dohm, einem angesehenen Diplomaten und Geschichtschreiber.

Da diese Behauptung nun, wie natürlich, Glauben fand, und von Vielen, auch von Hrn. Preuß in seiner Kompilation über das Leben Friedrichs des Zweiten unvorsichtiger Weise nachgesprochen worden ist, so war es wichtig, der Sache auf den Grund zu kommen. Dieß konnte nur durch Nachforschungen in den königlichen Archiven geschehen, womit Herr Preuß seitens der Akademie beauftragt ward.

Es fand sich eine eigenhändige Handschrift mit Angabe der Zeit der Beendigung, 1775, welche ausgemacht als die Bearbeitung letzter Hand betrachtet werden muß. Es ergab sich ferner, daß eine Kopie derselben dem Drucke von 1788 zum Grunde gelegt worden ist.

Verfälschung im strengeren Sinne des Wortes verdient nur die Unterschiebung eines fremden Machwerkes, unter dem Vorgeben, daß es von dem bekannten Verfaßer herrühre, genannt zu werden. Nun hat sich bei genauer Kollation der bezeichneten Original-Schrift durchaus kein unächter Zusatz gefunden, dagegen aber sind einige Auslaßungen erwiesen worden. Auslaßungen können auch gewissermaßen für Verfälschungen gelten, wenn sie das Wesentliche betreffen, und in der Absicht vorgenommen werden, die Erzählung des Verfaßers zu entstellen, oder sein Urtheil über die Thatsachen zu verheimlichen. Dieß ist aber hier keineswegs der Fall. Die ausgelaßenen Stellen laßen keine Lücke bemerken, auch sind

sie von sehr geringem Umfange: die im ersten Bande befindlichen mögen, zusammen gerechnet, ungefähr dreißig Druckzeilen betragen. In dem zweiten werden sie auch nicht viel mehr ausmachen. Man sieht hieraus, wie sehr Herr Preuß im Irrthume war, als er in seiner Lebensgeschichte Friedrichs des Großen (Th. IV. S. 359.) behauptete: „Auch 'verstümmelt' hat der Graf von Hertzberg die historischen Werke um „'ein Großes'."

Die im Druck übergangenen Stellen sind, wie ich bei genauer Vergleichung der Varianten des Manuskriptes bemerkt habe, sämmtlich von derselben Art: satirische Ausfälle gegen einzelne Personen und ganze Völker, lächerliche oder anstößige Anekdoten. Der Graf von Hertzberg scheint das Amt des Censors übernommen zu haben, und man begreift sehr wohl die damaligen Bedenklichkeiten des Staatsmannes, die freilich jetzt nach einem so langen Zeitraume wegfallen. So findet sich z. B. (Vol. I. ad pag. 84. 85.) eine sehr deutliche Anspielung darauf, daß Don Carlos, König von Neapel, nachher von Spanien, unnatürlichen Lüsten ergeben gewesen sei. König Karl III. von Spanien starb erst gegen Ende des Jahres 1788; er lebte also noch, als der Druck der Oeuvres posthumes im Jahre zuvor begann. Wenn auch die meisten der ausgelaßenen Stellen heutzutage ohne Bedenken eingerückt werden können, so möchte man doch wohl bei einigen zweifeln, ob sie dem Werke, das der Verfaßer selbst un ouvrage grave nennt, zur Zierde gereichen würden. Eine Schilderung, wie die von den Ausschweifungen der Kaiserin Elisabeth (Vol. II. ad pag. 96. 97.) ist man vom Suetonius gewohnt; beim Tacitus würde man dergleichen vergeblich suchen.

Da der König, wie Herr Preuß bemerkt, das Manu-

skript von 1775 offenbar nicht wieder durchgelesen hat, so tritt auch natürlich die Frage ein, ob er nicht, bei einer späteren Erwägung, selbst ausgestrichen haben würde was er in einer muthwilligen Laune auf das Papier hingeworfen hatte.

Histoire de la guerre de sept ans.

Die Handschrift, die dem Druck dieser Abtheilung der historischen Werke in einer Kopie zum Grunde gelegt worden ist, führt am Schluße die Zeitangabe: d. 17ten Dec. 1763. In der Vorrede spricht der Verfaßer von der Schilderung der schlesischen Kriege mit einer gewissen Geringschätzung als von einer jugendlichen Arbeit. Dieses kann aber nicht auf die Behandlung, wie sie im Druck erschienen ist, sondern nur auf den ersten Entwurf vom J. 1746 bezogen werden. Es erhellet ferner daraus, daß der König damals noch nicht den Vorsatz gefaßt hatte, eine neue und zwar verkürzte Bearbeitung davon zu unternehmen: einen Vorsatz, den er erst zwölf Jahre später ausführte.

Da ich noch nicht Gelegenheit gehabt, die Varianten nach der Kollation des Hrn. Preuß zu vergleichen, so kann ich über die etwanigen Auslaßungen in diesem zweiten Werke nichts sagen: doch wird vermuthlich dabei dasselbe Verhältniß stattgefunden haben, wie in den ersten beiden Bänden. Dasselbe gilt von den Mémoires, worin die Geschichte bis zum Schluße des baierischen Erbfolge-Krieges fortgeführt wird.

Die Varianten der autographen Handschrift vom J. 1775.

Sobald die Kollation des ersten Bandes der Histoire de mon temps beendigt war, ward sie mir eingehändigt, und ich nahm auch unverzüglich eine genaue Prüfung vor. Ich

war in hohem Grade erstaunt, ja ich darf wohl sagen bestürzt, die Handschrift so ungemein fehlerhaft in der Schreibart zu finden. Da ich den Bericht des Herrn Preuß gerade nicht zur Hand hatte, so wurde ich dadurch sogar zu der irrigen Meinung verleitet, als sei die kollationierte Handschrift nicht die Redaktion der letzten Hand, sondern ein früherer Entwurf.

Um meinen Aufenthalt in Berlin auf das beste zu benutzen, verſparte ich die unbedeutenden Abweichungen auf eine andere Zeit, und hob nur die Lesearten der Handschrift aus, einige dreißig an der Zahl, worin ich die auffallendsten Sprachfehler fand. Diese legte ich abschriftlich, von meinen Anmerkungen begleitet, dem akademischen Ausschuße vor.

Derselbe erklärte sich in der Sitzung vom 29. Juli 1841, welcher persönlich beizuwohnen ich durch Unpäßlichkeit verhindert ward, im Allgemeinen mit mir dahin einverstanden, daß eine grammatische Reinigung des Textes allerdings erforderlich sei, wie folgender Auszug aus dem Protokolle ausweiset:

„Was die bloß formellen Aenderungen betrifft, so hat „sich erst jetzo, nach Einsicht der Handschriften, herausge„stellt, wie dieselben beschaffen seien, und der Ausschuß erkennt „nach der Denkschrift des Herrn v. Schlegel an, daß viele „derselben beizubehalten, und überhaupt daß alles 'gramma„tisch Unrichtige' zu verbeßern sei; indem auch in dem Be„richte vom 24. Januar 1841 der Grundsatz aufgestellt wor„den ist, unwesentliche Fehler und bloße Versehen zu verbeßern. „Dagegen kann sich der Ausschuß nicht für ermächtigt hal„ten, über das Grammatische hinaus den Stil oder was man „im Unterschiede vom Grammatischen 'das Rhetorische' nennen „kann, zu verbeßern, da hierdurch in die Eigenthümlichkeit „des Verfaßers eingegriffen werden würde.“

Diese Mittheilung erwiderte ich durch ein an Hrn. Böckh als Kenner der philologischen Kritik gerichtetes Schreiben, worin ich den Begriff des Grammatischen und die Ausdehnung, welche demselben in dem vorliegenden Falle gegeben werden müße, prüfte.

Auf diese so wichtige Erörterung, das Ergebniß meines reifsten Nachdenkens, ist mir keine schriftliche Antwort zu Theil geworden.

Nach meiner Zurückkunft in Bonn im Herbste 1841 erhielt ich die Kollation beider Theile der Histoire de mon temps, aber in einer kritzlichen, sehr unleserlichen, auch nachläßig angefertigten Kopie. Indessen ließ ich mich dadurch nicht abschrecken, und nahm, ungeachtet meiner damals sehr geschwächten Gesundheit, zuvörderst den zweiten Band vor, da ich die wichtigsten fehlerhaften Lesearten der Handschrift des ersten Bandes schon in der oben erwähnten Vorarbeit behandelt hatte.

Bei dieser Durchsicht habe ich alle Abweichungen der Berliner Ausgabe von der Handschrift, auch die unbedeutendsten nicht ausgenommen, aufgezeichnet. Ich habe Anmerkungen beigefügt, worin ich die Gründe darlegte, warum diese oder jene Leseart grammatisch unzuläßig sei. Wo ich beide einander entsprechende Lesearten unbefriedigend fand, that ich Vorschläge zur Berichtigung des Ausdrucks, indem ich mich so sehr wie möglich der Handschrift annäherte.

Wie mühsam und weitläuftig diese Arbeit war, erhellet daraus, daß meine Analyse grammaticale der ersten 200 Druckseiten in einer auf die leichteste Uebersicht eingerichteten Reinschrift ungefähr anderthalb hundert Quartseiten einnimmt.

Der akademische Ausschuß hatte mir seine Verantwortlichkeit entgegengestellt, und zur Prüfung der Sache eine

'kollegialische Berathung' vorgeschlagen. Es war vorauszusehen, daß diese nicht anders als weitläuftig ausfallen könne, da wegen meiner Entfernung Alles schriftlich verhandelt werden mußte: indessen ließ ich mir den Antrag gern gefallen. Das erste Heft meiner Analyse sandte ich den 15. Mai 1842 ab, das zweite folgte in nicht langer Zeit nach. Meine Arbeit hat also dem akademischen Ausschuße lange genug vorgelegen: allein es ist keine Gegenbemerkung oder Belehrung erfolgt. Dem Ausschuße hat es nicht beliebt, das übernommene Richteramt zu verwalten, und ich bin im Zweifel, ob dessen Mitglieder meine Aufsätze auch nur durchgelesen haben.

Unter solchen Umständen wollte ich nicht vergeblich fortarbeiten. Meines Erachtens hat der Prediger Moulines bei Feststellung des Textes eine so gründliche Kenntniß der französischen Sprache bewiesen, wie sie heut zu Tage unter den deutschen Gelehrten äußerst selten vorkommt. Er ist auch mit großer Treue zu Werke gegangen, hat nichts Wesentliches an dem Inhalt verändert, und meistens nur den richtigen Ausdruck an die Stelle des verfehlten gesetzt.

Das Urtheil des Hrn. Preuß ist dem meinigen gerade entgegengesetzt. In den Berichten über seine Kollationen hat er die Herausgeber wiederum mit leidenschaftlichen Beschuldigungen überhäuft. Man mag dem wohlgemeinten, aber blinden Eifer des fleißigen Sammlers, der keinen Begriff davon hat, was zu einer reinen und klassischen Schreibart gehört, dergleichen allenfalls zu Gute halten, aber es verdient keine Berücksichtigung.

Es würde allerdings sehr bequem sein, die eigenhändige Handschrift, ganz roh wie sie ist, mit allen Solöcismen und Verstößen gegen den Sprachgebrauch buchstäblich genau abzudrucken: aber ich sehe davon sehr nachtheilige Folgen

voraus, die ich in dem beigelegten französischen Aufsatze angedeutet habe. Die Bewunderer Friedrichs II. haben ohne Zweifel seine Geschichtbücher schon gelesen; sie werden nun eine Vergleichung der Ausgabe von 1788 mit der neuen anstellen, und die bemerkte Unähnlichkeit wird ganz zum Nachtheil der letzten ausfallen. Es werden grammatisch berichtigte Nachdrücke erscheinen, und alle Leser von Geschmack werden diese vorziehen.

Wenn überhaupt den Herausgebern nachgelaßener Werke die Verpflichtung obliegt, den ausdrücklich erklärten oder sonst genugsam bekannten Absichten des Verfaßers gemäß zu handeln, so kann diese Verpflichtung wohl nirgends in höherem Grade stattfinden, als in dem vorliegenden Falle, daß nämlich der verewigte Verfaßer ein glorwürdiger Monarch war. Nun ist aber aus vielen Stellen der Schriften K. Friedrichs des Zweiten erweislich, daß er eifrigst um die Reinheit der Diktion bemüht war. Nichts würde also seinen Absichten mehr entgegengesetzt sein, als wenn man die seiner Feder entschlüpften Sprachfehler der Nachwelt als geheiligte Reliquien überliefern wollte. Die meisten bei Lebzeiten des Königs erschienenen Schriften sind vor dem Druck wiederholt durchgesehen worden; auch kommen auffallende Verstöße gegen die Grammatik und den Sprachgebrauch sowohl in den prosaischen Abhandlungen als in den Gedichten nur selten vor. Mit den historischen Werken verhält es sich aber anders: um die Geheimhaltung zu sichern, die ihm sehr wichtig war, hat der Verfaßer keinen litterarischen Freund zu Rathe gezogen, auch nicht einmal einem Schreiber diktiert; und es läßt sich leicht begreifen, daß die mühselige Arbeit, mehrere Bände mit eigner Hand niederzuschreiben, seine Aufmerksamkeit von der Vollendung des Stils abgelenkt hat.

Ausstatttung der historischen Werke mit Anmerkungen und andern zum beßern Verständniß dienlichen Zugaben.

Mir ist nicht bekannt, ob es in dem Plane der neuen Ausgabe liegt, der Darstellung der Feldzüge Specialkarten des jedesmaligen Kriegsschauplatzes, Riße der Festungen nach ihrer damaligen Beschaffenheit, endlich Zeichnungen von der Stellung und den Bewegungen der Heere in den Hauptschlachten beizufügen. Daß aber diese Mittel der Anschaulichkeit vielen Lesern, und namentlich denen, welche gründliche Belehrung suchen, sehr erwünscht sein würden, nehme ich keinen Anstand zu behaupten. Die Meinung des großen Meisters der Kriegskunst hierüber ist nicht zweifelhaft: er hat sie selbst auf das entschiedenste ausgesprochen. Voltaire hatte ihm ein neues Werk über die Feldzüge des Marschalls von Sachsen angekündigt; der König erwiedert hierauf:

L'ouvrage dont vous me parlez du Maréchal de Saxe m'est connu, et j'ai écrit pour en avoir un exemplaire. Les faits sont récents et connus; il n'y a que les cartes qui intéressent, parce que le terrain est l'échiquier de nous autres anthropophages, et que c'est lui qui décide de l'habileté ou de l'ignorance de ceux qui l'ont occupé. (Oeuvres posthumes. T. IX. p. 259.)

Es haben sich sogar im Archiv flüchtige Skizzen der Schlachten bei Leuthen und Zorndorf von des Königs eigner Hand vorgefunden.

Auch der originalen Quartausgabe der Mémoires de Brandebourg sind auf Befehl des Verfaßers ein paar Landkarten der östlichen preußischen Staaten beigefügt, die aber noch unvollkommener ausgefallen sind, als es damals erwartet werden konnte.

Seit dem Anfange der Kriege K. Friedrichs II. ist ein volles Jahrhundert verflossen, während dessen mannichfaltige und wichtige Veränderungen eingetreten sind, besonders in den Gränzbestimmungen ganzer Staaten und ihrer landschaftlichen Unterabtheilungen. Ehemals berühmte Namen sind sogar völlig aus der Geographie verschwunden. Die allgemeinen und Special-Karten, welche den heutigen Zustand darstellen, können dem so nachdrücklich ausgesprochenen Zwecke, dem Leser die Feldzüge anschaulich zu machen, nicht genügen, sie könnten vielmehr Irrthum und Verwirrung verursachen. Die älteren Landkarten, für den heutigen Gebrauch nicht mehr tauglich, überdieß auch in andern Hinsichten mangelhaft, werden nur noch in großen Bibliotheken aufbewahrt, und dürften im Auslande überhaupt schwer zu finden sein. Die Unentbehrlichkeit dieser Hülfsmittel für das gründliche Verständniß der Geschichtbücher tritt demnach bei der unternommenen authentischen Ausgabe, besonders in dem siebenjährigen Kriege, der auf so weit von einander entlegenen Schauplätzen gleichzeitig geführt ward, auf das stärkste hervor.

Ungeachtet der sehr zusammengedrängten Erzählung, worin unzählig viele kleinere Einzelheiten übergangen werden mußten, ist dennoch die Menge der Orts- und Personen-Namen beinahe unübersehlich, und es erfordert eine große Aufmerksamkeit, sie dem Gedächtnisse einzuprägen, und überall wo sie vorkommen, sich der früheren Erwähnungen zu erinnern. Für die Ausländer ist die Schwierigkeit noch größer, weil es ihnen nicht leicht gelingt, sich die Aussprache so vieler fremd klingender Wörter anzueignen. Meines Erachtens würde demnach ein doppeltes alphabetisches Register, eines der Ortsnamen, mit Beifügung der geographischen Bestimmungen, das andere der Personen-Namen mit kurzen biographischen Notizen un-

gemein nützlich sein. In beiden müßten die sämmtlichen Stellen, wo jeder Name vorkommt, mit Angabe des Bandes und der Seitenzahl nachgewiesen werden. In Bezug auf die handelnden Personen erscheint dieß doppelt nothwendig, weil sehr häufig mehrere, die denselben Familiennamen führen, unterschieden werden müßen, und der Verfaßer dennoch diese näheren Bezeichnungen, so wie auch die Geburtstitel ausläßt. Wegen der bekannten Sorglosigkeit in diesem Punkte, da der König nicht selten die Namen seiner eignen Generale oder seiner Gegner fortwährend fehlerhaft schreibt, ist eine durchgängige Berichtigung der Namen unerläßlich, die am sichersten bei Anfertigung der beiden vorgeschlagenen Register vorgenommen werden wird. Diese Arbeit fällt großentheils dem Geographen und dem Historiker zu. Indessen giebt es nicht wenige Ortsnamen, bei welchen der französische Sprachgebrauch eine abweichende Schreibung festgesetzt hat, und hier wird ein gründlicher Kenner der Grammatik zu Rathe gezogen werden müßen. Für die Umsetzung der rußischen Namen in lateinische Buchstaben gilt in gewissem Grade dasselbe.

Berühmte neuere Geschichtschreiber, Voltaire und Gibbon haben nicht geglaubt, ihre Werke durch dergleichen Zuthaten zu verunzieren.

Ob die militärischen Ereignisse, wegen der seit jener Zeit in manchen Stücken veränderten Gestalt des Kriegswesens, besonderer Erklärungen bedürfen, darüber steht das Urtheil den Kennern des Faches zu.

Zweite Abtheilung.

Den historischen Werken werden die übrigen Schriften in Prosa: politische, philosophische, moralische Abhandlungen,

einige satirische Gespräche, endlich die akademischen Lobreden, sich am natürlichsten anschließen.

Im Ganzen wird man hiebei der Zeitordnung folgen können; auf solche Weise begleitet der Leser gleichsam den Verfaßer durch die verschiedenen Lebensstufen hindurch, und wird in den Stand gesetzt zu beobachten, in wie fern seine Ansichten von den menschlichen Angelegenheiten mit dem Fortschritte des Alters sich entweder mehr und mehr festgesetzt haben, oder einigermaßen durch spätere Erfahrungen abgeändert worden sind.

Von einigen ist die Zeit der Abfaßung bekannt, bei andern läßt sie sich aus einzelnen Zügen oder aus Erwähnungen in dem Briefwechsel des Königs wenigstens ungefähr bestimmen. In einigen Fällen dürfte eine Abweichung von der Zeitfolge nicht nur erlaubt, sondern rathsam sein.

Um dieser Abtheilung eine glänzende Einfaßung zu geben, schlage ich vor, den Anti-Machiavell voranzustellen, und die Reihe mit der Schrift über die deutsche Litteratur zu beschließen, die im J. 1780 erschienen ist. Beide haben großes Aufsehen erregt, aber freilich in durchaus entgegengesetztem Sinne: die erste in ganz Europa, die zweite nur in Deutschland. Diese ist, so weit ich es übersehen kann, unter allen bisher im Druck erschienenen die späteste.

Die ältesten Ausgaben des Anti-Machiavel finden sich in der königlichen Bibliothek, wo ich die Gelegenheit benutzt habe, sie genau zu prüfen; da sie mir aber jetzt nicht zur Hand sind, so kann ich das Verhältniß zu der Ausgabe von 88. nicht angeben. Ein holländischer Buchhändler hat Voltairen Verfälschungen Schuld gegeben, wie es scheint, mit Unrecht: wenn dieser nichts Schlimmeres gethan, als solche Sprachfehler wie propaginer und les parties belliqueuses,

durch propager und les parties belligérantes zu berichtigen, so wird ihn wohl Niemand deshalb tadeln. Voltaire gesteht jedoch ein, daß er einige Ausdrücke aus politischen Rücksichten gemildert habe. Der Verfaßer äußert sich in gewissen Punkten mit der Redaktion seines Vertrauten nicht einverstanden, aber man sieht nicht deutlich, was ihm daran mißfiel. Auch hat er niemals eine authentische Ausgabe veranstaltet. Es wird also wohl bei der ursprünglichen Gestalt dieser Schrift ein Bewenden haben müßen. Herr Gottlieb Friedländer hat im J. 1834 Bruchstücke einer autographen Handschrift des Königs herausgegeben. Aber dieß ist offenbar nur ein erster roher Entwurf, den der Verfaßer bei wiederholter Durchsicht theilweise selbst verworfen hat. Aus einem Briefe des damaligen Kronprinzen vom 10. Januar 1740 erhellet unwidersprechlich, daß das an Voltaire übermachte Manuskript des Anti-Machiavell nicht von dessen eigner Hand, sondern eine durch einen seiner Sekretäre, Namens Gaillard, angefertigte Kopie war. Man würde daher einen großen Fehlgriff thun, wenn man in der beabsichteten klassischen Ausgabe diese merkwürdige Schrift, welche in ihrer ursprünglichen Form längst in verschiedene Sprachen übergegangen ist, durch Einrückung der friedländer'schen Bruchstücke erweitern, und sie vielleicht weitschweifig machen wollte. Dieselbe Bemerkung gilt von allen autographen Handschriften, die etwa noch entdeckt werden mögen. Wir wißen aus der Epistel an Darget, daß der königliche Verfaßer von seinen Aufsätzen in Prosa und in Versen wiederholt Abschriften nehmen ließ, und jedes Mal eine neue Durchsicht vornahm. Nur die historischen Schriften machen eine Ausnahme wegen der dabei strenge beobachteten Geheimhaltung.

Am besten wird sich hier die Schrift Considérations sur

l'état présent du corps politique de l'Europe anschließen. Die Herausgeber der Oeuvres posthumes setzen sie, aber ohne irgend einen Beweisgrund anzuführen, in das Jahr 1736. Ich muß dieß bezweifeln, weil ich die früheste Erwähnung in einem Briefe Voltaires vom 5. August 1738 finde, wo dieser erst eben die Mittheilung der Handschrift empfangen hatte; und wir wißen doch, daß der Kronprinz mit der Uebersendung seiner vollendeten Aufsätze und Gedichte an seinen litterarischen Vertrauten nicht zu zögern pflegte.

Die Schrift Examen critique du Système de la nature fällt in das Greisenalter des Verfaßers, da das berüchtigte Buch, welches hier widerlegt wird, erst im Jahre 1770 erschienen ist. Wie lebhaft auch der Eifer K. Friedrichs II. gegen die verderbliche Lehre angeregt war, so hat er sich doch nicht bewogen gefunden, seine Prüfung zu veröffentlichen. Sie ist aber ungemein wichtig, da sie als die letzte ernste Erklärung über die kirchlichen Angelegenheiten der Staaten und über das Verhältniß der Monarchen zu denselben betrachtet werden muß.

Die akademischen Lobreden sind zwar über einen langen Zeitraum zerstreut, müßen aber dennoch, als einer besondern Gattung angehörig, zusammengeordnet werden. Die letzte ist die auf Voltaire, die während des baierischen Erbfolgekrieges abgefaßt, gegen Ende des Jahres 1779 in der Akademie vorgelesen worden ist.

Dritte Abtheilung.

Die dichterischen Werke.

Aus der früheren Zeit finden sich eine Menge Briefe, besonders an Voltaire und Jordan, denen Verse nach augenblicklichen Einfällen und ohne Anspruch eingemischt sind.

Diese werden am zweckmäßigsten dem Briefwechsel zugeordnet werden, da sie sich oft auf den zuvor empfangenen Brief beziehen, und zum Verständniß der Antworten dienen, so daß durch deren Auslaßung eine fühlbare Lücke entstehen würde.

Auch stehen die meisten der gemischten Briefe, besonders die aus der früheren Zeit vor der Thronbesteigung bis zu Voltaires Ankunft in Berlin bereits in der Ausgabe vom J. 1788 an der rechten Stelle. Einige spätere haben sich aber unter die Poésies des achten Bandes verirrt: sie müßen von da weggewiesen und dem Briefwechsel eingeschaltet werden.

Die Gedichte sind in eben dieser Ausgabe, aller zweckmäßigen Anordnung zuwider, zerstreut und vier= oder fünffach auseinander gerißen.

Die älteren schon bei Lebzeiten des Königs gedruckten Gedichte stehen am Schluße der Oeuvres publiées du vivant de l'auteur im dritten und vierten Bande; die späteren erst nach dem Ableben des Verfaßers erschienenen füllen den ganzen siebenten Band der Oeuvres posthumes und das erste Drittel des achten aus. Außerdem ist noch eine Anzahl dichterischer Hervorbringungen, zum Theil von beträchtlichem Umfange, die meisten unstreitig von der Hand Friedrichs des Großen, in den ersten Supplement=Band verwiesen, unter dem Titel Plusieurs pièces qu'on attribue à cet illustre auteur.

Alle diese Gedichte gehören zu einer einzigen Reihenfolge, und das Zweckmäßigste wird sein, dabei, soviel möglich, die Zeitordnung zu beobachten. Auf solche Art wird der Leser in den Stand gesetzt, den Verfaßer auch in dieser besondern Hinsicht auf seiner Lebensbahn zu begleiten und die Entwickelung seines ausgezeichneten Talentes nach den Stufen des Alters wahrzunehmen.

Die frühesten Gedichte, wobei die berlinischen Heraus=

geber die Zeit der Abfaßung bemerkt haben, fallen in das Jahr 1734. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sich aber die Neigung zur Poesie bei dem Kronprinzen schon weit früher geregt; dieß läßt sich sogar aus einigen Andeutungen in den späteren Schriften über den Inhalt dieser jugendlichen Versuche schließen, die ihr Urheber vermuthlich, entweder als noch zu unreif, oder aus andern Gründen selbst vernichtet hat. Die den Briefen an Voltaire eingestreuten Verse fangen erst mit dem Jahre 1736 an.

Es ist bekannt, daß Friedrich II. nach seiner Thronbesteigung (der Zeitpunkt wird sich wohl noch näher bestimmen laßen) sich im Schloße zu Rheinsberg eine eigene Druckerei eingerichtet hatte, wo eine Ausgabe seiner gesammelten Gedichte zum ersten Male im J. 1750 erschien. Aber dieser Druck beschränkte sich auf eine sehr kleine Zahl von Exemplaren, die nur seinen vertrautesten Freunden bestimmt waren, und dem großen Publikum durchaus nicht mitgetheilt werden sollten.

Mehrere Jahre hindurch ward das Geheimniß bewahrt; endlich aber, man weiß nicht mit Zuversicht, durch wessen Veruntreuung, gerieth ein Exemplar in die Hände eines gewinnsüchtigen Nachdruckers: es erschienen im J. 1760, zum Theil unter falschem Druckort in Holland und in Frankreich Ausgaben, die großes Aufsehen machten, und den theologischen Eiferern Anlaß zu Ausfällen gegen den Philosophen von Sanssouci gaben. Der König war sehr erbittert gegen den unbekannten Thäter und spricht sich darüber in einem Gedichte an d'Argens (Oeuvres posth. T. VII. p. 4.) mit gerechtem Unwillen aus. Da jedoch die Oeffentlichkeit nicht mehr zurückzunehmen, auch die Nachdrücke durch erhebliche Fehler entstellt waren, so entschloß er sich, eine ächte Sammlung

zu veranstalten, die, von dem Marquis d'Argens besorgt, noch in demselben Jahre in Quartformat unter dem Titel Poésies diverses erschien. Aus dem Briefwechsel mit dem zuletzt genannten Gelehrten erfährt man, daß der Verfaßer eine in dem Originaldruck wirklich befindliche Leseart, die besonders großen Anstoß gegeben hatte, auf Andringen seines Vertrauten gemildert hat.

Die Anordnung der Gedichte in der als authentisch zu betrachtenden Quartausgabe wird beizubehalten sein. Sie gehören sämmtlich in die frühere Periode bis zum Jahre 1750, aber es fehlen nähere Zeitangaben der Abfaßung, die, wo sie sich ermitteln laßen, sehr wünschenswerth sind.

Wie es scheint, ist in der Sammlung vom J. 1750 bloß zufällig eines der frühesten Gedichte des Königs ausgelaßen worden. Mit der Ueberschrift Épître à Milord Baltimore, sur la liberté, hat es sich in den ersten Supplementband der berlinischen Ausgabe, welcher die zweifelhaft gelaßenen Stücke enthält, sehr ungehörig verirrt. (Supplément aux Oeuvres posth. T. I. p. 261 ... 270.) Dieses Gedicht trägt das Gepräge der Aechtheit an sich; überdieß wird es durch einen Brief des Verfaßers an Voltaire vom 20. Oktober 1739 beglaubigt. Dieser Brief, wie wohl manche andre, wird in der Berliner Ausgabe von 1788...89 vermißt; er findet sich aber in der vollständigen Sammlung von Voltaires Werken, die zuerst durch Beaumarchais in Kehl veranstaltet, nachher häufig wiederholt worden ist. Algarotti und Lord Baltimore hatten im Sommer des J. 1739 einen Besuch in Rheinsberg abgestattet, wo sie mit offenen Armen empfangen wurden. Der Kronprinz fand großes Wohlgefallen an der Unterhaltung des weit gereisten Engländers, wiewohl dieser im französischen Ausdruck sehr ungeübt war.

Die dichterische Epistel enthält eine beredte Lobpreisung der verfaßungsmäßigen Freiheit Englands, und ist im höchsten Grade merkwürdig. Dieß Gedicht muß unter den jugendlichen an seiner Stelle eingerückt werden.

Die im siebenten und achten Bande der Berliner Ausgabe enthaltenen Gedichte gehören der späteren Zeit an. Viele während des siebenjährigen Krieges geschriebene sind mit einer genauen Angabe nicht nur der Zeit, sondern auch des Ortes wo sie entstanden, im Lager oder in den Winterquartieren, begleitet. Dieß ist unschätzbar, weil es den Beweis liefert, daß der Held auch in den schwierigsten, ja in beinahe verzweiflungsvollen Lagen seinen unerschütterlichen Gleichmuth und eine Freiheit des Geistes behauptete, die ihn in den Stand setzte, seinen Gesinnungen und Gefühlen einen harmonischen Ausdruck zu geben. Es wird vortheilhaft sein, diese Angaben nicht auf den Schluß zu versparen, sondern sie der Ueberschrift anzufügen: so wird der Leser schon im voraus auf den Schauplatz versetzt. Die zahlreichen Stücke ohne Datum sind in der Berliner Ausgabe, wie es scheint, ziemlich auf's Gerathewohl zwischen die ursprünglich damit bezeichneten eingeschoben, wiewohl sich bei vielen die Zeit der Abfaßung durch Anspielungen auf gleichzeitige Ereignisse oder durch andre Kennzeichen wenigstens ungefähr ausmitteln läßt, und ich brauche nicht zu erinnern, daß die jetzigen Herausgeber hierauf den größten Fleiß zu verwenden haben. So stehen im 7ten Bande zwei Episteln an einen Grafen Hodiz, die erste pag. 27, die zweite pag. 98, die in der Zeit wenigstens dreißig Jahre auseinander liegen. Es wird schicklich sein, mit dieser Bemerkung die beiden Stücke unmittelbar auf einander folgen zu laßen, um den Kontrast stärker hervorzuheben.

In demselben Bande findet sich ein kurzes Gedicht, überschrieben Au sieur Gellert. Dieß ist ein Irrthum oder eine willkürliche Veränderung: das Gedicht war ursprünglich an Gottsched gerichtet, wie ich nach einer nicht allgemein bekannten litterarischen Anekdote zuverläßig versichern kann. Diese Verse sind erst nach Anfang des siebenjährigen Krieges geschrieben. Damals war Gottscheds früheres diktatorisches Ansehen schon sehr tief gesunken, aber dieß konnte dem Könige, der sich gar nicht um die Entwickelung der deutschen Litteratur bekümmerte, sehr wohl unbekannt geblieben sein.

Bei den Gedichten, die im ersten Supplementbande der Berliner Ausgabe unter dem Titel stehen Pièces qu'on attribue à cet illustre auteur, wird zuerst kritisch zu untersuchen sein, ob sie sämmtlich von K. Friedrich II. herrühren. Herr Preuß hat das Lustspiel Tantale en procès dem Könige abgesprochen, aber so viel ich mich erinnere, ohne seine Beweisgründe anzuführen. Indessen ist es nur allzu wahrscheinlich, daß diese Satire auf die verdrießlichen Händel Voltaires in Berlin von irgend einem der Hofleute herrührte, die damals sich aus Nachahmung des Königs eine gewisse Fertigkeit in der französischen Versifikation erworben hatten. Voltairen wird darin, in Anspielung auf seinen Geiz, der sprechende Spottname Engoule-tout beigelegt, der aber durchgehends sprachwidrig Angoule-tout geschrieben ist.

Was die unleugbar von Friedrich II. herrührenden scherzhaften und satirischen Stücke betrifft, so sind darunter einige, bei deren erneuertem Abdruck meines Erachtens solche Bedenklichkeiten eintreten, daß derselbe der allerhöchsten Entscheidung vorbehalten bleiben muß, wofern die Genehmigung nicht schon in der Instruktion für die Akademie enthalten ist.

In den scherzhaften Gedichten haben die Herausgeber

mehrmals einzelne Wörter ausgelaßen und die Lücke durch Sternchen bezeichnet. Für jeden Kenner der französischen Sprache ist die Ausfüllung leicht, da das Silbenmaß und der Reim dabei zu Hülfe kommen. Die Frage ist nur, ob bei dem neuen Abdruck die Neugierde der Leser gereizt, oder ob die Anspielungen, die den ersten Herausgebern anstößig schienen, voll ausgeschrieben werden sollen.

Manche Anspielungen in den Gedichten dürften den heutigen Lesern ohne erklärende Anmerkungen nicht verständlich sein, und der künftige Herausgeber wird vielleicht den Stoff dazu in Zeitschriften und Anekdoten-Sammlungen zuweilen ziemlich weit zu suchen haben. Dasselbe gilt von den Briefen.

Litterarische Briefwechsel.

In der Ausgabe von 1788 folgen die Briefe des Königs an jeden seiner gelehrten Freunde, an d'Alembert, an d'Argens u. a. unmittelbar aufeinander, und die Antworten der genannten Gelehrten sind ebenso von jenen abgesondert zusammengestellt. Dieß ist eine ganz verkehrte Einrichtung: denn ein Briefwechsel ist in der That ein Dialog in vergrößertem Maßstabe, und eine dialogische Erörterung verliert allen ihr eigenthümlichen Reiz, wenn der Leser die Reden und Gegenreden nicht mit Leichtigkeit übersehen und vergleichen kann, sondern sie erst mühsam aus verschiedenen Bänden zusammensuchen muß. Der Herausgeber des Briefwechsels mit Algarotti hat die richtige Methode befolgt, und dadurch an dieser schätzbaren Bereicherung der Briefsammlungen zugleich ein Beispiel zur Nachahmung aufgestellt. Die Antworten mögen aus einer um einen Grad kleineren Schrift gesetzt werden, um den Antheil des Königs auf eine in die Augen fallende Art auszuzeichnen.

Einige vereinzelte Briefe, die nicht zu einer fortgesetzten Korrespondenz angewachsen sind, werden an verschiedenen Stellen schicklich angehängt oder eingeschaltet werden können. Die Briefe an Fontenelle und Rollin verdienen ganz an der Spitze zu stehen: sie sind gleichsam die Vorrede zu seiner Laufbahn als Schriftsteller, indem sie sein frühzeitiges Streben bezeugen, mit berühmten Gelehrten nähere Verhältnisse anzuknüpfen.

Briefwechsel mit Voltaire.

Dieser Brifwechsel ist der wichtigste unter allen, von Seiten des litterarischen Gehaltes; er erstreckt sich auch über den längsten Zeitraum. Der Anfang fällt beinahe vier volle Jahre vor der Thronbesteigung des Kronprinzen, und mit einigen Unterbrechungen dauert die Korrespondenz bis kurz vor dem Tode des hochbejahrten Voltaire fort.

In der Ausgabe von 1788 sind die Briefe des Königs in vier Bände vertheilt, oder vielmehr unordentlich durcheinander geworfen, folgendermaßen:

Oeuvres posthumes.

T. VIII. p. 223 jusqu'à la fin.

T. IX., le volume entier.

T. X. p. 1...158.

Supplément aux Oeuvres posthumes. T. II. p. 171...456.

Es ist schwer zu begreifen, warum die Herausgeber eine so beträchtliche Anzahl von Briefen, deren Aechtheit nicht im mindesten bezweifelt werden kann, in den Nachtrag der unbeglaubigten Schriften verwiesen haben: es müßte denn etwa sein, daß sie keine Abschriften davon unter den Papieren des Königs vorgefunden hatten, und sie erst aus der vollständigen Sammlung der Werke Voltaires von Beau-

marchais kennen lernten. Wie dem auch sei, der künftige Herausgeber wird eine sehr mühselige Arbeit zu verrichten haben, um in dieser unerhörten Verwirrung die chronologische Ordnung herzustellen, und die Briefe richtig zu beziffern. So stehen z. B. die aus den ersten vier Jahren abwechselnd in dem Supplementbande und in T. VIII. und IX. der Oeuvres posthumes.

Ferner sind Voltaires Antworten (so kann man sie mit Recht nennen, weil der königliche Gönner selbst den Briefwechsel zuerst den 8. August 1736 eröffnet hat) durchgängig weggelaßen, wiewohl die Briefe von d'Argens und d'Alembert, so viel sich deren vorfanden, in die Ausgabe von 1788 aufgenommen sind. Hieraus entsteht der große Nachtheil, daß das Verhältniß des Königs zu seinem litterarischen Führer und Vertrauten, ein Verhältniß, das auf die ganze Laufbahn Friedrichs II. den entscheidendsten Einfluß gehabt hat, gar nicht gehörig an's Licht tritt. Freilich finden sich die Briefe Voltaires in den Ausgaben seiner sämmtlichen Werke, und zwar sind sie mit vollem Recht als die merkwürdigsten unter allen an die Spitze gestellt: aber man darf nicht voraussetzen, daß jeder Leser jene bändereichen Sammlungen zur Hand haben werde. Sollten die Briefe Voltaires auch beträchtlich zahlreicher sein, was ich noch nicht Muße hatte zu untersuchen, so würde doch nicht rathsam sein, die überflüßigen auszulaßen. Dieser durchaus unverstümmelte Briefwechsel wird leicht die unterhaltendste Abtheilung der neuen klassischen Ausgabe bilden.

Um bei dem großen Umfange die Uebersicht zu erleichtern, erscheint es als zweckmäßig, das Ganze in mehrere Bücher einzutheilen, wozu schon die verschiedenen Lebensepochen des Königs veranlaßen: 1) bis zur Thronbesteigung; 2) bis zu

Voltaires Aufenthalt in Berlin, und dem darauf erfolgten Bruche im Jahre 1752; 3) während des siebenjährigen Krieges; 4) aus den späteren Lebensjahren Voltaires bis kurz vor dessen Tode. Nach den bekannten Störungen tritt eine Lücke von ungefähr fünf Jahren ein, ehe sich wieder ein leidliches Verhältniß anknüpfte. In den unglücklichsten Kriegszeiten hatte Voltaire den Helden durch neue Verräthereien zu gerechtem Unwillen gereizt, wie aus einigen Briefen erhellet, worin er dessen lächerliche Anmaßungen mit bitterm Spotte zurückweist. Auch nach geschloßnem Frieden vergieng einige Zeit, bis Friedrich II. Alles in Vergeßenheit begrub, und dem geschwächten Greise die tröstlichsten Briefe schrieb.

Dieser Theil des Briefwechsels ist in litterarischer Beziehung vielleicht weniger bedeutend, als die früheren, aber voll von Zügen, die dem Charakter des Königs Ehre machen. So geht es fort bis kurz vor Voltaires Tode; auch nachher bewährt sich die rege Theilnahme, durch den genauen Bericht, den d'Alembert auf Andringen Friedrichs von seiner letzten Krankheit abstattete.

Die nicht zahlreichen Briefe von der Marquise du Châtelet und an sie können am füglichsten der ersten Abtheilung des Briefwechsels mit Voltaire eingeschaltet werden, da dieser damals von seiner gelehrten Freundinn unzertrennlich war.

Die übrigen litterarischen Korrespondenzen.

Die Briefe, die Friedrich II. mit seinem geistreichen und heitern Freunde Jordan wechselte, schließen sich hier zunächst an. Dieser Gelehrte war schon vier Jahre vor der Thronbesteigung einer von den Gesellschaftern des Kronprin-

zen in Rheinsberg geworden. Der Briefwechsel nahm frühzeitig ein Ende durch den Tod Jordans am 24. Mai des Jahres 1745. Die Briefe des Königs sind meistens scherzhaft und voll von der fröhlichsten Laune, selbst während der Feldzüge. In der Ausgabe von 1788 stehen sie zerstreut im VI. und VIII. Bande; die entsprechenden Briefe Jordans im XII. Die meisten sind von beiden Seiten mit Versen untermischt, müßen aber dennoch nach dem oben entwickelten Grundsatze nicht unter die dichterischen Werke gestellt, sondern den Briefen zugeordnet werden. Da die von Jordan an den König im Feldlager gerichteten Briefe großentheils Tagesneuigkeiten enthalten, so finden sich darin manche durch die Zeit verdunkelte Anspielungen, die vielleicht nur aus den damaligen Zeitungen Licht erhalten können.

Hierauf folgen nun die Korrespondenzen mit Algarotti, d'Argens und d'Alembert, nach derselben chronologischen Ordnung, nämlich nach dem Zeitpunkte des Schlußes. Der erste Briefwechsel fehlt in den Oeuvres posthumes und ist erst vor einigen Jahren durch die verdienstlichen Bemühungen des Herrn Generals Minutoli an's Licht gebracht worden. Die richtige Methode der Anordnung, wie ich sie im Vorhergehenden (S. 327 u. f.) bestimmt habe, ist darin beobachtet, und dadurch dem künftigen Herausgeber die Arbeit sehr erleichtert.

Die Briefe des Marquis d'Argens an den König nehmen den ganzen XIII. Band ein; die seines Gönners an ihn nur die letzte Hälfte des X. von p. 199...348. Die Briefe des Königs sind offenbar sehr unvollständig vorhanden; denn sie fangen erst im Jahre 1759 an, während von d'Argens die ersten Briefe sich schon aus dem Jahre 1747 datieren. Die Zwischenräume zwischen der Abfaßung der ein-

zelnen beweisen keine wirklichen Lücken, da der Briefwechsel natürlicherweise wegfiel, wenn der Marquis, wie so häufig, in der Nähe des Königs lebte. Von den Briefen des Königs sind etwa vierzig ohne Angabe des Ortes und der Zeit; die Herausgeber haben sie zusammen an den Schluß des Bandes gesetzt und sie unordentlich durcheinander geworfen; von vielen wird sich aus Erwähnung der Zeitereignisse ermitteln laßen, wohin sie gehören, und der künftige Herausgeber hat hierauf den größten Fleiß zu verwenden. Endlich muß dem Briefwechsel noch ein Brief der Wittwe beigefügt werden, worin sie dem Könige einen ausführlichen Bericht über das letzte Krankenlager ihres Gemahls ertheilt. Dieser ist in der Ausgabe von 1788 an den Schluß des XII. Bandes geschoben.

Die Briefe des Königs an d'Alembert füllen den ganzen XI. Band aus und von dem folgenden noch p. 1...60. Die Briefe des berühmten Gelehrten an seinen Gönner füllen den XIV. und die erste Hälfte des XV. Bandes, p. 1...236.

Dieser Briefwechsel ist folglich nach der Zahl und Ausführlichkeit der Briefe von großem Umfange, und zugleich, was den Gehalt betrifft, von hoher Bedeutung. Er fängt erst, einige Briefe von d'Alembert ausgenommen, mit dem Hubertsburger Frieden an, und dauert fort bis auf die letzten Lebensjahre des Königs. Man lernt also daraus seine Gemüthsstimmungen in diesem Zeitraume kennen, so wie auch den Ausdruck seiner Meinungen, wie sie sich nach vielfältigen Prüfungen festgesetzt hatten.

Als Anhang müßen beigefügt werden die Briefe des Marquis de Condorcet an den König, welche Tome XV. p. 261 bis zum Schluße p. 284 stehen. Die Briefe des Königs an denselben, wie auch einige an den bekannten

Grimm, sind unter die Lettres mêlees Tome XII. p. 71...90 geworfen.

Der König hat ohne Zweifel außerdem noch viele litterarische Briefe geschrieben, die vielleicht zufällig verloren gegangen oder von ihm selbst vernichtet worden sind. Die letztere Vermuthung ist die wahrscheinlichere. Zuverläßig hatte er an den Präsidenten seiner Akademie Maupertuis während dessen lange dauernden Abwesenheiten häufig geschrieben. Er bezeugt aber, daß Maupertuis alle Papiere, die er von ihm hatte, vor seinem Tode versiegelt an ihn zurückgesendet habe. Auch seine Briefe an d'Alembert forderte er von dem Marquis de Condorcet zurück, und beruhigte sich damit, daß ihm gemeldet wurde, sie seien verbrannt; da dieses doch nicht geschehen ist. Die übrigen einzeln gedruckten Briefe habe ich mir aus der hiesigen Bibliothek nicht verschaffen können; viel weniger kenne ich die Inedita, und kann also auch nicht sagen, ob dadurch eine wahre Bereicherung der Ausgabe von 1788 erworben werden würde.

XV.

Ueber historische und geographische Bestimmungen der Zoologie.

[Einleitung einer vermuthlich zur Vorlesung in der Berliner Akademie der Wißenschaften bestimmten Rede.]

Nicht ohne Schüchternheit trete ich vor dieser zahlreichen und durch die mannichfaltigsten Verdienste ausgezeichneten Versammlung auf. Ich muß befürchten, das Unternehmen eines öffentlichen Vortrags über Gegenstände, wovon ich nur die zur allgemeinen Bildung gehörende Kenntniß besitze, möchte für eine Anmaßung gelten. Auch erkläre ich ausdrücklich im voraus, daß ich keine neuen Entdeckungen mitzutheilen, sondern nur Zweifel und Fragen vorzulegen habe. Ich wünsche die Aufmerksamkeit der Forscher auf eine Bahn zu lenken, wo vielleicht für unsre Kenntniß der Thierwelt noch eine Nachlese zu erwarten ist.

Ich hoffe mir ein geneigtes Gehör zu verschaffen, indem ich meinen Vortrag mit dem europäisch berühmten Namen eines Mannes, den ein allzufrüher Tod vor wenigen Jahren der Wißenschaft entriß, mit dem Namen Cuviers eröffne.

Es gereicht diesem unermüdlichen Forscher und geistreichen Denker zum größten Ruhme, daß er, zu hohen Würden und Aemtern gelangt, dennoch seinem Berufe als Professor mit unvermindertem Eifer oblag. Ich hatte das Glück, zugleich mit Alex. von Humboldt, noch mehrere seiner Vorlesungen im Winter 31...32. anzuhören, wovon die letzte leider seine Krankheit durch eine plötzliche Erkältung verursachte.

Aus Veranlaßung unserer häufigen Unterredungen über wißenschaftliche Gegenstände schenkte er mir ein Exemplar seines kurz zu-

vor erschienenen Commentars über die Bücher des Plinius, welche die Zoologie betreffen.

Diese Arbeit ist vielleicht nicht so bekannt geworden, als sie zu sein verdiente, theils weil die von Lemaire besorgte Ausgabe der lateinischen Klassiker außer Frankreich wenig in Umlauf gekommen ist, theils weil man den Naturforscher unter einem Schwarme philologischer Commentatoren nicht zu finden erwartet. Cuviers Anmerkungen sind durch den Herausgeber ins Lateinische übertragen.

Ich habe einen berühmten deutschen Anatomen behaupten hören, Plinius sei wegen der Unbestimmtheit seiner Angaben, und seiner endlosen Verworrenheit wißenschaftlich gar nicht zu benutzen. Cuvier dachte nicht so: er hat in der allgemeinen Biographie die Vorzüge und Mängel des Plinius unübertrefflich richtig gewürdigt. Er fand freilich hier Vieles zu berichtigen, ja als Fabel und volksmäßigen Aberglauben zu verwerfen; aber er bestätigt auch nicht Weniges, und deutet glücklich was bisher unbegreiflich schien.

Da nun Cuvier in andern Schriften sich's überall angelegen sein läßt, dem größten Zoologen des Alterthums, dem Aristoteles, Gerechtigkeit widerfahren zu laßen, so darf ich mich wohl auf sein Ansehen berufen, wenn ich es wage, den Forschern die Prüfung alter Zeugnisse über die Thierwelt zu empfehlen.

Es giebt bereits eine doppelte Zoologie: die der Gegenwart und die der Urwelt. Die erste hat seit Linné und Buffon durch die Entdeckung unzähliger zuvor unbekannter Arten unermeßlich an Umfang, und durch Zuziehung der Physiologie und vergleichenden Anatomie an wißenschaftlicher Tiefe gewonnen. Die zweite ist eine ganz neue Wißenschaft: man kann wohl sagen, ein Triumph des menschlichen Scharfsinns, wo die restaurierende Kritik Wunder geleistet hat.

Zwischen der Gegenwart und jener Vorzeit, wo eine andre Verfaßung des Planeten auch andre sowohl in den Dimensionen, als specifisch von den heutigen verschiedene Gestalten des thierischen Lebens, wiewohl immer in verwandten Richtungen der bildenden Kraft hervorrief, liegt ein unbestimmbar langer Zeitraum in der Mitte. Von diesem Zeitraume nimmt die irdische Laufbahn des Menschengeschlechtes nur den letzten, und wahrscheinlich den kleinsten Theil ein. Unsre historische Kenntniß ist noch weit beschränkter: denn die

ältesten auf uns gekommenen schriftlichen Zeugnisse sind nicht viel älter als dreitausend Jahre. Freilich ist aber in diesen Zeugnissen und in andern Spuren und Denkmalen Manches enthalten, was uns auf eine beträchtlich weiter entlegene Vorzeit zurückweist.

Es ist nicht glaublich, daß seit dem Dasein des Menschengeschlechtes auf der Erde neue Arten von Thieren der oberen Ordnungen zum Vorschein gekommen sein sollten. Eher wäre es möglich, daß manche von der Natur gegen die Angriffe stärkerer Raubthiere nicht sonderlich gewaffnete Arten ganz ausgestorben seien. Historisch gewiß aber ist es, daß mehrere dem Menschen feindliche oder wenigstens hinderliche Gattungen durch den im Ganzen immer steigenden Anbau der Länder verscheucht und weit zurückgedrängt sind, so daß sie sich nur noch in einem Theil des ursprünglich inne gehabten Bezirkes behaupten. Auf der andern Seite haben die zu mancherlei Zwecken gezähmten Thiere die Völker auf ihren Wanderungen begleitet. Da ist es dann für den Zoologen wichtig zu wißen, an wie verschiedne Klimate sie sich gewöhnen konnten, und welche Abartungen dadurch bewirkt worden sind.

Dieß läßt sich nun, wie mich dünkt, ganz schicklich mit dem Namen der historischen und geographischen Zoologie bezeichnen.

Es erhellet schon im Voraus, daß die Untersuchung sich nur auf eine kleine Abtheilung der Wißenschaft beziehen wird: - - - - -

---

Staatl. Bibliothek Bamberg

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, August Wilhelm <<von>>,

August Wilhelm von Schlegel's sämmtliche Werke

Bd.: 8

Leipzig 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.727(4#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722573-5